P. Bonaventura Krotz
O. Pr.

Das ewige Licht

Predigten und Reden

Freiburg / Herder

EX LIBRIS
SOCIETATIS
VERBI DIVINI
Techny, Ill.

252.418
K 928

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

Das ewige Licht

Im gleichen Verlag:

Donders, Dr. A., P. Bonaventura O. Pr. 1862—1914. Ein Lebensbild. 3. u. 4. Aufl. (10.—15. Tausend) 8° (VIII u. 326 S.; 1 Bild) *M* 6.80; geb. *M* 11.20 und Zuschläge.

Das ewige Licht

Predigten und Reden

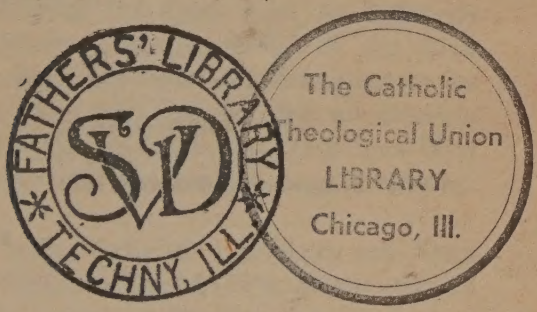
von

P. Bonaventura Krotz O. Pr.

Herausgegeben von

Dr. Adolf Donders

Professor an der Universität zu Münster i. W.



1. bis 5. Tausend

Freiburg im Breisgau 1920
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis, Mo.

29
17.110

Imprimatur

Düsseldorpii, die 20 Aprilis 1920

P. **Albertus M. Kaufmann**, O. Pr.
Vic. Prov. Teut.

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 9 Aprilis 1920

Fritz, Vic. gen.

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei von Herder & Co. G.m.b.H. in Freiburg i. Br.

Geleitwort.

Als Fénelons letzte Stunde herannahte, bat er seinen Sekretär, alle seine Papiere sogleich nach seinem Tode zu verbrennen.

Denselben Wunsch äußerte † P. Bonaventura O. Pr. kurz vor dem Tode am 12. Mai 1914 seinem Ordensobern, dem Prior des Berliner Dominikanerklosters, P. M. Rings.

Aber diesem Wunsche des Toten stand der drängende Wunsch vieler Lebenden entgegen, wenigstens eine kleine Anzahl seiner Predigten und Reden zur Erinnerung an ihn gedruckt zu sehen. Allzu bescheiden war stets die Meinung des schlichten Predigers von seinem gesprochenen Wort gewesen; noch bescheidener jene von seinem geschriebenen Wort.

Gewiß, es ist wahr: gedruckte Predigten und Reden sind nach einem Ausspruche Melchior v. Diepenbrocks im Vergleich zu den lebendig gesprochenen das Gleiche, was Eisblumen am Fenster zur Zeit des Winterfrostes gegenüber den frischen Feldblumen des Sommers in Gottes Natur sind. Die Predigt gehört ins Gotteshaus und in den Gottesdienst hinein, zwischen Orgelspiel und Lied. Die Rede braucht die lebendige Menge der Hörer, leuchtende Augen und ergriffene Seelen: Es ist etwas Großes um das gesprochene Wort, vorab im Reiche Gottes.

Soll man aber darum das Echo geringschätzen? Auch das in den Bann gedruckter Zeilen und Seiten geschlagene Wort hat noch ein Apostolat zu erfüllen, ganz abgesehen von der Mission des geschriebenen und gedruckten Wortes überhaupt, die insbesondere zur gegenwärtigen Stunde hoch und erhaben ist, wie nie zuvor. Wäre es auch nur die Erinnerung an viele weihevolle Stunden in vergangenen Tagen, sie allein wäre schon Grund genug, das Beste aus solch reichem Leben festzuhalten.

Überdies gilt es, mancher weitverbreiteten, vorurteiligen Auffassung über die Person und Wirksamkeit dieses Predigers von paulinischem Feuer und Seeleneifer entgegenzutreten, als ob nur die Kraft und Glut seines lebendigen Vortrags den tiefen Eindruck in den Herzen und Seelen von Tausenden bewirkt habe. Auf die Dauer wäre das auch bei einem solchen von Gott hochbegabten und besonders begnadeten Prediger nicht möglich gewesen, wenn dem Innern seiner Verkündigung des Wortes Gottes echter Gehalt, Ideen, Tiefgang gefehlt hätten. P. Bonaventura hatte allezeit etwas zu geben, er wußte zu schenken, freigebig, reich, oftmals königlich. Warum? Weil sein Innerstes von den großen Ideen und den hohen Idealen des Christentums erfüllt war, die zu allermeist den wahren Prediger schaffen; sodann, weil Gottes Gnadengaben und sein eigenes rastloses Arbeiten es ihm ermöglichten, jene Ideen und Ideale in eigenartiger Weise mitten in die neue Zeit, mitten in die Seelen und in das Leben seiner Zuhörer hineinzustellen. Was man von Bossuet gesagt hat, gilt auch von ihm: ein jeder seiner Hörer glaubte sich vom Prediger gezeichnet.

Mag sein, daß ebendies Tiefste, Beste, Anziehendste seiner Beredsamkeit hernach aus dem geschriebenen und gedruckten Wort nur in wenigen, seltenen Fällen wiederzuerkennen ist, weil es in den kostbarsten Momenten seiner Reden eben nur dem Augenblick entstammt und hernach nicht wieder einzufangen ist; bei ihm am allerwenigsten. Das wäre dennoch nicht Grund genug, alle seine Blätter zu verbrennen und seine Wirksamkeit mit der letzten gesprochenen Predigt am Karfreitag 1914 enden zu lassen.

Einer Sammlung von Reden und Predigten aus seinem Nachlaß standen allerdings nicht unerhebliche Schwierigkeiten hindernd im Wege. P. Bonaventura schrieb zwar vieles für seine Predigten und Reden, aber meistens nicht diese selbst ganz. In seinem Nachlaß finden sich zahlreiche Blätter, Zettel, Materialien, Skizzen für seine Kanzelvorträge. Jedoch blieb die Feder meistens bei den ihm zuströmenden Gedanken hinter der Möglichkeit des Fertigschreibens zurück. Nur verhältnismäßig wenige seiner zahllosen gehaltenen Predigten und Reden sind von ihm selber ganz aufgezeichnet, oder stenographisch aufgenommen und später von ihm durchgesehen. Mußte er sie schreiben und für den Druck abliefern (wie das bei den auf Katholikentagen gehaltenen Reden der Fall war), so bedrückte und beengte ihn dies „Müssen" schon von vornherein so stark, daß es ihm die Arbeit sehr erschwerte.

Den immer wieder aus dem einstigen Hörerkreis kommenden Bitten um Veröffentlichung des Besten aus seinem schriftlichen Nachlaß entspricht nun diese Sammlung, die in Übereinstimmung und im Einverständnis mit der deutschen Ordensprovinz der Dominikaner als Andenken an den toten Prediger der Öffentlichkeit übergeben wird: „De-

functus Abel adhuc loquitur — Der tote Abel predigt noch" (Hebr. 11, 4). Eine Erinnerung an ihn will sie den Vielen, die einst ihm lauschten, bedeuten. Daraus allein möge sie verstanden, danach allein beurteilt werden. Nie hätte der Verstorbene daran gedacht, daß auch nur eine dieser Predigten und Reden später weiter verbreitet, geschweige denn, daß eine solche Sammlung von rund dreißig gedruckt werden würde. Er hatte einen wahren Schrecken davor, den er z. B. in seinen Briefen aus Amerika (1906/07) wiederholt äußerte, wenn seine Mitbrüder ihm über den Ozean hinüber die Bitte schrieben, einige „drüben" von ihm gehaltene und nach amerikanischer Sitte verbreitete Vorträge hierzulande nachdrucken und verbreiten zu dürfen.

Aus eben diesem Grunde will auch jede einzelne Predigt oder Rede für sich allein gelesen und gewürdigt werden. Die Gruppierung stammt vom Herausgeber, während der Verfasser seinerzeit die einzelnen Arbeiten zu ganz verschiedenen Zeiten, unabhängig voneinander, entwarf und schrieb. So erklären sich manche Wiederholungen, weil der Redner meistens in immer wieder andern Städten und vor einem stets wechselnden Zuhörerkreis sprach. Allzu auffallende Wiederholungen einzelner Zitate, Erzählungen, Dichterworte wurden auf besondern Wunsch des Verlegers gestrichen. Es sind leichtere Kürzungen, die den Zusammenhang oder den Sinn der jeweiligen Stellen nicht beeinträchtigen. Im übrigen wurden keinerlei Änderungen, insbesondere nirgendwo eine „Überarbeitung" des Inhaltes oder der Form vorgenommen: dazu hielten sich weder die Ordensbrüder noch der Herausgeber für berechtigt. Man nimmt wohl auch im Kreis der jetzigen Leser und einstigen Hörer dieses Kanzelredners sehr gern einige Unebenheiten

in den Kauf, wenn man dafür das sichere Bewußtsein hat, nur ihm selbst zu lauschen, nur seine genauen Aufzeichnungen wiederzufinden, die mühsam aus seiner winzig kleinen, kaum lesbaren Handschrift entziffert wurden.

Die letzte Predigtreihe P. Bonaventuras, seine fünf Karwochenpredigten 1914 aus der Maria-Viktoria-Kapelle in der Berliner Karlstraße, wurde als ein Abschiedsgruß genau so veröffentlicht, wie sich einen Monat später ihre Skizzenzettel nach seinem Tode auf seinem Schreibtisch fanden. Er schrieb sie sich schwerleidend nieder, als er schon den Todeskeim im Herzen trug. Eben darum mögen sie auch in ihrer Unvollständigkeit denen besonders lieb und teuer sein, die ihn damals zum letztenmal hörten. Den andern seien sie ein Erweis seiner Art, zu arbeiten und sich vorzubereiten.

Ein Bändchen mit 45 Meditationen über „Die Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes" wird zum Oktober dieses Jahres im gleichen Verlag erscheinen.

Den Titel der Sammlung rechtfertigt die an ihrer Spitze stehende Betrachtung: Das ewige Licht. Es war stets dem Prediger eines seiner liebsten Symbole im Glaubens- und Andachtsleben der heiligen Kirche, und manche Volksmission, manchen Exerzitienkurs hat er mit einer Predigt über Das ewige Licht beschlossen, deren Inhalt und Aufbau jene Betrachtung wiedergibt. Zugleich aber ist mit diesem Wort im Titel der Sammlung angedeutet, daß P. Bonaventuras ganzes Predigerwirken und Leben stets von den hellen Strahlen des ewigen Lichtes Christi durchleuchtet war: „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen, und das Licht leuchtete hinein in die Finsternis" (Joh. 1, 3).

Das ewige Licht Gottes strahle uns aus diesen Blättern in das Dunkel der gegenwärtigen Zeiten hinein, auf daß der apostolische Prediger, den Gott unmittelbar vor Beginn dieser trüben Jahre ins Gottesreich der Ewigkeit hinüberrief, auch heute noch den gebeugten Menschenkindern Jesus Christus, „das Licht der Welt", verkündige.

Münster in Westfalen, am Dreikönigentage 1920.

Der Herausgeber:
Dr. Ad. Donders.

Inhalt.

	Seite
Geleitwort	v
I. Christus, das Licht der Welt	1
1. Das ewige Licht	1
2. Jesus Christus und „das Wesen des Christentums“	8
I. Glaube und Wissen	9
II. Jesus Christus	15
III. Christus und das Wunder	20
IV. Christus und die katholische Kirche	24
3. Das Evangelium Christi und die soziale Frage	30
4. Christus und Petrus	48
5. Unser Glaube und unsere Zeit	59
6. Zur Jahrhundertwende	64
7. Der Segen des allgemeinen Jubiläums (1900)	83
8. Das Evangelium Christi, ein Evangelium der Sünder (fünf Karwochenpredigten)	96
1. Das Evangelium der Sünder	96
2. St. Thomas Didymus	100
3. St. Matthäus und Zachäus	107
4. Der Schächer am Kreuze	111
5. Der Hauptmann unter dem Kreuze	115
II. Die Kirche Christi in der Gegenwart	123
9. Am Grabe Papst Leos XIII.	123
10. Das Papsttum in der Vergangenheit und Gegenwart	144
11. Konstantin der Große und die Freiheit der Kirche	159
12 Die Missionspflicht der katholischen Kirche	179
13. Wird durch die äußere Mission die innere Mission beeinträchtigt?	189

Seite

14. Die Katholiken in der Diaspora und der Bonifatiusverein 198
15. Katholische Kirche und Karitas 217

III. Der soziale Geist im Christentum . . 239

16. Katholisches Glaubensleben 239
17. Der Geist unserer sozialen Arbeit . . . 252
18. Sankt Elisabeth, ein Frauenideal der Karitas . 266
19. Gnade und Recht in der Fürsorgearbeit . . 284
20. Das Segenswerk des katholischen Gesellenvereins 314
21. Deutsch-amerikanische Katholiken 330
22. Der katholische Student und seine Ideale . . 344

IV. Die Erneuerung der Welt in Christus . 354

23. Die Erneuerung der christlichen Familie . . 354
24. Die Erneuerung der Welt durch Christus im heiligen Sakramente 377
25. Der Kreuzzug des 20. Jahrhunderts . . . 394

I. Christus, das Licht der Welt.

1. Das ewige Licht.

„Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt und erbarmend dich an mich gezogen" (Jer. 31, 3).

Dem Heiligen Geiste, dem Geiste der Liebe, dem heiligen Sakramente, dem Geheimnis der Liebe, dem heiligen Herzen Jesu, dem Brennpunkt und Sinnbild der Liebe, gilt die Verehrung und Anbetung dieser Festtage auf der Höhe des Kirchenjahres[1]. Erinnerung an eine ewige, unermeßliche Liebe, Besiegelung der innigsten Gottesnähe und Vereinigung im Mahle der Liebe, Erneuerung der eigenen Gottes- und Menschenliebe, das sollen diese Tage für uns sein.

Diese Gedanken sind zum immerwährenden Gedächtnis in einem Symbol ausgesprochen, welches zu den einfachsten und ergreifendsten gehört, die der reiche Kultus der Kirche uns bietet, jenem Symbol, das der schlichte und unentbehrliche Schmuck jeden wahren Gotteshauses ist. Wer von uns hätte nicht schon, wenn er einsam in der Kirche war, jener kleinen, oft unruhig glühenden, oft still leuchtenden Flamme seinen Gruß gesandt, wen hätte es nicht mit seiner Sprache tief ergriffen, „das ewige Licht", das oft das einzige Leben vor dem Brote des Lebens ist; wem hätte die heilige Gottesflamme nicht schon in die Seele geleuchtet und erzählt von Gottes Liebe und von unserer Liebe?

[1] Gepredigt vor der heiligen Fronleichnamszeit 1906.

I.

Das ewige Licht ist das Symbol einer ewigen Liebe.

Es geschieht bisweilen bei Menschen, daß jemand eine Seele liebt, um sie kämpft und ihretwegen leidet, lange ehe und oft ohne daß der Gegenstand dieser Liebe auch nur eine Ahnung davon hat. Das endliche Geständnis dieser lang gehegten Neigung ist oft tiefergreifend und überwältigend und allein Grund zu innigster Gegenliebe; denn nie steht der Mensch ungerührt vor dem Beweise einer großen selbstlosen Liebe, die nur gibt, ohne die Hoffnung zu haben, auch zu empfangen.

Übertragen wir das auf das religiöse Gebiet, und dann frage ich Sie: Ist Ihre Seele noch niemals unter dem Eindruck gestanden, den das Licht des herrlichen Gotteswortes: In perpetua caritate dilexi te — „mit ewiger Liebe hab' ich dich lieb!" hervorrufen kann? Ist es noch nie wie das Ahnen einer unendlich großen, ewigen Liebe über Ihre Seele gekommen?

Gehen Sie hinauf, Jahrtausende zurück, über den Weltenmorgen hinein in den ewigen Morgen des göttlichen Lebens. Vom göttlichen Erkennen und Wollen getragen liegt der Weltenplan vor Gottes Auge. „Der Abglanz des Vaters", „das Bild seines Wesens", das „ewige Wort" ist Mittelpunkt von allem. Von ihm gehen die Strahlen auf Millionen zu schaffender, zum Heile auserwählter Seelen. Und ein Strahl fällt auf unsere Seele — und sie leuchtet auf — denn die ewige Liebe Gottes hat sie getroffen.

Wir fragen manchmal, zumal in traurigen Stunden: „Wozu uns schaffen, uns schaffen, zumal das Leben nur Leiden ist?" Nicht doch! Es ist nicht immer Leiden, es ist nie Leiden allein; — wem auch nur ein einziges Mal

die Seligkeit des Wortes aufgegangen: „Gott hat mich lieb — von Ewigkeit her", wahrhaftig, der hat nicht umsonst gelebt. —

Aber wo sind davon die Beweise? — Das ewige Licht ist das Symbol einer sichtbar gewordenen unermeßlichen Liebe.

Wir stehen in diesen Tagen in besonderer Weise im Lichte jenes Sternes, der einst den Heiden in der liebeleeren Welt geleuchtet, der dann still sich verbarg, als wollte er das Licht sammeln, um es nachher in um so reicherer Fülle zu geben, der aufging als „das Licht der Welt" und wie ein herrlicher Frühlingstag hineinleuchtete in all das dunkle Elend der Welt, in die Finsternis der Geister, in „den Schatten des Todes", in so viel kummervolle und zerrissene Herzen; der sich verzehrte in heiliger Liebe, wie der Docht des ewigen Lichtes, schwächer und immer schwächer werdend, um dann vor dem Erlöschen am Kreuze noch einmal aufzuflammen in unendlicher göttlicher Glut auf Kalvaria.

Wir stehen vor dem Fronleichnamsfeste und in Ehrfurcht vor den Altären und vor dieser unermeßlichen Liebe selbst: Sehen Sie das ewige Licht? Es ist, als ob es die stumme Sprache der dort verborgenen Liebe redete: wie mild und gütig, wie lebendig bewegt und glühend und doch wie ruhig und beruhigend, wie das Auge des heiligen Sakramentes blickt es uns an und sagt zu unsern unruhigen und bekümmerten Herzen: „Sei ruhig, ich bin bei dir! Komm, hol' dir Licht und Kraft am ewigen Licht, sei stark in meiner Liebe!" Ah! Wenn nicht die Pforten zur übernatürlichen Erkenntnis unsern Sinnen verschlossen wären, wir würden die Schläge des heiligsten Herzens hören, und

sie würden uns sagen: Das ewige Licht hat recht: „Mit unermeßlicher Liebe hab' ich dich lieb!"

Keinen Anfang hatte die Liebe Gottes zu uns, sie ist ewig; keine Grenzen kennt sie, sie ist unermeßlich; kein Ende hat sie, sie ist unvergänglich: das ewige Licht ist das Symbol einer nie endenden Liebe.

„Ewige Liebe" schwören sich die Menschen, und doch, wie kurz ist oft der Menschen Liebe, wie schnell vergessen. Über die längst in die Erde gesunkenen Geschlechter ziehen die lebenden, und ihr Andenken ist verweht wie der Sand ihrer Gräber. „Es gibt einen Toten, an dessen Grab die Liebe wacht", sagt P. Lacordaire vom Grabe des Erlösers. Auch von jedem christlichen Grabe gilt das in einem erhabenen Sinne. Wenn unser Lebenslicht am Erlöschen ist, dann leuchtet ein anderes Licht uns in das Dunkel des Todes, die christliche Liebe wacht am Grabe: „und das ewige Licht leuchte ihnen!" so betet sie. Den „heim"-gegangenen Seelen hat es geleuchtet. Aufflammend in unendlicher Klarheit und Glut ist ihnen der Tag des ewigen Lebens erschienen, im Lichte Gottes schauen sie Licht, wie kein Auge es je hier gesehen, vernehmen sie Harmonien, wie sie nie an ein menschliches Ohr gedrungen, und genießen in einer Seligkeit, die nur göttliche Liebe geben kann, die höchste, nie endende Erfüllung des Wortes: „Mit ewiger Liebe habe ich dich lieb!"

Ja, es ist wahr, im erhabensten Sinne wahr: Die Liebe Gottes ist das ewige Licht.

II.

An Gottes ewige Liebe, an Gottes unermeßliche Liebe, an Gottes nie endende Liebe erinnert das ewige Licht.

Diese dreifache Offenbarung der göttlichen Liebe ist in der dreifachen Ordnung der Natur, der Gnade und Glorie die Erfüllung des Wortes: „Gott ist die Liebe", und mit „ewiger Liebe liebt er uns". Das ewige Licht spricht auch von unserer Liebe.

„Daß Gott uns liebt", sagt ein Heiliger, „ist unbegreiflich; unbegreiflicher noch ist, daß wir ihn wieder lieben dürfen; am unbegreiflichsten aber ist, daß wir es gleichwohl nicht tun. Und doch sollte für uns nichts leichter sein, als dies, denn Gott hat das Suchen nach seiner Liebe so tief in unsere Herzen gelegt, daß sie sterben würde, könnte sie nicht mehr lieben." Der mächtigste und tiefste Zug, der durch den Menschen geht, ist der Zug der Liebe. Solange die Menschheit sein wird, wird in ihr das ewige Licht der Liebe des menschlichen Herzens leuchten: die Liebe zur Natur mit ihrem unendlichen Reichtum an Schönheit, die Liebe zur Wissenschaft mit ihren stillen, tiefen Freuden, die Liebe zur Kunst mit ihrer begeisternden Flamme, die Liebe zu den Menschen mit ihrem schier unwiderstehlichen Drang, — all das sind ebenso viele Formen, in denen der Zug dessen sich offenbart, was als der „Menschheit Höchstes" gepriesen wird. Aber nicht an den Formen soll er hängen bleiben, zum Wesen muß er kommen; nicht für die Funken sind wir geschaffen, sondern für die Sonne; nicht für eine vergängliche Erinnerung, sondern für die ewige Liebe selbst, denn „Gott ist die Liebe!"

Das ist der Grund der Erscheinung, daß uns keine irdische Liebe, in sich allein genommen, für immer befriedigt. Was noch so heiß erkämpft, was eine Zeitlang mit glühender Leidenschaft besessen war, was ewig währen sollte, es kommt ein Tag, wo wir uns, vielleicht mit Schrecken,

gestehen: „Das ist es nicht!“ Verglimmende Glut, ein bis zu Ende gebrannter Docht, Asche und Trümmer sind geblieben, da schlägt die Flamme wieder empor, sie sucht neue Nahrung, in etwas anderem glaubt sie das Glück zu finden — sie findet nur eine neue Enttäuschung. Nur wem vom Anfang seiner Liebe an das Licht der ewigen Liebe geleuchtet hat, nur wer dessen milden, erhebenden und verklärenden Glanz auf alles fallen läßt, was er liebt, und alles läßt, was dieser Glanz nicht verklären kann, nur der liebt glücklich, liebt dauernd und ohne die Gefahr, enttäuscht zu werden. Ach, wie viele verlieren ihr ganzes Leben, opfern Frieden und Glück anderer und erkennen am Ende gleichwohl nicht das ewige Licht; in ewiger Nacht sind sie, im ewigen Tode: denn „wer Gott nicht liebt, ist im Tode!“ „O, daß du es doch erkänntest“ — am Tage, da man das Fest des heiligsten Herzens feiert — „an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient!“

Das ewige Licht ist das Symbol der sichtbar gewordenen Gottesliebe, Jesu Christi. Es ist auch das Symbol der sichtbar gewordenen Menschenliebe. Es gibt eine Art Fleischwerdung der Liebe der Menschen zu Gott, das ist vor allem die Nächstenliebe. Jede echte, in Gott gegründete Menschenliebe ist Gottesliebe. Unser Erlöser ist dafür Bürge und höchstes Vorbild. Jeder Schlag seines Herzens galt Gott und den Menschen; sein Tod war ebenso ein Akt der Verherrlichung Gottes wie der Liebe zu den Erlösten. Eine größere Liebe kann man nicht zeigen, als wenn man sein Leben hingibt für die, welche man liebt! Vom Kreuze aus, vom Feuer der höchsten Liebe fielen die Funken echter Menschenliebe auf die erlöste Welt, und als der Geist der Liebe im Sturmwind kam am ersten Pfingstfest, da wurden

die Funken zur Flamme, über den Häuptern der Apostel waren sie sichtbar, und von Jerusalem aus nahm dieses mächtige Feuer seinen Lauf über die Erde, schmolz alle Gegensätze, löste aus alles Unreine, verbrannte die niedrige Selbstsucht, entfachte zur Flamme begeisterter Hingabe die Märtyrer der Nächstenliebe, und aus diesem Weltbrande der christlichen Karitas stiegen Millionen Werke zur Heilung und Heiligung der Menschheit. Wir alle sind Kinder dieses Lichtes; brennt es auch in uns, das heilige Feuer? Die Demut, die Selbstlosigkeit, die werktätige, hochherzige Menschenliebe? Jene Liebe, die der Apostel so begeistert preist in dem bekannten Kapitel des ersten Korintherbriefes, das wie das Hohelied der Liebe klingt? Und hätten wir alles, die Gabe wunderbarer Rede, äußere Werke in Fülle, wenn wir das „Größte“ nicht hätten vom Christentum, das Kennzeichen des Geistes Jesu, das sichere Unterpfand der ewigen Vaterliebe Gottes, was nützte es uns? — „Ich kenne euch nicht!“ Dies Wort gilt allen, die gleich den törichten Jungfrauen ohne das ewige Licht der Liebe an die Pforte der Ewigkeit pochen.

Von einer unvergänglichen Liebe redet das ewige Licht. Auch die echte Menschenliebe hat ihre nie vergehende Glorie in dieser und der andern Welt. Man erzählt von Sternen, die längst erloschen sind, deren Licht wir aber heute noch sehen, weil es bei dem unendlichen Abstand von der Erde so langer Zeit bedurfte, um bis zu uns zu kommen. So ist es mit den Taten der Liebe; sie sind sichtbar, wenn auch die Menschen, von denen sie ausgingen, längst nicht mehr sind. Das ewige Licht ihrer Liebe leuchtet uns. Eine Bahn des Lichtes lassen sie zurück, und auf ihr wandeln Jahrhunderte hindurch die Menschen, die Armen

und Kranken, die unübersehbaren Prozessionen kreuztragender Menschen. „Selig die Toten, die im Herrn sterben; sie ruhen aus — und ihre Werke folgen ihnen."

Nicht allen ist das im gleichen Maße beschieden. Es gibt Menschen, die sonnenartig auf ihre Umgebung wirken. Niemand geht an ihnen vorüber, ohne an ihren Strahlen erleuchtet, wärmer und reifer geworden zu sein. Eines aber können alle, müssen alle können, die berufen sind, zu anderer Bildung und Erziehung im Natürlichen und Übernatürlichen beizutragen. Der Heiland spricht einmal von dem Lichte, das unsern Körper, unser ganzes Tun durchleuchten soll. Lebendiger Glaube und in Gott gegründete Liebe geben dieses Licht. Und hätten wir in unserem Leben auch nur in einer Seele dieses Licht entzündet, wohl uns! Vielleicht, daß es andern zur Leuchte wird und weiter brennt über Generationen hin und Jahrhunderte hindurch — ein ewiges Licht, still weiter wirkend, bis es den wiederfindet, von dem es ausgegangen, im unendlichen seligen Licht der Glorie Gottes.

2. Jesus Christus und „das Wesen des Christentums"[1].

Zu den bevorzugtesten Interessen Leos XIII. gehört die Hebung der philosophischen und theologischen Studien. Gleich am Anfang seines Pontifikates steht das hochbedeutsame Ereignis, die Enzyklika vom 4. August 1879 Aeterni Patris über die christliche Philosophie, „über die Art und

[1] Ein Fastenvortrag aus der Fastenzeit 1903. (Berlin, St. Paulus), gegenüber dem gleichlautenden Buche von Harnack.

Weise der philosophischen Studien, welche sowohl dem Glaubensgute völlig gerecht wird, als auch der Würde der menschlichen Wissenschaften selbst entspricht". So ist auch er ein Beweis für die im Eingange des Rundschreibens ausgesprochene Tatsache: „Die obersten Hirten der Kirche haben es immer als eine Pflicht ihres Amtes erachtet, die wahre Wissenschaft mit allen Kräften zu fördern."

Leos XIII. Person und Werk ist in dem „Kampf zwischen Religion und Wissenschaft" ein Zeichen der Versöhnung. In seiner Stellung als Papst: der Stellvertreter Christi, der Repräsentant des Übernatürlichen; durch den über ihm waltenden göttlichen Schutz zur Wahrung und Verkündigung der geoffenbarten Heilslehre, das Organ des Geistes der Wahrheit, der Lehrer des Glaubens; als hervorragender Gelehrter und Gönner wissenschaftlichen Strebens, ein Freund und Förderer der Wissenschaft, ist er selbst ein Beweis und Symbol der Harmonie zwischen Glaube und Wissenschaft.

Dem Verhältnisse von Glaube und Wissenschaft, dem großen Thema der Weltgeschichte, und dem für unsere Zeit bedeutendsten, gelten die folgenden Gedanken.

I. Glaube und Wissen.

Es gibt drei Arten von „Gläubigen". Die gewöhnlich „Ungläubige" genannten Gegner des religiösen Glaubens, die sich zu einer ganzen Anzahl unbewiesener Dogmen des Unglaubens bekennen; die Gläubigen im allgemein bekannten Sinne, die den kindlichen Glauben bewahrt oder wiedererrungen und zur religiös-wissenschaftlichen Überzeugung, zu einer klaren, festen Weltanschauung

durchgebildet haben; und in der Mitte zwischen beiden Arten: die Halben, jene, die mit den Wurzelfasern der Pietät an ihrer Familie und Vergangenheit hängen, deren Gefühl der machtvollen Poesie des Glaubens oft unterliegt, die für das Rätsel in unserer Brust, das unfaßbare Allerheiligste unserer Seele, wohl einen symbolischen Ausdruck in Kunst und Religion finden, in letzterer aber jegliche Vernunftgewißheit bestreiten.

Dementsprechend gibt es in bezug auf das Verhältnis vom Glauben zur Wissenschaft drei Ansichten. Die Dogmatiker des Unglaubens sind der Meinung: Religion und Wissenschaft sind unversöhnliche Gegner, wie Feuer und Wasser, wie Licht und Finsternis. Die Religion kann nur dort sein, wohin das Licht der Wissenschaft nicht geleuchtet hat. Der Glaube vergeht vor der Wissenschaft wie die Nacht vor dem Morgen. Religion ist die große Kinderkrankheit der Menschen; wo sie im Mannesalter der Menschheit festgehalten wird, gehört sie zu den Kulturlügen.

Zwischen Glaube und Wissenschaft, sagen die andern, besteht weder Gegensatz noch Harmonie; sie haben beide miteinander nichts zu tun. Es ist ein falscher Intellektualismus, wenn man erkennen und beweisen will, was man glaubt; nicht im Verstande, sondern im Gemüt und Willen hat die Religion ihren Sitz; nicht Erkenntnis ist sie, sondern Gefühl. Man schädigt die Religion ebenso wie die Wissenschaft, wenn man beide miteinander verbinden will.

Die Lehre der katholischen Kirche lautet: Glaube und Wissenschaft sind keine Gegensätze, zwischen beiden besteht die innigste Harmonie, wenn man die Natur und die Rechte der beiden unterscheidet. Sie haben beide die-

selbe Quelle: Gott; von ihm kommt das Licht der Vernunft und das Licht des Glaubens; sie haben beide als Inhalt die Wahrheit: die Vernunft, die natürlich erkennbare, der Glaube, die durch die Offenbarung vermittelte; sie wohnen beide im selben Hause: im Verstande. Wiewohl unterschieden, sind sie doch aufeinander angewiesen: der Glaube setzt die Vernunft voraus, denn nur Vernünftige können glauben; die Vernunft dient dem Glauben, d. h. sie richtet — nicht über den Inhalt, sondern die Tatsache der Offenbarung; sie baut die gegebene Offenbarung aus zum Tempel der theologischen Wissenschaft. Das ist die Bedeutung des vielgeschmähten Wortes: Philosophia ancilla theologiae: „die Philosophie ist die Dienerin der Theologie". Umgekehrt, der Glaube hilft der Vernunft. Er gibt ihr Erkenntnisse, die sie aus sich nicht haben kann; er gibt ihr Sicherheit zur Meidung und Abwehr von Irrtümern, weil, die Tatsache der Offenbarung vorausgesetzt, das untrügliche Wort Gottes sicherer ist als die durch die Sinne vermittelte Erkenntnis der Vernunft. Also nicht Gegensatz besteht, sondern Beziehungen sind es, Verhältnisse, die nicht gelöst werden können; ein Schwesternpaar sind Philosophie und Theologie; wer die eine tötet, trifft der andern ins Herz.

Glaube und Wissenschaft stehen und fallen miteinander.

Auf diesem letzteren Standpunkte stehen wir. Man sagt uns, er wäre veraltet und unhaltbar. Wer Haeckels „Welträtsel" gelesen, sei dem Atheismus für immer gewonnen. Wer mit den Ergebnissen der modernen Wissenschaft vertraut sei, könne unmöglich noch an religiöse Dogmen glauben.

So sagt man. Ist dem so? Wann wäre das? Wenn zwischen den Wahrheiten des Glaubens und den unzweifelhaft sicheren Ergebnissen der Wissenschaft ein unauflösbarer Gegensatz bestände. Ist ein solcher gefunden? „O ja!" sagen die Gegner, „nicht nur einer". Ist das erwiesen? unbestreitbar erwiesen? Wenn dem so wäre, so sein könnte? — Es ist schrecklich, das zu denken, — aber was vermögen wir gegen die Wahrheit? Wenn dem wirklich so wäre, dann könnte nicht die Rücksicht an die mit tausend geheimnisvollen Banden uns festhaltenden Erinnerungen an Kindheit und Familie, nicht die Rücksicht auf eine von uns bisher hochgeachtete religiöse Gemeinschaft, nicht die Rücksicht auf das, was viele vielleicht am längsten halten würde, auf das arme Volk, nichts, nichts auf der Welt, könnte den Schrei der Vernunft ersticken, der ... Doch halt! was sagen wir? Es ist ja nicht möglich, nein es ist — um nur das eine zu sagen — kein einziger unlösbarer Widerspruch zwischen Glaube und Wissenschaft in bezug auf den ersten Satz unseres Credo erwiesen, den Glauben an den persönlichen Gott! Meine Vernunft zwingt mich an das Dasein Gottes zu glauben, weil ich mein Dasein auf eine andere Weise nicht erklären kann. „Sie kennen das noch nicht" ... entgegnet mit unheimlichem lauernden Lächeln die Verneinung. „Sie kennen nicht alles. Wir sind darin aufgeklärter. Wir wissen das." Sie wissen das? Mein Gott! Sollte es möglich sein? Es ist wahr, der Glaube hat seine Geheimnisse und Schwierigkeiten, auch er hat nicht das ganze Licht — er ist kein Schauen, — sollte die Wissenschaft es geben können? Also Sie wissen das, Sie werden mir die großen Rätsel lösen können? So erbarmen Sie sich der fieberhaften Angst meiner Seele und sagen Sie mir —

aber hören Sie, so muß die Antwort sein, daß kein unerklärter Rest bleibt — antworten Sie mir: Was ist des Menschen Seele? was die Vernunft? „Das allerdings, wir müssen's gestehen, wissen wir nicht!" Was und woher ist das Leben, die Welt und die Menschheit? „Das wissen wir nicht!" Welches ist der Zweck meines Daseins? Woher und wozu das Leid, der Tod? „Das wissen wir nicht!" Das wissen Sie nicht?! Und Sie lachen über unsern Glauben? Sie wollen, daß ich statt an das Dasein eines unendlich vollkommenen persönlichen Wesens, an die Ewigkeit und Allmacht der Materie glaube; Sie wollen, daß ich statt an die ewige Weisheit an den ewigen Wahnsinn, den Zufall glaube; Sie begehen das Verbrechen, das, was bisher der Menschheit Höchstes gewesen ist, woraus sie Bestand, Fortschritt, Ruhe geholt, was sie ausgesöhnt hat mit dem harten Los dieses Erdendaseins, wegzunehmen, ohne auch nur die Spur eines Gleichwertes zu bieten; Sie begehen die ungeheuerliche Anmaßung, zu sagen, daß die Wissenschaft es sei, die den Glauben als irrig erweise, und wollen das arme Volk zu dem wahnsinnigen Unrecht verurteilen, statt der Größe, die ihm aus seinem Glauben und Hoffen, aus der versöhnenden Macht seiner Liebe kam, ein dumpfes Dahinbrüten unter dem Sklavenjoche der Mächtigen, oder Verzweiflung, Tod und Vernichtung als einzigen Ausweg ihres flucherfüllten Daseins zu sehen?

So gibt es denn keine andere Möglichkeit, als von den zweien eine: entweder Verzicht auf alles Wissen, auf das Wissen zumal, das uns das höchste sein muß, oder zu wissen wagen und darum glauben. Die Trostlosigkeit des ersten ist in ergreifender Weise in den Versen ausgesprochen, die das Geständnis vieler sind:

Und ein Rätsel die Welt, und ein Rätsel auch du,
Und ein Rätsel der Kampf, und ein Rätsel die Ruh',
Und ein Rätsel der Schmerz, und ein Rätsel das Glück,
Und es wandern die Wellen — nicht eine zurück.

Und ein Rätsel das Gute, das selbst sich belohnt,
Und ein Rätsel die Sünde, die keinen verschont,
Und ein Rätsel die Schönheit, die duftend erblüht,
Und ein Rätsel die Lieb', die das Herz dir durchglüht.

Und das stumme Gebet, das der Brust dir entschwebt,
Und die Ahnung der Gottheit, zu der sich's erhebt,
Und ein Rätsel des Schicksals verworrenes Spiel,
Und das schweigende Grab am gefürchteten Ziel.

Und doch vorwärts, nur vorwärts, ermattende Brust,
Wie die Wellen im Flusse mit brausender Lust,
Und so frag nicht erst lange, woher und wozu:
Und ein Rätsel die Welt, und ein Rätsel auch du!

(Alfred von Berger.)

Wie wohltuend ist es, diesen Rätseln gegenüber, das Geständnis eines Mannes der Wissenschaft zu hören, welches die Harmonie von Glauben und Wissenschaft bekennt. „Die Kenntnis der Natur führt unausweichlich zur Gottesidee, und gerade nach den Gesetzen der Kausalität sind wir nach meinem Dafürhalten des Daseins Gottes so sicher wie des Daseins der Natur. Mag eine skeptische Philosophie dieser Folgerung auch nur einen bescheidenen Grad von Wahrscheinlichkeit zumessen oder sie gar für unphilosophisch erklären, der nach der Methode der Induktion und Analogie schließende Naturforscher wird in der Zurückführung des Daseins und der Eigenschaften der Organismen auf eine schaffende Gottheit, nicht nur die begreiflichste, sondern die einzig vorstellbare Erklärung finden: ihm folgt sie mit über-

zeugender Logik aus den Tatsachen. . . . Nach meiner Überzeugung ist gerade der Atheismus mit einer vorurteilslosen Naturforschung unvereinbar."[1] Darum ist er auch nur psychologisch verständlich. „Er scheint auf einer inneren Abneigung gegen die Annahme einer Gottheit zu beruhen, auf der Flucht vor einer unerwünschten Lösung des Welträtsels, auf einer bis ins Pathologische gesteigerten menschlichen Überhebung."[2]

II. Jesus Christus.

„Meine Vernunft nötigt mich, an das Dasein Gottes zu glauben, weil ich mein eigenes Dasein auf keine andere Weise erklären kann." Dieses Wort des Kardinals Manning ist die kurze zusammenfassende Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis der echten Wissenschaft zum Gottesglauben. Wir kennen nur eine einzige befriedigende Welterklärung, und diese liegt in dem Worte: „Ich glaube an den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde."

Wie aber steht es mit dem zweiten wichtigen Punkte unseres Glaubensbekenntnisses, wie steht die Wissenschaft zum Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes?

Es gibt eine höhere Erkenntnis Gottes, als die durch die sichtbare Welt vermittelte, jene, welche stärker und unmittelbar auf uns wirkt und unserer Weltanschauung die kraftvolle Stütze einer lebendigen Erfahrungstatsache gibt. Im Aufstieg zu Gott an der Stufenleiter der gewordenen Dinge gelangt unser Denken bis an die Pforte der jenseitigen Welt.

[1] Reinke, Die Welt als Tat[4]. Berlin 1905, S. 482.
[2] Ebd.

Wir stehen vor dem Ungewordenen, dem Ewigen, dem Absoluten. Mit heiliger Scheu klopfen wir und fragen: Bist du, o Gott? Antworte uns — in einer Sprache, die unsere Sinne wahrnehmen können, zeige denen, die nicht durch langes Ringen, nicht durch die mühevollen Gänge menschlicher Beweisführung zu dir kommen können, daß du bist. O Gott, es ist eine Frage von der höchsten Wichtigkeit für deine Geschöpfe, ihr ewiges Heil hängt davon ab, antworte uns: Bist du ein lebendiges, über der Welt stehendes persönliches Wesen? Gott hat die Antwort gegeben. Sie liegt in der Erfahrungstatsache, deren Höhepunkt wir nennen mit dem Namen Jesus Christus.

Wer ist Jesus Christus? Das ist die Frage, auf die alles ankommt. Ist er ein Mensch, wie wir, ein Mensch zwar von überragender Bedeutung, von einer einzigartigen Größe, ein Mensch, unerreicht und unerreichbar, aber ein Mensch und nicht mehr, oder ist er die höchste Offenbarung Gottes an uns Menschen, Gottes Sohn, Gott selber? Was sagen die Evangelien von ihm, was seine Werke, was er selbst?

Die „voraussetzungslose", moderne, antichristliche „Wissenschaft" geht an die Frage: Was ist Jesus Christus? mit der großen unbewiesenen Voraussetzung: Es gibt keinen persönlichen, überweltlichen Gott. Ihr ist die Frage schon „gelöst", ehe sie gestellt ist. Es gibt keine unmittelbare, übernatürliche Offenbarung Gottes, weil es nach der genannten Voraussetzung keine geben kann. Wenn von Offenbarung die Rede ist, so kann das nur in dem Sinne einer Reflexion des — pantheistischen — göttlichen Wesens in sich selbst gelten, „nicht Eingebung von außen ist sie, sondern eins mit der Geschichte des Menschengeschlechtes, die Erscheinung

Christi ist nicht die Hineinpflanzung eines neuen göttlichen Prinzips, sondern ein Schößling aus dem innersten Mark der göttlich begabten Menschheit heraus".

Es gibt ein Etwas, was die Unhaltbarkeit dieser Voraussetzung zeigen, und das ganze auf sie gebaute Kartenhaus schöner Phrasen mit einem Schlage vernichten kann, und das ist: das Wunder.

Wenn es eine Offenbarung gibt, so muß sie als hauptsächlichstes äußeres Kriterium, als das am leichtesten erkennbare, weil in die Augen springende und überzeugendste Pfand das Wunder haben. „Gebt uns" — so sagen die Gegner des Christentums — „ein einziges, unzweifelhaft beglaubigtes Wunder, und wir werden glauben." „Nicht der Wahrheitsdrang, nicht die Glaubensfähigkeit fehlt uns, sondern einzig und allein das Wunder." Ob es ihnen ernst ist mit dieser Forderung? Ob sie ein Wunder wirklich überzeugte? Ob nicht gerade für sie das Wunder der Grund ist, weshalb sie den Glauben ablehnen? Das Wunder ist gegeben, das größte, das die Welt gesehen hat: es ist die Person und das Werk Jesu Christi. Seine Geschichte, in ihren großen Linien schon geschrieben, ehe er in die Welt trat, enthalten die Evangelien. Auch der oberflächlichsten Betrachtung kann das Wunder, der Beweis der göttlichen Sendung, auf welchen Christus wiederholt hinweist, nicht entgehen. Werden sie glauben? Hören wir einen aus ihnen, er ist ein klassischer Zeuge für die Unaufrichtigkeit und Unwissenschaftlichkeit von vielen. Strauß sagt: „Sind die neutestamentlichen Schriften wirklich historische Urkunden, so ist das Wunder aus der Lebensgeschichte Jesu nicht zu entfernen; sind umgekehrt Wunder nicht möglich, so sind die neutestamentlichen Schriften keine geschichtlichen Urkunden."

Die „neuere" rationalistische Kritik sagt allerdings anders: „Es ist der historisch-kritischen Arbeit zweier Generationen gelungen, die Geschichtlichkeit der ersten drei Evangelien, welche Strauß aufgelöst zu haben glaubte, in großem Umfange wiederherzustellen. . . . Ihr einzigartiger Charakter ist heute allgemein anerkannt. . . . Daß wir hier in der Hauptsache primäre Überlieferungen vor uns haben, ist unverkennbar" — so Harnack. Also die heiligen Schriften sind historische Urkunden, folglich besteht das Wunder Jesu? „Durchaus nicht!" Im theologischen Sinne, d. h. als — allerdings in den Weltenplan Gottes von Ewigkeit her aufgenommenes — unmittelbares Eingreifen der göttlichen Allmacht in den Lauf der Dinge läßt man das Wunder nicht zu. Und warum nicht? Weil es mit modernen Anschauungen unverträglich ist. „Wir sind", sagt abermals Harnack, „der unerschütterlichen Überzeugung, daß, was in Raum und Zeit geschieht, den allgemeinen Gesetzen der Bewegung unterliegt, daß es also in diesem Sinne, d. h. als Durchbrechung des Naturzusammenhanges, keine Wunder geben kann." Übrigens „die Wunderfrage ist etwas relativ Gleichgültiges gegenüber allem andern, was in den Evangelien steht. Nicht um Mirakel handelt es sich, sondern um die entscheidende Frage, ob wir hilflos eingespannt sind in eine unerbittliche Notwendigkeit, oder ob es einen Gott gibt, der im Regimente sitzt und dessen naturbezwingende Kraft erbeten und erlebt werden kann." Allerdings, aber auch darum handelt es sich, ob dieser Gott über den Naturgesetzen steht, und ob er die Macht hat, wie er die Gesetze gegeben, so auch in einem einzelnen von seiner Vorsehung bestimmten Fall und ohne „gewaltsamen" Durchbruch des Naturzusammenhanges, ihre Wirkung aufzuheben; ob es diesem Gott freisteht, sich

auf andere als die in der Natur gegebene Offenbarung klare und überzeugende Beweise im Wunder zu geben; darum handelt es sich — und darum hauptsächlich — ob Jesus Christus zur Beglaubigung seiner Sendung Wunder getan und auf dieselben sich berufen hat, und — wenn das nicht in Abrede gestellt werden kann — darum handelt es sich, ob wir das Recht haben, die Wunder als unverständlich beiseite zu schieben und zu übersehen, oder ob nicht unser Gewissen uns nötigt, sie anzuerkennen und die Folgerungen daraus zu ziehen, auch dann, wenn „unsere" vorgefaßten Meinungen dadurch als irrig sich erwiesen. Muß nicht auch diese neuere Kritik der Evangelien zugeben, daß selbst nach Ausscheidung einer ganzen Reihe von Wunderberichten, für die eine natürliche Erklärungsweise möglich sein soll, „Unergründliches" im Werke Jesu ist? Nun wohl, das „Unergründliche", das nicht menschlich Erklärbare, das Wunder, das wir nicht entfernen und nicht übersehen können, das Wunder ist es, welches uns den Beweis von der Gottheit Jesu und der Tatsache der übernatürlichen Offenbarung gibt.

Und nun fragen wir: Wenn es unbestreitbar der Drang der Menschheit war und das Sehnen der menschlichen Seele immer ist, mit dem lebendigen persönlichen Gott auf gewisse, allen erkennbare Weise in Verbindung zu treten, wenn der Mensch in Sachen des Seelenheiles unfehlbare übernatürliche Sicherheit und Gewißheit haben will, und wenn die Geschichte uns von wunderbaren Tatsachen berichtet, die den Beweis geben, daß ihm die Gewißheit geworden und Gott zu uns gekommen ist, welche „Wissenschaft" kann uns dann den Glauben an Jesus, den Sohn Gottes, rauben?

III. Christus und das Wunder.

Aber wozu der Kampf um das Wunder? Zur Beglaubigung der göttlichen Sendung Christi, der Gottheit des Stifters der christlichen Religion? Aber handelt es sich denn beim Christentum um Dogmen und Lehre, ist es nicht wesentlich Leben und Liebe? Wozu den Gebildeten unserer Tage die Religion unverständlich und verächtlich machen, indem man ihnen den Dogmen- und den Wunderglauben aufnötigen will, während der Hinweis auf das Christentum Christi, auf die Religion der dogmenfreien Liebe, sie dem „einigen Christentum" gewinnen würde? Übrigens hat nicht Christus selbst auf die „Lehre" keinen Wert gelegt? Hat er denn überhaupt von sich behauptet, daß er Gott sei? Der Satz: „Ich bin der Sohn Gottes", ist von Jesus selbst nicht in das Evangelium eingefügt worden. „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium." Es lag ganz außer dem Gesichtskreis Jesu, unabhängig von seinem Evangelium eine Lehre über seine Person und seine Würde zu geben." „Glaubt, was ihr wollt, von Christus, haltet nur seine Gebote."

So und ähnlich lauten die Wendungen, mit denen man das Wesen des Christentums umgeht.

Es gibt ein Wort Christi, das die ganze unklare Stimmung, welche die Willkür am Worte Gottes geschaffen hat, zerreißt wie der Blitzstrahl das Gewölk, und dieses Wort — es ist ein sehr strenges und ernstes — lautet: „Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet, weil er an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes nicht glaubt." „Wer glaubt und sich taufen läßt, wird selig

werden, wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden." Das ist ein Wort des sonst so milden, verzeihenden und versöhnenden Erlösers. Er hat noch andere dieser Art und viele solcher Worte gesprochen, die unzweifelhaft den Beweis geben, daß er sich in einem ganz einzigartigen Sinne als Gottes Sohn, als Messias, als wesensgleich mit dem Vater bezeichnet hat. Wir werden einige kennenlernen. Vorher kurz folgendes: Wer von den Worten Christi als etwas Ernsthaftem redet, wer glaubt, daß Jesus nicht mehr oder minder unverständliche Redensarten gesprochen, sondern Worte voll „Geist und Leben", wer überzeugt ist, daß Christus bei klarem Bewußtsein gesagt: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen" — wer an eines von diesen Worten glaubt, dem steht nicht das Recht zu, andere Worte deswegen einfach unbeachtet zu lassen, weil sie sich nicht in den Rahmen einer vorgefaßten Meinung fügen wollen. Wer eines verwirft, verwerfe alle, wer eines annimmt, nehme alle an! „Aber es finden sich Widersprüche in den Worten Christi!" Wo sind die Widersprüche? In euern Systemen, in dem, was ihr „Christentum Christi" zu nennen pflegt, dort allerdings finden sich unlösbare Widersprüche. Weil ihr nicht den ganzen Christus nehmet, nicht den Christus, den die Evangelien uns schildern, den Gottmenschen, darum wird immer euer Versuch mißlingen, ein einheitliches Bild Jesu aus seinen Worten zu gewinnen. Wer an die Erscheinung Christi mit der „dogmatischen" Voraussetzung geht: Christus kann nicht Gott sein, — weil es nach der modernen „Metaphysik" nicht möglich ist, wer von vornherein alles Übernatürliche als nicht wirklich ausscheidet, der wird eine große Anzahl von „Sprüchen Jesu" als unverständlich beiseite

schieben müssen, der wird selbst in dem, was er stehen läßt, Widersprüche, Geheimnisse und Rätsel nicht verkennen können, auch wenn er, wie Stewart Chamberlain in der Vorrede zu dem Buch „Worte Christi", den „Christus-Gott" den Theologen überlassen und sich nur mit dem Menschen Christus beschäftigen will. Nur wer den ganzen Christus glaubt, versteht ihn, nur der Gott-Mensch läßt Jesus verständlich werden; Christus, wahrer Mensch, und Christus, wesensgleicher Sohn des ewigen Vaters, so tritt er der unbefangenen, voraussetzungslosen Betrachtung aus den Evangelien entgegen.

Daraus allein, aus der Verbindung der göttlichen Natur mit der menschlichen in der einen Person erklärt sich das ganz Einzigartige in der Erscheinung Jesu. Sonst suchen wir das Ideal jenseits der Wirklichkeit. Hier ist die Wirklichkeit Ideal, unerreicht und unerreichbar steht Jesus inmitten der Menschen und Zeiten. So einfach die Sprache der Evangelien ist, so klar das Bild Jesu vor uns steht, es ist niemand möglich, ihn vollkommen zu schildern. „Zum ersten Male und zum einzigen Male" — sagt Bougaud ebenso wahr als schön — „bleibt die hohe Vollkommenheit der Kunst tief unter der Bedeutung der geschichtlichen Erscheinung stehen und ist die Einbildungskraft selbst des lautersten Geistes nicht imstande, die Wirklichkeit zu idealisieren." Daraus erklärt sich das wunderbar Hohe, Majestätische, Ehrfurchtgebietende und das menschlich Zarte, Hingebende, Anziehende in der Person Jesu, eine einzigartige und nur bei ihm, dem „Einzigen", mögliche Verbindung: „Unnennbarer Adel leuchtet durch diese Menschengestalt, und unendliche Hoheit umfließt sie" — und doch ist uns wohl bei ihm, wie wenn er so ganz der Unseren einer wäre,

wir fühlen, daß es bloß seiner Nähe bedarf, um Ruhe zu finden und glücklich zu sein.

Wenn darum die neue Untersuchung vom „Wesen des Christentums" sagt: „Den Herrn des Himmels und der Erde hat er als seinen Gott und Vater, als den Größeren, als den allein Guten bezeichnet. Zu ihm betet er, seinem Willen ordnet er sich unter. Dies empfindende, betende, handelnde, ringende und leidende Ich ist ein Mensch . . .", so ist das längst von der katholischen Theologie gesagt worden. Ja, dieser Mann, der als Kind geboren ward, der in Verborgenheit und Armut lebte, ist ein Mensch; dieser Mann, der weinte mit den Trauernden, der die Freude teilte mit den Fröhlichen, dieser Mann, der die Freundschaft heiligt im trauten Bethanien und jubelt in stillem Glück mit der Seele, die den Frieden wiedergefunden, dieser Mann, aus dessen leuchtendem Auge ein unendlich tiefes Kindergemüt schaute, dem keine edle Regung fremd war, der Mann, der am Ölberge lag und ringend betete, der litt und am Kreuze in namenloser Qual der Gottverlassenheit zum Vater rief, dieser Mann, der starb, er war ein Mensch. Niemand zweifelt daran; als man es früher getan, hat die Kirche die Menschheit Christi in Schutz genommen.

Der Mann aber, der auf wunderbare Weise in diese Welt getreten, der Wunder gewirkt, zahllose, der verschiedensten Art, der Tote erweckt, dessen Leben ein beständiges großes Wunder gewesen, der Mann, der Sünden vergeben und die Gewalt hierzu andern mitgeteilt hat, der Mann, der Worte wie diese gesprochen: „Ehe Abraham war, bin ich. Ich und der Vater sind eins. Wer mich sieht, sieht auch den Vater. Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch stirbt, und jeder,

der lebt und an mich glaubt, wird für ewig nicht sterben! Wer Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert. Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Niemand kommt zum Vater als durch mich. Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Der Vater wirkt, und auch ich wirke. Die Werke, die der Vater tut, tut auf gleiche Weise auch der Sohn. Gleichwie der Vater die Macht hat, Tote zu erwecken, so macht auch der Sohn lebendig, wen er will. . . ." Der Mann, der solche Worte gesprochen und Werke getan, ist mehr als Mensch.

Auf ein Wort, in welchem Jesu Selbstzeugnis unzweideutig ausgesprochen ist, sei noch hingewiesen.

„Wenn du Christus bist, so sag' es uns unverhohlen!" so forderten unwillig die Juden. „Ich sage es euch" — antwortet Christus — „aber ihr glaubet es nicht. Die Werke, die ich vollbringe im Namen meines Vaters, diese legen Zeugnis ab für mich. — Ich und der Vater sind eins." Da hoben sie Steine auf gegen ihn. „Ich habe viele gute Werke getan, um welches Werkes willen steinigt ihr mich?" „Nicht des guten Werkes wegen steinigen wir dich, sondern wegen der Gotteslästerung, weil du, obgleich du ein Mensch bist, dich selbst zum Gott machst!" (Joh. 10, 24 ff.)

Wegen derselben „Gotteslästerung" steht Jesus vor dem Hohenpriester.

IV. Christus und die katholische Kirche.

Vor dem höchsten religiösen Gerichtshof der Juden steht der „Menschensohn". Man suchte das Todesurteil, das geplant war, durch wirkliche oder scheinbare Gründe zu

stützen und rechtskräftig zu machen. Jesus erwiderte, nachdem er auf sein öffentliches Lehren und Wirken hingewiesen, nicht mehr auf die Anklagen der Priester. Nur eine Frage beantwortete er, es war die letzte, die entscheidende. In der denkbar feierlichsten Form wird sie gestellt. Der Hohepriester hat sich erhoben: „Ich beschwöre dich" — so ruft er — „ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagst, ob du bist Christus, der Sohn des gebenedeiten Gottes!" . . .

Lautlose Stille herrschte in dem Atrium. Es war, als ob die Welt den Atem anhielt und als ob die Erwartung von Jahrtausenden in diesen einen Augenblick zusammengedrängt wäre. Was wird er sagen? . . . Er mußte antworten, klar und bestimmt. Sag es uns, wenn du nicht Gottes Sohn bist. Sag, daß sie irren, daß du nichts anderes gewollt habest, als „den Vater im Himmel verkündigen und den unendlichen Wert der Menschenseele", sag ihnen, daß du nichts anderes seiest als ein Mensch. Viele werden auf andere Worte hin, die du gesprochen, und auf die Werke hin, die du getan, glauben, du seiest Gott, sie werden Götzendienst treiben, und das werden sie tun deines Wortes wegen, denn sie glauben an dich:

„Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagst, ob du bist Christus, der Sohn des hochgelobten Gottes!"

„Es ist, wie du sagst, *ich bin es*." (Luk. 22, 70.)

Das Wort war gefallen; in göttlicher Größe und Ruhe, klar und bestimmt hatte Christus gesprochen. Alle Sophisterei scheitert an dieser Bestimmtheit. Es gibt nur *die* Alternative: Entweder wir zerreißen, wie der Hohepriester das Gewand, alles Gerede von dem Idealmenschen und wenden uns ab

von ihm, als von einem, der mit dem Heiligsten ein frevelhaftes Spiel getrieben, und sagen: „Er hat Gott gelästert!“ — oder aber wir beugen demütig das Haupt, schlagen an unsere Brust und bekennen: „Wahrhaftig, dieser Mann war Gottes Sohn!“ und knien nieder am Kreuze, um anzubeten seine unendliche göttliche Liebe. . . . Ein Drittes ist unmöglich. Weil aber das Erste uns vor eine Ungeheuerlichkeit stellt, die nie, seit die Menschheit ist, gewesen, weil es die furchtbarsten Widersprüche, unlösbare Rätsel enthält, so bleiben wir mit unerschütterlicher christlicher Überzeugung beim Zweiten und sagen: Christus ist Gott.

Christus ist Gott, und darum ist er „der Weg, die Wahrheit und das Leben“. Christus ist Gott, und darum ist die Religion des Christentums die absolute Religion. Ohne die Gottheit Christi hätte das Christentum nicht mehr Wert als jedes andere Religionssystem, d. h. es wäre nur relativ „wahr“ und nicht absolut verpflichtend; Christus ist Gott, und darum ist seine Religion die Religion für alle Menschen und für alle Zeiten; Christus ist Gott, und darum muß er dafür gesorgt haben, daß seine Religion unverfälscht bewahrt werde und erkennbar sei, durch den Wechsel der Jahrhunderte hindurch bis an das Ende der Zeiten.

Hat er das getan? Versprochen hat er es. Wo ist die Erfüllung?

Es steht in der Welt eine Tatsache, und diese ist das Christentum, wie es gelehrt wird und verkörpert ist in der katholischen Kirche. Man beachte wohl, daß wir unter der katholischen Kirche nicht das verstehen, was jene von ihr sagen, die sie nicht kennen, nicht jenes Zerrbild, das Parteileidenschaft aus ihr gemacht; wir verstehen darunter jenes in der Geschichte fortlebende, beständig vor unsern Augen

sich vollziehende Wunder Christi, erkennbar in ihrer Einheit, ihrer Katholizität, ihrer Heiligkeit, ihrem Alter, in ihrem Verfolgtsein, in ihrer weltumwandelnden und weltüberwindenden Macht. Auf dieses Wunder gründet sich zunächst unser übernatürlicher Glaube. Sie ist in ihrem Fortbestehen abermals ein Beweis für die Göttlichkeit ihrer Gründung, d. h. für die Gottheit Christi selbst. Fünf Merkmale — so sagt die christliche Apologetik — gehören zum Stifter der wahren Religion: vollkommene Lehre, ein heiliges Leben, Tod für die Lehre, Wiederauferstehung vom Tode, Ausbreitung der Lehre trotz aller ihr entgegenstehender Hindernisse.

Das letzte dieser Merkmale heißt: die katholische Kirche.

Ihr hat Christus seine Lehre übergeben. „Gehet hinaus in alle Welt, lehret alle Völker und taufet sie und lehret sie halten alles, was ich euch geboten habe." In diesem Worte liegt ihre göttliche Legitimation. Keine Macht der Erde hat sie ausgestellt, keine kann sie nehmen, keine Parteikritik wird sie zerreißen. Dieser Kirche ist der göttliche Schutz verheißen. „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Zeiten." „Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster senden, den Geist der Wahrheit, der wird euch in alles einführen und euch erklären, was immer ich euch gesagt habe." Und weil der Schutz der Wahrheit an der Einheit derselben sichtbar ist, hat er sein Lehramt auf den unüberwindlichen Felsen gegründet und ihm „die Verheißung gegeben, daß sein Glaube nicht wanke, und den Auftrag, seine Brüder im Glauben zu stärken". Konkret gesprochen lauten diese Worte: Primat Petri und Unfehlbarkeit des Papstes.

Wir übergehen alle Einwände, die sich an den ersten knüpfen, und reden nur noch von der letzteren, weil sie im Grunde nichts anderes sagt als die Wirksamkeit des Heiligen Geistes, der mit dem Vater und dem Sohn den Hauptinhalt unseres Glaubens bildet.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß heute nach mehr als dreißigjähriger Besprechung und Erfahrung dieses Gegenstandes — seit der Verkündigung des Dogmas — so viele Unwissenheit, Verdrehung und Entstellung desselben bestehe, daß er von vielen wie das Dogma der Unvernünftigkeit des katholischen Glaubens und als Beweis für die Rückständigkeit der Katholiken angesehen wird.

„Ich kann nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes glauben", sagen manche und glauben damit ihr Gewissen von einer schrecklichen Last und ihren Verstand von einer großen Ungereimtheit befreit zu haben. Wir könnten ihnen in aller Ruhe antworten: Wir glauben auch nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes *in eurem Sinne*; es ist einem Katholiken, der seinen Katechismus kennt, gar nicht in den Sinn gekommen, über Schwierigkeiten, derentwegen ihr euch so viele Sorgen macht, auch nur ein Wort zu verlieren. Wir glauben an keine andere Unfehlbarkeit als an die *Gottes*. „Also ist der Papst Gott?" Entsetzlich! Aber regen Sie sich nicht auf, sondern beantworten Sie mir folgende einfache Fragen: Glauben Sie an Gott? — „Ja!" An Jesus Christus, den Sohn Gottes und die übernatürliche Offenbarung? Wenn Sie Christ *sind*, müssen Sie doch wohl sagen: Ja! „Nun wohl: ja!" Glauben Sie, daß Christus halten muß, was er versprochen hat? „Gewiß!" Glauben Sie, daß Gott die Macht hat, die den Menschen gegebene übernatürliche Wahrheit in Auslegung und Verkündigung

zu schützen, zu sorgen, daß Sie irrtumslos der kommenden Zeit überliefert werde? Geben Sie zu, daß Gott denjenigen, den er zum obersten Lehrer und Hirten der Kirche bestellt hat, falls er in der Glaubens- und Sittenlehre eine für alle bindende Entscheidung zu geben hat, vor Irrtum bewahren *könne*, bewahren *müsse*, da er es versprochen hat, daß er es verhindern *müsse*, wenn menschlicher Irrtum sich in seine Lehre einschleichen will? — Glauben Sie, daß Gott das *kann* und *tue*? Nun dann glauben Sie, was wir nennen „päpstliche Unfehlbarkeit"! Das Wort mag fremd klingen, seinen Inhalt müssen Sie anerkennen, wenn Sie überzeugter Christ sind. Hören Sie einen, der Ihnen ein unverdächtiger Zeuge sein wird, E. v. Hartmann: „Die päpstliche Unfehlbarkeit ist die längst geforderte Krönung der Glaubenseinheit des Katholizismus, und alles Gerede gegen dieselbe ist sinnlos im Munde derer, die den Papst als Nachfolger Petri und Petrus als Verfasser unfehlbar inspirierter Episteln ansehen."

Die Wahrung und Verkündigung der ewigen göttlichen Wahrheit ist die heiligste Pflicht und das heiligste Recht der Kirche. Ihr Glaube an die ewige Wahrheit Gottes ist allerdings Voraussetzung ihrer Wirksamkeit. Aller Kampf, den man im Namen der sog. „voraussetzungslosen Wissenschaft" gegen die Kirche führt, ist im Grunde ein Kampf gegen *die Wahrheit*. Das ist der springende Punkt, den viele übersehen. Die Frage, um die es sich handelt, ist diese: Gibt es eine ewige absolute Wahrheit oder nicht? Gibt es eine solche nicht, dann ist in philosophischen Dingen überhaupt alles nur relativ, d. h. im Grunde genommen *nicht* wahr. Dann verzweifeln wir an allem höheren Wissen. Gibt es aber eine *absolute* Wahrheit, so ist sie

die Schranke allen menschlichen Forschens, oder vielmehr das Ziel desselben, und die notwendige Voraussetzung aller echten Geistesarbeit und Wissenschaft. So sagen wir denn als Zusammenfassung das berühmte Wort: „Auch Theologie kennt nur eine Gebundenheit, die Gebundenheit an Tatsachen — auch die Theologie kennt nur ein Kriterium der Tatsachen, daß sich die Sache mit der Vernunft und den Grundgesetzen der Erfahrung sowie alles Denkens in Übereinstimmung befinde; — auch die Theologie kennt nur eine Schranke — die Wahrheit."

3. Das Evangelium Christi und die soziale Frage[1].

„Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken" (Matth. 11, 28).

Die soziale Frage, die schwierigste, bedeutungsvollste, dringendste aller Fragen der Gegenwart, ist nicht die Frage eines einzelnen Standes, sie ist die Lebensfrage der ganzen menschlichen Gesellschaft. Alles scheint ins Wanken zu geraten. Die Mißstände auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiete werden immer drohender und fühlbarer, rufen immer gebieterischer nach Hilfe. Eine ganze Summe von Unruhe und Leiden faßt die soziale Frage zusammen, eine Summe von Hilferufen und Anklagen der Schwachen gegen die Starken, der Unterdrückten gegen die Bedrücker, der Arbeiter gegen das Kapital, der Armen gegen die Reichen, der Proletarier gegen die Besitzenden. — So stark

[1] Zuerst ebenfalls in Berlin 1903 während der Fastenzeit in der St. Paulus-Kirche gehalten.

die Rufe und Anklagen sein mögen, berechtigte und ungerechte, aus wirklicher Not heraus oder aus undankbarer Begehrlichkeit — es ist ein Schrei, der aus der Tiefe kommt, ein Schrei, der sich vielfach gegen die Ankläger selbst richtet: es ist der Schrei der Menschenseele nach Licht, Freiheit und Frieden. Wer ist der, der alles das geben kann?

Auf einem Hügel inmitten vielen Volkes ein Mann. Um ihn herum Elend und Not — Krankheit, Kummer, Sünde, Qual der Seele und des Leibes. Und wie er hinblickt über die Vielen, sieht er immer noch mehr kommen, über die Grenzen des natürlichen Auges geht sein Blick — immer weiter über alle Länder und in die fernste Zukunft — ein unermeßliches Meer von Leid. Und zu dieser Welt sagt er die frohe Botschaft: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid."

Aber wie, wie hat er das getan? Ist ihnen Erquickung geworden, den Mühseligen, den mit der Last des Lebens und der Not Beladenen? Und den Frieden der Seele, haben sie ihn gefunden? Und wie?

Jesus Christus, das Evangelium und die soziale Frage ist heute der erhabene Gegenstand, über den wir sprechen wollen. In welcher Beziehung steht das Evangelium zu dem, was man „soziale Frage" nennt?

Das alte und bekannte Wort, das man angesichts eines schrankenlosen Subjektivismus von der Bibel gesagt: „Das ist das Buch, in dem ein jeder seiner Meinung Begründung suchte, und auch das Buch, in dem jeder sie findet", könnte man auch hier bestätigt finden. Die extremsten Ansichten nehmen Jesus Christus für sich in Anspruch. Daß man den Mann, dessen äußeres Lebensbild soviel Ähnlichkeit hat mit allem, was arm ist, inmitten der Armen stellt, ist nicht

zu verwundern; daß man von ihm, vom Gottmenschen und Erlöser, auch Heilung sucht für tausendfaches Elend, dazu hat er selbst eingeladen, als er sich das Licht der Welt, Weg, Wahrheit und Leben genannt, und alle Not zu sich ans Kreuz gerufen hat.

Und dennoch hieße es den Heiland von der Höhe ziehen wollen, auf der er steht, würden wir glauben, daß er uns ein Programm mit bis ins einzelne gehenden Vorschriften für die Heilung aller gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Schäden geben sollte. Von der Höhe herab, von der aus sein göttlicher Blick das Zeitliche mißt, wirft er das Licht, das Aufklärung bringt, und mit seiner unendlichen, alles umfassenden Liebe geht er an die Frage innerlich heran. Die Richtung, und dann von innen heraus das Prinzip des Lebens, der Gesundheit und des Fortschritts, das gibt uns Licht und Wärme, Wahrheit und Liebe des Erlösers.

In unserem Thema ist schon der Standpunkt festgelegt und sind schon die Grenzen abgesteckt, von wo aus wir über die soziale Frage sprechen:

1. Die soziale Frage ist im tiefsten eine ethische — also religiöse Frage;
2. sie kann auch ohne religiöse Mittel nimmermehr ganz gelöst werden.

I.

1. Die Stellung des Evangeliums zur ethischen Seite der Frage ist zunächst aus der Auffassung Jesu vom Reichtum und der Armut zu erkennen. War Jesus ein Feind der Reichen, ein Gegner des Privatbesitzes? Es gibt Menschen, die in Jesus Christus einen Demagogen haben sehen wollen, einen Mann, der das Volk

durch aufrührerische Reden reizte, der Worte voll flammender Entrüstung auf die Reichen und Großen dieser Erde warf. „Käme er wieder", so meinte selbst jener Teil der Sozialdemokratie, bei welchem der Haß gegen die „geschorenen und gescheitelten" Priester nicht alles verschlungen, „käme er wieder, er würde einer der Unsern sein!" Kann man in härteren Ausdrücken vom Reichtum reden, als er es getan: In scharfem Gegensatz folgt bei Lukas dem viermaligen „Selig die Armen, Hungernden, Trauernden und Gehaßten" das viermalige Wehe über die Reichen, die Satten, die Lachenden, die Gepriesenen. Er spricht von der Qual des reichen Prassers und dem Lohn des armen Lazarus in der andern Welt. Er mahnt, keine Schätze zu sammeln. Er nennt den Mann, der sich seiner erworbenen Schätze im Leben des Genusses freuen wollte: Tor. Er spricht von einem Mammon der Ungerechtigkeit. Hier habt ihr den Angriff auf die Wurzel alles sozialen Elendes. „Jesus selbst ist ein Feind des Privatbesitzes, des Eigentums, der Reichen."

Jesus ein Feind der Reichen, ein Gegner des Privatbesitzes? Ist er das?

Es gibt keine so törichte und seltsame Meinung, die sich nicht auf Aussprüche Jesu stützte und durch fragmentarische oder zufällige Auswahl seiner Worte bekräftigt hätte. Man verzerrt das Bild Jesu, wenn man ihn zu einem fanatischen und daher ungerechten Ankläger der Reichen macht. Gewiß hat er jene Worte gesprochen, aber in welchem Sinne! In welchem Sinn faßt Jesus das Wort: „reich"?

„Reich" im Sinne des Heilandes sind jene, die im Gegensatz zu den Armen im Geiste, den Besitz um des Be-

sitzes willen suchen, die sich nicht als Verwalter, sondern als ausschließliche Eigentümer ihrer Güter betrachten mit dem Recht zur willkürlichen Verwendung. Reich ist, wer selber durch den Besitz im eigentlichen Sinne, d. h. im Sinne des Lebensinhaltes, reich zu sein glaubt, ähnlich wie die Selbstgerechten. Reich ist, wer im Irdischen seine Befriedigung findet, sich an Geld und Glück der Erde weggeworfen und gefangen gegeben hat, wer über dem Reichtum das tiefe, schmerzliche Verlangen nach dem wahren Lebensinhalte verloren. Reich ist, wer den Besitz nur verwertet für diese Welt, für das Vergängliche. „Das Wehe gilt", wie Schell sagt, dem Reichtum, der zum Besitz der ‚toten' Hand wird; denn tot ist die Hand, die nichts mit ihrem Reichtum und Glück anzufangen weiß, tot die Hand, die ihren Besitz nur für das dem Tode verfallende Leben verwendet, die nur für Tod und Vergänglichkeit zu wirken weiß." Diesen Reichen ist der Wohlstand ein Übelstand, weil es übel um ihre Seele steht. —

Hier ist der andere Gesichtspunkt, von dem aus Jesus den Reichtum betrachtet. Der Mammon ist eine der schwersten Gefahren für die Seele; darum warnt er, Schätze zu sammeln, weil es schwer ist, Reichtum zu besitzen, ohne vom Reichtum besessen zu werden; weil die Gefahr besteht, daß da unser Herz sei, wo unsere Schätze sind; weil es schwer ist, im Reichtum vom Reichtum frei zu bleiben; weil der Reiche geteilten Herzens ist, Gott aber das Reich Gottes, den ganzen Menschen, vor allem das Herz verlangt; weil der Reichtum in Sorge und Selbstsucht verstrickt und zur Grausamkeit führen kann; weil es schwer ist, im Reichtum jene reine Freiheit, Fröhlichkeit und

Stärke zu erreichen, die freiwillige Armut gewähren kann. So schwer ist diese Gefahr, durch Reichtum verhärtet und gegen seiner Seele Heil kalt zu werden, daß der Heiland sagt, es sei leichter, daß ein Kamel durch ein kleines Tor zur Hürde für die Schafe (das man „Nadelöhr" nannte) gehe, denn ein Reicher in das Reich Gottes. (Matth. 19, 24.)

Aber trotz alledem hat Jesus die Reichen so innig geliebt wie die Armen. Er liebte die Reichen so, wie er alle Menschen geliebt hat. Es ist uns das an einer Stelle der Heiligen Schrift ausdrücklich bezeugt: Als der vornehme Jüngling, schön, groß, in feiner Kleidung und vornehmen Sitten zu ihm kam, da schaute ihn Jesus besonders liebevoll an. Und weil er ihn liebte, darum riet er ihm, die Gefahr des Reichtums zu verlassen und ihm nachzufolgen. Unter seinen Jüngern und in seiner Umgebung waren Menschen genug, die keineswegs der armen Klasse angehörten, selbst die Apostel waren aus einem mittelmäßigen Wohlstande heraus zu ihm gekommen. Und die frommen Frauen, der römische Centurio, Nikodemus, Zachäus und Joseph von Arimathäa: von keinem lesen wir, daß er die Hingabe des Reichtums zur Bedingung seiner Nachfolge gemacht, außer bei seinen Aposteln. Ja er hat — es ist ein unscheinbarer und doch so bedeutsamer Zug des Evangeliums — einmal die Verwendung des Reichtums, die einem seiner Jünger als Verschwendung erschien — das Ausgießen der kostbaren Salbe auf seine Füße, als ein Werk gepriesen, das der Spenderin Ehre in der ganzen Welt verkünden werde. Er hat von jenem Knecht gesprochen, dem zwei Talente, und jenem, dem fünf Talente gegeben wurden, und die, weil sie das Doppelte erworben hatten, gelobt und über alle Güter gesetzt wurden, während der

eine, der das eine Pfund vergraben, des Gerichtes schuldig wurde.

Gleichwohl bleibt bestehen, daß, wenn der Heiland heute wiederkäme, er zu Tausenden sagen müßte: „Gebt alles weg", weil ihr Herz mit dem Mammon zu einem und demselben Götzenbild zusammenzuwachsen in Gefahr ist; daß er flammende Worte und erschütternde Wehrufe in die Welt des Kapitals und des Wuchers senden würde, in die Welt jener Menschen, von denen es heißt:

„Zahl ist ihr Denken, ihr Gesicht Prozente,
Der Liebe Band zum Kram herabgesunken,
Des Mannes Wert wägt man nach einer Rente,
Und unterm Wust starb jeder Himmelsfunken."

2. Ist nach dem Gesagten klar, daß Jesu Lehre keineswegs auf die wirtschaftliche Gleichheit und Verteilung der Güter gerichtet gewesen ist, er hat nur von wenigen den völligen Verzicht um der Predigt des Evangeliums willen verlangt; ist es klar, daß er den Reichtum von der ethischen Seite her ins Auge faßte, so ist auch die Art, wie er zu den Armen sprach und was er ihnen tat, ein Beweis dafür, daß er reich und arm nicht in oder doch sicher nicht allein in den Kategorien sah, unter denen wir von arm und reich reden. Allerdings arm war er selbst, arm seine Familie, arm im Leben und am Kreuze arm. Zu den Armen aller Art zog es ihn hin, und wenn er auch die reichen Häuser nicht absichtlich mied, in den Hütten und an den Wegen war sein liebster Platz. Den Armen wird das Evangelium verkündigt. Daß damit nicht allein die materiell Armen gemeint sind, zeigt die erste Seligpreisung der Bergpredigt. „Selig, die arm sind der Gesinnung nach; denn solcher ist das Reich des Himmels."

Harnack[1] glaubt die Aussprüche Jesu über reich und arm aus dem Umstande erklären zu sollen, daß die damals herrschenden Klassen, Pharisäer und Priester, kein Herz für die Not des Volkes gehabt hätten, es war ja schon die stehende Klage des Psalmisten. Aber man hat demgegenüber gesagt, die Annahme, als ob zur Zeit Jesu die wirtschaftliche Not besonders groß und die Wohltätigkeit der Besitzenden besonders gering gewesen sei, sei historisch unhaltbar. Das Almosengeben brauchte Jesus weniger zu empfehlen als die Reinheit der Absicht bei demselben. Ebensowenig sei geschichtlich nachweisbar, daß die wirtschaftliche Armut und die geistige Empfänglichkeit, religiöse Demut und Aufgeschlossenheit für Gott und seine Verheißungen meist zusammengehangen seien. Nicht das sozial arme Volk war Gegenstand der Geringschätzung von seiten der Pharisäer, sondern die reichen Zöllner und Sünder.

Christus hat in der Tat keine allgemeine Verarmung gewünscht, um über diesem elenden Zustand sein Reich heraufzuführen, und wenn er auch die Not und das Übel gekannt und bekämpft hat, er kannte eine Macht, die er für noch viel schlimmer hielt als Not und Elend, und das ist die Sünde. Das sittliche Elend war es, das er vor allem zu bekämpfen suchte: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!“ sagte er zu dem Gichtbrüchigen, wiewohl dieser ihn gar nicht darum gebeten hatte, und wo er äußerlich Krankheit und Not aufhob, Almosen hat er nie gegeben und auch keinen materiellen Besitz — da geschah es zumeist, um den Menschen inner-

[1] In seinem Buche „Das Wesen des Christentums“, auf das sich dieser Vortrag, wie mehrere andere damals gehaltene, bezog.

lich zu heben, um ihm Vertrauen, Mut und all das zu geben, was ins Himmelreich führen konnte: „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig seid, ich will euch erquicken, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen." Und wie? „Suchet vor allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das übrige wird euch zugegeben werden." „Lernet von mir, denn ich bin sanft- und demütig von Herzen."

Damit sind wir an dem zweiten Punkt unserer Untersuchung angekommen.

Jesus hätte den Armen wenig gegeben, hätte er ihnen das Recht auf die Güter der Reichen zugestanden, und er hätte den Reichen nicht viel genützt, wenn er nur den äußeren Verzicht auf ihre Güter verlangt hätte. Er *gab mehr* und er *verlangte mehr*.

II.

1. Man spricht viel von *materialistischer Geschichtsauffassung*. Sie gehört zum Glaubensbekenntnis der Sozialdemokratie und bildet eine der wissenschaftlichen Grundlagen des Sozialismus. Man versteht darunter jene Lehre, die Karl Marx und Friedrich Engels entwickelt haben, wonach die ganze Geschichte der Menschheit mit all ihren politischen, religiösen und rechtlichen Erscheinungen nur ein großer Entwicklungsprozeß ist, in dem es nichts Dauerndes und Unveränderliches gibt als das gesetzmäßige Bestehen und Vergehen, und daß sich aller Fortschritt nur durch Ausbildung wirtschaftlicher Gegensätze und die damit verbundenen Klassenkämpfe vollzieht. Die jedesmalige ökonomische Struktur der Gesellschaft bildet die reale Grundlage, aus der der gesamte Überbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiös-philosophischen und sonstigen Vorstellungs-

weisen eines jeden geschichtlichen Zeitabschnitts in letzter Instanz zu erklären sind.

Der Mensch und die ihn umgebenden Verhältnisse sind das Produkt der wirtschaftlichen Produktionsbedingungen. Das ist ein Glaubenssatz, ein Dogma, dessen Beweise fehlen. Es rechnet nicht mit dem Geist. „Die Menschen machen ihre Geschichte, die Menschen haben Köpfe", so hat Bernstein erwidert, „und die Disposition der Köpfe ist keine so mechanische Sache, um lediglich durch die Wirtschaftsfrage reguliert zu werden. Warum verhalten sich Arbeiter, die in ganz gleicher Klassenlage sind, diametral verschieden?"

Die materialistische Geschichtsauffassung ist falsch. Auf diesem Wege kommen wir nie zu gesunden sozialen Verhältnissen. Man mag die Produktionsbedingungen noch so günstig gestalten, man mag den Kampf gegen das Kapital bis zur Vernichtung desselben führen, die dann eintretende ökonomische Struktur ist unfähig, die soziale Frage zu lösen, weil sie des Menschen höchste Bedürfnisse, die seiner Seele, nicht zu befriedigen vermag. Der Mangel an Idealismus ist der tiefste Grund des sozialen Elends.

2. Wenn irgendwo die Notwendigkeit des religiösen Idealismus zu erkennen ist, so auf dem Gebiete der sozialen Frage. Die Religion ist notwendig. Man hat gut reden und spotten: „Wir vertrösten den Menschen auf das Jenseits!" Das tun wir, das ist unser höchster Trost, und er ist notwendig. „Wenn es nicht wäre, wenn es keine Gerechtigkeit über den Sternen gäbe, dann hättet ja auch ihr nicht recht", könnten wir den Sozialisten sagen. „Dann hatten Darwin und Nietzsche recht: ‚Im Kampf ums Dasein hat nur der Tüchtigste ein Recht auf Leben. Recht und

Gerechtigkeit sind Hemmungen. Macht ist Recht, der Mächtigste der berechtigte Träger.'"

Wir haben aber nicht nur den Wechsel aufs Jenseits. Das Christentum hat dem Menschen seine Rechte gegeben. Das Evangelium hat den Menschen schon im Diesseits etwas gegeben, ohne das die soziale Frage nicht zu lösen ist: das Recht der Persönlichkeit. Nicht eine Sache ist der Arme, wie das römische Recht es wollte, nicht ein Atom in der Gesellschaft, nicht ein Rad in der großen Maschine, er ist durch seinen Geist vorab ein Ebenbild Gottes, er gehört Gott an allem zuvor, und in Gott hat er seinen Stützpunkt, seine Kraft. Aber indem er Gott angehört, gehört er sich selber an, er wird erst sein eigener Herr, indem er Gott zu seinem Herrn macht. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Er hat Kräfte, die ihm nicht die Menschheit, sondern Gott gegeben hat; er hat eine unsterbliche Seele, die höher steht als alles Gefüge der Welt. Das ist die große Lehre, die das Christentum verkündigt: „Die Wahrheit wird euch frei machen." Welche Stellung auch einer innehabe, ob ein Verhältnis zur äußeren Abhängigkeit oder äußeren Freiheit, frei ist er immer nur, wenn er keines Menschen Knecht ist. Der Mensch als solcher hat seinen Wert unverlierbar in sich. Nicht die Gesellschaft ist es, die ihm Rechte zuzugestehen hat, er bringt sein eigenes Recht mit zur Welt. Er ist ein Teil des Ganzen, aber ein selbständiger Teil; er handelt nicht aus Furcht, nicht aus Gewohnheit, nicht, weil ihn das Ganze mit sich fortreißt, sondern aus persönlichem Antrieb, um des Gewissens willen.

Auf Gott und die menschliche Seele mit ihrem unendlichen Wert ist die Gesellschaft gestellt. Darin

liegt der letzte Grund des sozialen Elendes, daß die Gesetze und Einrichtungen nicht mehr mit Rücksicht auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten, auf die sittliche Aufgabe und die ewige Bestimmung des Menschen gemacht werden, sondern einzig, um das sogenannte Glück der Menschheit, d. h. die Masse der verfügbaren Güter zu mehren. Man hat den Menschen geopfert, im Christentum soll der Mensch wieder zu seinem Rechte kommen. Neue Menschen hat das Christentum hervorgebracht, indem es den Menschen vor Gott stellte, ihn mit Gott zusammenschloß.

Was mit dem einzelnen Menschen geschah, muß mit der Gesellschaft geschehen: sie muß Gott wieder anerkennen, zu ihm zurückkehren. Die sittliche Tätigkeit, die geistige Erneuerung muß aller äußerlichen Arbeit vorangehen.

Die Notwendigkeit der Religion beweist auch die Lage der Gegenwart. Die soziale Lage der Gegenwart ist ein Beweis dafür, daß die soziale Frage im Grunde eine ethisch-religiöse ist, und daß sie ohne Religion nicht gelöst werden kann.

Es ist nicht wahr, daß die arbeitende Klasse heute weniger besitzt als früher. Die Reichen sind reicher und die Armen weniger arm geworden. Es ist auch nicht wahr, daß die Verschiedenheit der sozialen Verhältnisse eine neue oder beispiellos ernste Situation böte: im Gegenteil, der Wohlstand nimmt ständig zu, und jede Masse erreicht Macht. „Seit fünfzig Jahren", sagt Professor Schmoller, „hat eine völlige Wiedergeburt des Arbeiterstandes sich vollzogen." Wie kommt es nun, daß trotzdem die soziale Unzufriedenheit im Arbeiterstande nicht ab-, sondern zugenommen hat? „Der letzte Grund der sozialen Gefahr liegt

nicht in der Differenz der Besitz-, sondern der Bildungsstufe; alle soziale Reform muß an diesem Punkte einsetzen; sie muß die Lebenshaltung, den sittlichen Charakter, die Kenntnisse und Fähigkeiten der niederen Klassen heben. Nun, all das, d. h. die Versittlichung des Volkes durch Ausdehnung der Bildung, ist nur möglich auf dem Grunde der Religion." (Willmann.)

Diese unbedingte Notwendigkeit der Religion zur völligen Lösung der sozialen Frage wird auch der Sozialismus später einsehen müssen. Auch der Sozialismus wird einsehen müssen, daß er ohne Religion auf die Dauer nicht auskommen kann. Er ist bekanntlich jetzt[1] in einer Krisis, in einer „Revision seines Programmes" begriffen. Vorläufig handelt es sich um taktische Fragen. Es wird aber, das ist unsere feste Überzeugung — auch eine Zeit kommen, wo die von ihm verkündete Weltanschauung in Sachen des geistigen Lebens einer Revision unterzogen wird. Auf die Dauer lassen sich die Massen mit einem kalten politischen und sozialen Programm nicht zufriedenstellen. Das ist ein Gedanke, den der französische Sozialistenführer Jaurès ausgesprochen hat. Jaurès' Wort: „Ich glaube nimmermehr, daß das leibliche und soziale Leben dem Menschen genügt. Von dem Augenblicke an, wo er in der sozialen Bedeutung die Gerechtigkeit realisiert haben wird, wird er anerkennen, daß eine ungeheure Leere übrig ist, die er auszufüllen hat." Solange der Verzweiflungskampf um wirtschaftliche Inter-

[1] Man beachte heute, daß das schon 1903 gesprochen wurde.

essen die Massen in Anspruch nimmt, kann die Religion von vielen vergessen werden. Es wird eine Zeit kommen, wo man auch von dem Arbeiter eine Bildung verlangt, die die getäuschten Massen, die ihren Glauben verloren, einsehen läßt, daß man mit Spott und billigen Redensarten, mit oberflächlichen Einwürfen à la Haeckel zwar Kindern und jenen, die nicht alle werden, imponieren kann, nicht aber dem ernsten Denken, der fortgeschrittenen Bildung, dem religiösen Bedürfnis.

Und noch aus einem andern Grunde wird die soziale Frage nicht ohne Religion gelöst werden können. Nicht die Gerechtigkeit allein tut's, das höchste Recht kann oft das höchste Unrecht werden. — Der Mensch braucht mehr als das kalte Recht, er braucht Wärme, Liebe.

3. Liebe im allgemeinen. Das Evangelium hat sie gegeben und gefordert. Niemals sonst ist eine Religion mit einer so tatkräftigen sozialen Botschaft aufgetreten, hat sich so keck mit ihr identifiziert wie im Evangelium. Es geschah durch das Gebot der Nächstenliebe. Mit diesem Gebot ist erst im Christentum Ernst gemacht worden. In dieser Seite war es neu: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" Welch eine Parole! Sie ersetzt ein Programm. Sie ist mehr als das. Mit diesem Wort hat Jesus hineingeleuchtet in alle sozialen Verhältnisse des Lebens, in die Welt des Hungers, der Armut und des Elends, er hat seine Maxime als eine religiöse, ja als die religiöse ausgesprochen. Das Weltgericht ist eine Entscheidung über den Ernst dieses Gebotes.

Solidarität und Hilfeleistung ist der wesentliche Gehalt des Evangeliums. In diesem Sinne

ist es im tiefsten sozialistisch, wie es im tiefsten individualistisch ist, weil es den unendlichen Wert jeder Menschenseele feststellt. Eine Gemeinschaft unter den Menschen will das Evangelium stiften, so umfassend wie das menschliche Leben, so tief wie die menschliche Not. Es will, wie man richtig gesagt hat, den Sozialismus, der auf der Voraussetzung widerstreitender Interessen ruht, umwandeln in einen Sozialismus, der sich auf dem Bewußtsein der Einheit gründet. In diesem Sinne kann seine soziale Botschaft überhaupt nicht überboten werden.

„Eine größere Liebe kann niemand haben, als daß er sein Leben hingibt für seine Freunde." „Das ist mein Gebot, daß ihr einer den andern liebet, wie ich euch geliebt habe." Wie hat er selbst geliebt, bevor er sein Leben gab aus Liebe! Mit einer heiligen Hochachtung behandelte er alles Arme, Kranke, Mitleidsbedürftige. Er gab ihm nicht Almosen, er gab sich selbst in persönlichem Dienst. Er machte die Menschen besser, erhob sie, weckte ihr Vertrauen; er half ihnen, daß sie sich selbst helfen konnten. „Er war, was er ihnen gab", sagt Peabody, „das Himmelreich durch Hingabe der Persönlichkeit."

Für alle Zeiten hat er der Karitas als Hauptproblem die Aufgabe gestellt, die Hilflosigkeit, das mangelnde Selbstvertrauen und die Unfähigkeit in Mut und Kraft und in den Impuls eines Lebens umzuwandeln, der zum Reiche Gottes führt.

In diesem Sinne ist seine Botschaft von unserer Zeit aufgenommen worden, und es ist ein durchaus moderner und echt christlicher Gedanke, in der sozialen Hilfeleistung

die Persönlichkeit ins Auge zu fassen: „Hilf dem Armen, daß er sich selber helfe, und du hast ihm wahrhaft geholfen." Dem Arbeitsunfähigen die Gabe; dem Arbeitslosen Arbeit; dem Arbeitsscheuen Besserung — und all das, soweit es möglich ist, durch persönliche Dienstleistung. So ist er der barmherzige Samaritan gewesen, so haben seine Apostel gehandelt. So soll es dort überall sein, wo das Evangelium gelebt wird.

Mit dem Geiste des Evangeliums verwandt, ja im Grunde aus ihm heraus geboren sind darum auch jene Bestrebungen und Einrichtungen, die dem Bedürftigen einen Anspruch geben, das Nötige zum menschenwürdigen Dasein zu erhalten. Es ist die Selbsthilfe des Arbeiters durch Benutzung der Koalitionsfreiheit und die staatliche Fürsorge durch die Versicherungen. Alle gerechten Forderungen der Arbeiterwelt: gerechter Lohn, gerechte Arbeitszeit, Ruhe des Sonntags, Verbot der Kinder- und der Frauenarbeit in Fabriken, Wohnungs- und Bildungsfragen — sind Forderungen des Christentums.

Es ist nicht zunächst der Zwang der Not gewesen, die den Staat die Schwachen schützen hieß, um selber geschützt zu sein; es war nach den Worten Bismarcks selbst und nach den Worten des ersten Kaisers: Arbeiterbotschaft vom 19. November 1881 — praktisches Christentum, das man treiben wollte, weil an ein Gemeinwesen, das auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht, ein begründeter Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge gestellt werde. Daß aus dieser Tendenz heraus außerordentlich große Summen für die Kranken-, Alters- und Invalidenversicherung ausgegeben worden sind, kann nur Verblendung und Undank verkennen. Und

das Werk der Sozialgesetzgebung ist bei weitem nicht abgeschlossen.

Und doch bleibt der Liebe ein großes Feld. Was hier aus Christi Geist heraus der Staat versucht, kann der wirtschaftlichen Not und der sozialen Frage immer noch keine ganze Hilfe bringen. Die Anteilnahme aller Besitzenden an der Not des Volkes muß eine viel umfassendere, persönlichere werden. Dort liegt ein ungeheures Quantum Kraft, die entbunden werden will. O, wo ist der Christ, der diesen Namen verdient, der gleichgültig und untätig bleiben könnte, wenn er weiß, daß es Tausende gibt, die die hilfeflehenden Arme ausbreiten? Es gibt unter den besitzenden Ständen viele, namentlich viele Damen, deren Leben sich in halber oder ganzer Untätigkeit verzehrt. Warum soviel Leben, so große, starke Liebe unbenutzt vergehen lassen?! In den Zeiten des Krieges rechnet es jede Dame als Ehre, den verwundeten Kriegern Hilfe zu leisten. Es ist ein Kampf, der oft noch viel schrecklicher ist als der Krieg, der Kampf ums Dasein, der Tausenden nichts bietet, wenn ihnen nicht etwas geboten wird.

Daß das Evangelium diesen Abend wie eine soziale Botschaft in Ihrer Seele klingen, Sie aufrufen möchte zur Tat! Wie ein Feuerbrand, den der Sturmwind faßt, so möchte dies Wort von der sozialen Botschaft des Evangeliums in jene Welt kommen, wo man das „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ zwar mit dem Munde spricht, im Leben aber verhöhnt, in die Welt jenes Kapitals, dessen Unrecht zum Himmel schreit, an dem in der Tat etwas von dem klebt, was Marx an allem Kapital sehen wollte: das Blut der Arbeiter. — Wie ein furchtbares Wehe dringe

es dorthin, wo keine Moral, kein Gewissen mehr der Aussaugung Einhalt tut.

Aber auch die frohe soziale Botschaft klinge hinein in die Wohnungen der Armen, der Arbeiter, des vierten Standes! Mit aller Vermehrung des Lohnes und aller Verkürzung der Arbeitszeit ist Eines noch nicht gegeben, und ohne dies Eine ist aller materielle Fortschritt der materialistischen Geschichtsauffassung zum Trotz — ein Fluch. Einfachheit, Nüchternheit, Familiensinn, praktisches Christentum muß auch in die Welt der Arbeit kommen. Wieviele sind dort, die viel reicher sind an Begierde nach Besitz, deren Gott vielmehr das Geld ist als bei manchen Besitzenden! Man sorgt für materielle Hebung, man ist durch die Kritik bestehender Verhältnisse in Anspruch genommen, — und man glaubt, daß darin neben der Arbeit sich die ganze Pflicht des Arbeiters erschöpfe. Zu uns selbst müssen wir zurückkehren. — — —

An diesem Morgen ist hier ein Stück der sozialen Frage gelöst worden in der Generalkommunion des Arbeitervereins. Und an diesem Nachmittag vollzieht sich in Rom ein erhabenes Schauspiel: die Arbeiter-Huldigung vor Pius X. Vor dem Manne des Volkes stehen die Vertreter des Volkes. Und er spricht zu ihnen Worte der Freude, der Dankbarkeit, des Friedens. Von Jesus Christus spricht er, in dem alles erneuert werden müsse, dem Freunde der Arbeiter. „Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. . . .“ Möge für uns alle diese Stunde eine Frohbotschaft sein, die uns zur Arbeit ruft, zur Arbeit der Liebe und des Friedens!

4. Christus und Petrus.

(Rede, gehalten zu Köln am 19. April 1903.)

Hochwürdigster Herr Erzbischof! Hochverehrte Festversammlung! Das berühmte Kölner Ereignis aus den dreißiger Jahren hat zu einem Briefe Veranlassung gegeben, welcher zu den bedeutendsten Kundgebungen erleuchteten Geistes zu Ehren des Papsttums gerechnet werden kann: zum Briefe P. Lacordaires über den Heiligen Stuhl. In der Vorrede zu diesem Brief sagt der gefeierte Apologet von Notre-Dame zu Paris: „Das Papsttum hat mit allen großen Männern das Schicksal gemein, daß es von der Zeit, in welcher es wirkt, keine volle Gerechtigkeit erlangen kann; aber unsterblich wie es ist, lebt es fort und fort zwischen seiner vergangenen und zwischen seiner künftigen Größe, darin dem Erlöser gleich, der zwischen den Tagen der Schöpfung und den Tagen des Weltgerichts am Kreuze hing.“ Dieses Wort scheint, wenn wir unsere Zeit und die Begeisterung für den Heiligen Stuhl betrachten, nicht ganz gerechtfertigt zu sein.

In diesem Jahr und vorher schon wandten und wenden sich die Blicke, zumal des katholischen Volkes, aber man kann sagen auch des ganzen Erdkreises hin nach Rom. „Rom“, ich habe das Wort genannt, das mit einem wunderbaren Zauber uns in der tiefsten Seele ergreift! Nach der Stätte, die des Heilands Fuß geheiligt, gibt es keine, die bedeutungsvoller für uns wäre als Rom; nicht das antike Rom, nicht das Rom der Künste, es ist das ewige Rom, dort, wo der Hauch des Ewigen weht, das Siegel des Göttlichen, der Pulsschlag des Geistes, der das Herz der Kirche

ist — das große, ewige, heilige Rom ist es, welches in den Tagen, da wir die Papstjubiläen feiern, vor unsern Augen steht. Und was ist in diesem Rom das Anziehendste und am mächtigsten Ergreifende?

Wer jemals von Ihnen unter dem Banne der beinahe überweltlichen Erscheinung des Heiligen Vaters Leo XIII. gestanden, der wird sagen müssen, das ist groß; aber das ist nicht alles. In diesem Manne ist die reife, volle Frucht einer beinahe 2000jährigen Geschichte vor unsere Augen getreten, die große Geschichte des Papsttums, die bedeutendste überhaupt, die die Welt kennt, und das ist größer. Und doch ist es nicht das Größte. Das Größte ist der tiefste Grund für alle Papstfeiern, für die Verehrung, die zumal das katholische Volk dem Papsttum überhaupt erweist. Wenn wir bloß die äußere Erscheinung der Papstgeschichte ins Auge fassen, dann mögen auch andere ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber Beruf und Berechtigung, Grund und Wesen des Papsttums verstehen sie mindestens nicht ganz. Vielfach verleugnen und bekämpfen sie diesen tiefsten Grund, und umgekehrt mag für uns Katholiken in der äußeren Erscheinung der Papstgeschichte manches weniger sympathisch, manches vielleicht, aus unserem modernen Empfinden herausgedacht, fremd erscheinen; die Bewunderung, Ehrfurcht, Liebe und Begeisterung des katholischen Volkes wird in nichts verlieren, auch nicht durch die Schatten, die über der Papstgeschichte liegen, deswegen, weil diese Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe nicht abhängig ist von dem vielleicht zufällig gewordenen, geschichtlich Bedingten, sondern dem ewig Göttlichen, nicht von der Schwäche seiner Träger, sondern von der Stärke des Geistes, der sie trägt, nicht von Erfolgen in einer Zeit, sondern von der ewigen Auf-

gabe und den ewigen Zielen, denen das Papsttum dienen muß. So lassen Sie mich in Kürze diesen einen Gedanken aus den vielen, die am Papstjubiläum sich aufdrängen, nennen; ich meine den tiefsten Grund unserer Papstfeier und unserer Papstverehrung überhaupt.

Und welches ist er? Die Voraussetzung des Papsttums, so wie uns dasselbe erscheint, ist der Glaube an die Gottheit Jesu Christi. Ohne Christus kein Papst, ohne Christus wäre das Papsttum niemals in die Welt getreten, ohne Christus, und zwar Christus als den Gottessohn, ist es auch heute nicht zu verstehen und zu würdigen. Aber diese Voraussetzung, den Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes, als den tiefsten Grund der Entstehung des Papsttums und als eigentliche Kraft der Papstgeschichte, lehnt die moderne Kritik ab. Merkwürdig, es hat also 1900 Jahre bedurft, bis wir erfahren, worin eigentlich das Christentum und sein Wesen besteht; es hat so lange Zeit bedurft — und so lange waren die Menschen im Irrtum — bis endlich ein Professor sagen konnte: im Grunde genommen ist das Christentum nichts anderes als die Verkündigung Gottes, unseres Vaters im Himmel, und des unendlichen Wertes der Menschenseele. Sie werden vielleicht sagen, daß das nicht in den Rahmen der Papstrede paßt, was ich sagen will, und doch möchte ich, daß wie das Papsttum selbst, so auch diese Kölner Feier ein Beweis der Wahrheit sei, daß das Papsttum notwendig zu Christus führe, wie es von ihm ausgehe, und um diesen Glauben an das Papsttum sowie die Verehrung desselben zu bestärken, ist es nötig, daß wir nur einige Tatsachen erwähnen, die in uns den Glauben an die Gottheit Christi selber erneuern. Ich be-

weise nicht die Gottheit Christi, ich nenne nur einige Tatsachen, und die mögen Ihnen und andern zu denken geben.

Christus ist die größte Figur am Himmel der Geschichte, keiner hat ihn erreicht, keiner ihn übertroffen, und nach dem einstimmigen Zeugnis aller derjenigen, die von ihm sprechen, ist er auch schlechthin unerreichbar. Dieser Christus ist keine Größe der Vergangenheit, sondern eine Größe der Gegenwart; heute noch wird dieser Christus geglaubt, wird bewundert, geliebt, wird angebetet, wie nur allein Gott angebetet wird.

Und eine weitere Tatsache: Dieser Christus hat mit der Kirche und dem Papsttum als der Verkörperung der Aufgabe, welche die Kirche hat, die Welt umgestaltet, geistig, sittlich und sozial, und nun sage ich Ihnen: Wenn Christus nicht Gott wäre, dann ständen wir in der Tat vor dem größten Rätsel der Weltgeschichte und vor dem unlösbarsten; denn sagen Sie sich selbst: ein armer Jude, der ein tugendhaftes Leben geführt haben mag, der ein hervorragender Mensch gewesen sein mag, aber immerhin ein Mensch, ein armer Jude, der nichts verkündigt hat, als Gott den Vater im Himmel und den unendlichen Wert der Seele, was nicht einmal neu war, sondern was nach der modernen Kritik nur aus Entstellungen, Trübungen herausgegriffen und wiederhergestellt werden mußte, dieser Jude, der arm und verloren in einem Winkel der Erde gelebt hat, hat mit der einfachen Predigt von Gott dem Vater die ganze Welt umgewandelt, dieser Mann wird heute noch, nach beinahe zwei Jahrtausenden, angebetet, bewundert und geliebt wie niemand sonst, und — bedenken Sie wohl — für diesen Mann sind Millionen in den blutigsten Tod gegangen, für diesen Mann opfern noch heute Millionen das stille Herzblut ihres

Opferlebens, d. h. sie leben für Christus unter der Voraussetzung, daß dieser Christus, für den sie sterben, Gott ist, Gottes Sohn, gleichen Wesens mit dem Vater. Und nun frage ich Sie: Sollten alle diese Millionen, die den wirklichen und den mystischen Tod gestorben, um eines Wahnes willen gestorben sein? Dann ist die ganze Weltgeschichte ein entsetzliches Rätsel, dann, meine verehrten Freunde, müssen wir uns zu dem Urteile Nietzsches bekennen: das Christentum ist der größte Schandfleck in der Geschichte. Dann wäre es unsere Aufgabe, das Christentum zu zerstören mit allen Mitteln, denn alles schöngeistige Reden von der Erhabenheit des Christentums und dem Idealmenschen Christus selbst muß in nichts zerrinnen unter dem Blutregen, welchen dieser Mann in die Welt gebracht hat.

Treten wir ein in das Gebäude, das jetzt noch als gewaltige Ruine dasteht, die von großen Zeiten erzählt, in das Kolosseum zu Rom. Sie kennen vielleicht das Gemälde von Doré: Ein Abend im Kolosseum; es ist eines seiner guten und besten. Dort werden wir eingeführt in die Arena; es ist am Abend eines blutigen Schauspiels. Die Toten liegen da, aufeinandergebettet, weil sie noch im Tode die Liebe ihrer Brüder suchten, und über die Toten hin gehen die wilden Bestien an ihr grausames Werk. Aber von oben kommen die Engel des Himmels, Palmzweige in den Händen, und es ist, als wenn eine Melodie des Sieges durch die stille Nacht klänge aus den Sternen her, die das einsame Kolosseum überleuchten. Und diese Menschen, die sich geopfert haben für Christus, die sollten sich eines Wahnes willen geopfert haben? Dann ist die ganze Geschichte ein Wahnsinn, unsere Vernunft und alles, dann müßten wir eigentlich lachen über die Weltgeschichte, wir müßten suchen,

die Gräber aufzugraben, und die Toten müßten wir anrufen, damit sie mit uns rufen über die schrecklichen Rätsel und den furchtbaren Wahn, wenn das alles, wofür die Besten sich eingesetzt, nichts anderes gewesen wäre als ein Wahn, wie ein Wahn ist, dem sich vielleicht die Toren opfern! *Das kann nicht sein*, unser menschliches Denken hört auf und jede Zuverlässigkeit der Geschichte, wenn wir nicht sagen müßten wie der erste Papst: *Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes*, und es ist, als ob aus dem Vatikan, aus der heiligen, herrlichen Halle von St. Peter aus den Grüften emportöne, als ob es aus der Confessio spräche und an den Säulen sich emporranke bis hinauf zum Himmelsgewölbe der Riesenkuppel: *Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.* Und sehen Sie, das Wort, das von dort herunterleuchtet: „*Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen*, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, wird im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, wird gelöst sein im Himmel. ... Weide meine Lämmer, weide meine Schafe. Ich habe für dich gebetet, damit dein Glaube nicht wanke, und du stärke deine Brüder!“ (Matth. 16, 17—19; Luk. 22, 32.)

Das ist die größte Tat, der tiefste Grund unserer Verehrung des Papsttums, und in diesem einen Wort ist all der Segen zusammengefaßt; Christus der Sohn des lebendigen Gottes. An diesem einen Wort haben die Päpste festgehalten, und daß uns das *Papsttum die Verkörperung, das Fortleben im Fleische des im Fleisch erschienenen Gottmenschen Christus* ist, daß uns

das Papsttum gibt, was Christus gegeben hat, Wahrheit, Liebe, Erlösung, Heil, das ist der tiefste Grund, aus dem wir das Papsttum verehren. Gegenüber diesem einen schwindet alles andere, was gesagt werden mag von der großen Geschichte des Papsttums.

Diese Wahrheit, die bis heute von den Päpsten als heiliges Gut bewahrt worden ist, liegt auch in dem *Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes*, das man als Gipfel päpstlicher Anmaßung und Verirrung bezeichnet hat, und doch spricht gerade dieses Dogma von Christus, unserem Erlöser, denn wir glauben hierin nichts anderes, als daß Christus das Versprechen, das er gegeben hat: „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht wanke, und du stärke deine Brüder", einlösen müsse, daß er den Papst in dem, was ewige Wahrheit und auf unser sittliches Leben bezogene Lehren sind, schützen müsse. Sein Wort ist uns das Pfand dafür.

Um diesen Christus zu predigen, ging Petrus einst nach Rom, für diesen Christus sind die ersten Päpste gestorben, um Christi willen haben sie die Ehren angenommen, die die Welt ihnen gab; um Christus zu den Völkern zu schicken, haben sie Glaubensboten entsandt; um ihn in seiner Reinheit zu bewahren, haben sie ihre Kämpfe geführt. Nicht für sich haben sie die Ehren angenommen, sondern immer zu dem Zweck: alles und in allem Jesus Christus, unser Herr.

Die Menschen schauen nur auf das Äußere der Papstgeschichte; sie sehen Gregor VII., wie er vor Heinrich IV. steht, und sehen darin den Ausdruck der Herrschsucht und Anmaßung. Sie sehen sie im Kampfe mit den Staufen und sehen darin nur immer ihre Herrschsucht. Sie sehen den Papst im Bunde mit den Humanisten, alles Schöne

und Gute, was damals auf dem Gebiete des menschlichen Lebens hervorgebracht war, und sehen darin nur das verweltlichte Leben nach Art eines irdischen Reiches; aber sie verstehen nicht alles das, was neben und hinter diesem Wirken steht, hinter der äußeren Geschichte, nämlich die Arbeit, dem Menschen Christus zu geben, die Wahrheit zu predigen, Gnade zu übermitteln; das alles verstehen sie nicht. Sie sehen nur das Äußere; der Geist ist ihnen flüchtig gegangen, den können sie nicht verstehen, weil sie in sich selbst Voraussetzungen haben, die diesen Geist nicht erkennen können.

Sie sind vielleicht selbst schon im Vatikan gewesen, in den Stanzen Raffaels, dort, wo die Kunst der Verherrlichung des Papsttums, wie sie nie mehr erreicht worden, gedient hat. Es ist erhebend, durch diese Säle zu wandeln, und des Papsttums Größe im Bilde zu schauen. Wenn uns die Zeit Konstantins an die Zeit der allgemeinen Anerkennung des Christentums erinnert, als endlichen Sieg nach dreihundertjährigen Opfern und Leiden; wenn wir vor Leo des Großen machtvoller Persönlichkeit und vor dem Geiste, der über ihm und für das Papsttum kämpft, die brutalen Gewalten sich beugen sahen; wenn wir die wunderbare Friedensarbeit des Papsttums im Brand des Borgo erfahren, dem der Segen des Papsttums Einhalt gebot; wenn die reiche Geschichte päpstlicher Fürsorge und päpstlichen Schutzes für Wissenschaft und Kunst in „der Schule von Athen" und in der Disputa del Sacramento zu uns spricht — all das ist groß und überwältigend, und doch ist ein Bild, das einen besonders tiefen Eindruck auf mich gemacht hat: die Messe von Bolsena; es zeigt den starken Glauben des Papsttums: Julius II. schaut verklärten Blickes

auf das Wunder der Eucharistie. So stark ist sein Glaube, daß er jenes Wunders nicht bedarf. Wie etwas Selbstverständliches erscheint es ihm.

Christus zu predigen und ihn den Völkern zu geben, das ist bis auf die heutige Zeit im Grunde genommen die Arbeit des Papsttums; die einzige entscheidende Frage, welche überall wiederkehrt, namentlich in den Kämpfen des Geistes von heute, ist die: Gibt es eine absolute, eine ewige göttliche Wahrheit oder nicht?

Wenn es eine solche nicht gibt, wenn also die Anarchie auf dem Gebiete des Geistes proklamiert wird, dann gibt es überhaupt nichts mehr, was Bestand hat, dann ist man mit der Zeit genötigt, die Anarchie auch auf dem Gebiete der Sitten zu proklamieren und auch auf dem Gebiete des sozialen Lebens.

Die den Papst bekämpfen, bekämpfen im Grunde das Dasein einer ewigen absoluten göttlichen Wahrheit; wenn aber eine solche nicht ist, dann ist nichts mehr wahr, und wenn nichts mehr wahr ist, dann ist nichts mehr heilig, und wenn nichts mehr heilig ist, dann ist alles erlaubt, und wir haben dann die Schrankenlosigkeit, Willkür und Tyrannei.

Das ist der Grund, warum wir auch bei jeder Papstfeier, wenn wir zum Stellvertreter Christi aufblicken, so freudig bewegten Herzens sind, weil er der sichtbare Fels ist, an dem alle Irrtümer branden und untergehen, weil er derjenige ist, der herausragt aus der babylonischen Verwirrung der Jetztzeit, weil er verbürgt durch die vergangene Geschichte, daß es eine Wahrheit gibt und geben wird und daß wir siegreich bleiben werden bis zum Ende der Zeiten.

Vielleicht ist Ihnen in Erinnerung eine ergreifende Geschichte aus dem Evangelium, wo der Heiland einst über die Wasser des Meeres wandelte und den Jünger ruft — den ersten Papst — daß er zu ihm kommen soll über das Meer; er wollte seinen Glauben prüfen. Petrus ging, zaghaft zuerst, aber er ging doch, und er sank, als sein Mut und Vertrauen gesunken waren, und Christus sagte darauf mit mildem Vorwurf: „Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?"

Diese heilige Stunde ist in der Geschichte des Papsttums und des Christentums oftmals wiedergekehrt. Es gab Zeiten, in denen es schien, als ob des Papsttums letzte Stunde geschlagen hätte — ich erinnere an die Christenverfolgungen, an die inneren Kämpfe, an Julian den Abtrünnigen, an die spätere Zeit, das 16. Jahrhundert, an den Napoleonischen Despotismus, an die Zeit Pius' VI. und Pius' VII. — aber alle diese Zeiten sind vorübergegangen, und über diese hin ist das Papsttum wie Jesus Christus über die Wogen gegangen; denn er lebt in seiner Kirche und wirkt in ihrer und seiner Kraft, er war ihr heiliger Schutz, und wenn je einer von den Päpsten, was nicht geschehen ist, gezweifelt hätte, dann hätte er gesagt: Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt; warum zweifelt ihr, wenn das Wunderbare so sichtbar vor euern Augen liegt? — Wenn die philosophischen Systeme längst zusammengebrochen sein werden, dann wird das Papsttum mit seiner Aufgabe, Christus zu verkünden, mit allem Reichtum der Schätze dastehen wie die Pyramiden im Sande der Wüste, während die Menschen und ihre Geschichte längst in Staub gefallen sind.

Was im einzelnen kommen wird, das wissen wir nicht; ob das Papsttum seinen mittelalterlichen Glanz je wieder

erreichen wird, ist uns nicht bekannt, und es braucht ihn nicht, es steht heute ohne diesen auf einer Höhe, die es vorher nicht erreicht hat. Ob es Zeiten geben wird, wo der Papst arm wie Petrus ohne Heimat herumwandern wird, um seine Lehre zu verkünden, wir wissen es nicht; eins aber wissen wir: daß nicht wahr werden wird, was neuerdings ein Professor glaubte verkünden zu müssen, daß sich die Geister durchringen werden zu dem Christentum, wie es die Modernen wollen, und daß die katholischen Brüder folgen müssen.

Eins wissen wir: daß der kommende Papst die heilige brennende Leuchte sein muß, welche Christus hochhält und der Welt verkündet. Eins wissen wir: daß, wenn die Religion auf einen kleinen Teil der Menschen beschränkt sein wird, der getreue Hirt gefunden wird, der das Kreuz über die Fluten trägt, um Heil zu suchen dort, wo die Menschheit seit neunzehnhundert Jahren und vorher Heil gefunden hat, die letzten, indem sie ihn erhofften, die andern, indem sie glaubten. Und wissen Sie, warum wir das wissen? Weil wir wissen, daß ein Volk ohne ideale Güter nicht leben kann; weil wir wissen, daß das, was die modernen Weltgesetze wollen, der Menschheit nicht geben können, was sie ersehnt: Entsündigung, Beseligung, Heil und Frieden im eigenen Herzen und in der Welt. Und darum schauen wir getrost in die Zukunft.

Und so sei auch diese heutige Feier, welche wir im heiligen Köln in dieser Stunde erleben, ein Bekenntnis gleich dafür, daß aller Glaube an das Papsttum im Grunde genommen nur ein Glaube an Christus ist, daß alle Verehrung des Stellvertreters ihm gilt, den er vertritt, daß alles, was wir sagen werden zum Lob, Dank und

aus Bewunderung für die Person des jetzigen und der vergangenen Päpste, nichts anderes ist als das starke Echo, was von Petrus aus alle Jahrhunderte durchhallt bis zu uns: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!

5. Unser Glaube und unsere Zeit.

„Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube." (1 Joh. 5, 4.)

(Ansprache an Studenten.)[1]

Meine lieben, jungen Herren! Vor uns erhebt sich der herrliche Tempel unseres Glaubens. Wir steigen die Stufen hinan und stehen vor dem Tore, das hineinführt zum Heiligtum und zum Allerheiligsten. Da tritt uns eine Erscheinung entgegen, die uns den Eingang verwehren will. Wer ist diese Erscheinung? Ich will es Ihnen sagen, es ist unsere Zeit, die sich da zwischen uns und unsern Glauben drängen will: „Sie passen nicht zusammen, sie lassen sich nicht vereinen: unsere Zeit und euer Glaube", so sagen sie. Ist das nun wirklich der Fall? Lassen sich die beiden wirklich nicht zusammenbringen? Besteht ein solcher Gegensatz zwischen unserer Zeit und unserem Glauben? Das Verhältnis unserer Zeit und unseres Glaubens zueinander, ihre Gegensätze, ihre Beziehungen lassen Sie mich Ihnen jetzt kurz vorführen. Ich will keine Apologie treiben, aber so ganz läßt sie sich eben niemals ausscheiden.

[1] Gehalten zu Berlin am 17. Februar 1913.

Paulsen spricht in seinem „System der Ethik" von dem veränderten Bild, das die heutigen Städte bieten. In den Städten des Mittelalters beherrschten die Kirchen, die herrlichen Dome, die kirchlichen Gebäude das Stadtbild; heute seien es mehr die weltlichen Gebäude, die Schlösser, die Stätten der Wissenschaft, die die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, obgleich auch heute noch Kirchen entstehen. Jedes Jahr werden neue Kirchen errichtet, die Zeugnis für den Glauben ablegen.

„Unsere Zeit und euer Glaube — das paßt nicht zusammen." Daß unsere Zeit und der Glaube nicht zusammenpassen, ist ein Wahn, der aus Vorurteilen geboren ist, und was Vorurteile bewirken, das wissen Sie genugsam aus dem gesellschaftlichen Leben. Ich brauche Sie nur an den „Ferrer-Rummel" zu erinnern, wo hochgebildete Männer, Männer von Geist und Wissen, Urteile fällten, derer sie sich später nicht zu rühmen wagten. Ich erinnere Sie an das Duell, für das man Gründe vorbringt, deren innere Haltlosigkeit jedem klar ist, worüber alle einig sind, und doch sind ganze Gesellschaftsklassen unter dem Banne dieser Vorstellung, von dem sie sich nicht freimachen können, und die es für unbedingt notwendig erachten. Und dann will ich Ihnen noch etwas sagen. Denken Sie doch an die Jesuitenfurcht. Wie ist es möglich, daß so viele hochgelehrte Männer, Männer von Verstand und Wissen eine Einrichtung fürchten und verfolgen, die jeder studieren kann, deren leibhaftige Vertreter vor ihnen stehen? Man kann das nur begreifen, wenn man die Unwissenheit, die Vorurteile kennt, die in allen Kreisen über uns, über die katholische Kirche und ihre Einrichtungen herrschen. Obgleich man uns studieren kann, unsere Einrichtungen kennenlernen kann, bestehen

doch die unglaublichsten Vorurteile gegen uns, und man hat auch nicht die Absicht, gibt sich keine Mühe, sie zu beseitigen.

Da steht die katholische Kirche und sagt: Hier sind meine Lehren, meine Dogmen, meine Bücher, prüfet sie! Die Kirche hat keine Geheimlehren und Geheimbücher, man kann sie studieren und kennenlernen, aber man tut es nicht. Wir geben ihnen unsere Schriften; aber man liest sie nicht, oder man liest anderes hinein! Mit Verachtung blickt man auf uns herab, weil wir einen festen Glauben haben. Alle haben das Recht, zu glauben, was sie wollen, wenn sie stichhaltige Gründe dafür haben, nur wir nicht! Allen traut man zu, daß sie, wenn sie einen Irrtum bei sich entdecken, diesen Irrtum eingestehen, nur uns nicht. Man verachtet uns, weil wir uns der Erkenntnis beugen und daran festhalten, wie es überhaupt ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit ist, daß sie den Apostaten, der die Fesseln abwirft, aus welchem Grunde es auch sei, als Helden feiert, ihn höher schätzt und ehrt als den glaubensstarken Menschen, der in ihren Augen „nur nicht den Mut hat", das gleiche zu tun. Man verachtet uns, und doch studieren wir fünfundzwanzig Jahre und haben nichts gefunden, was uns in unserer Überzeugung erschüttern könnte. Wir hätten es gesagt, wenn wir etwas gefunden hätten. Wir sind doch keine Lügner und Heuchler, sondern ehrliche Menschen, die nach Wahrheit streben. Wir glauben doch nicht zum Vergnügen! Wahrhaftig nicht! Der Glaube fordert Opfer, Opfer sage ich, die manchmal tiefer ans Herz greifen, als man es sich ausdenken kann! Wer hat da das Recht, auf uns herabzusehen, weil wir an dem festhalten, was wir als Wahrheit

erkannt haben, weil wir eine feste Weltanschauung haben, die uns die Antworten gibt auf die wichtigsten Fragen des Lebens? Wer hat das Recht dazu? frage ich noch einmal.

Was hat der Menschengeist nicht alles geschaffen! Er ist hinaufgestiegen in die höchsten Höhen, er ist hinabgestiegen in die tiefsten Tiefen der Erde; er ist in die Natur eingedrungen und hat sich ihre Kräfte, geheimnisvolle, wunderbare Kräfte, dienstbar gemacht und in den Dienst des Alltags gestellt. Er hat Werke geschaffen, die die Menschen der alten Zeiten, könnten sie dieselben sehen, als Wunder anstaunen würden; aber er hat keine befriedigende Lösung gefunden für das Rätsel des Lebens. Was ist der Sinn des Lebens? Woher kommt der Mensch? Wohin geht er? Wer löst diese ewigen Rätsel? Keine Weltanschauung hat es bis jetzt vermocht!

Da ist der Epikureismus, der den Zweck des Lebens im Lebensgenuß sieht, der Sozialeudämonismus, der ein großes, allgemeines Glück auf Erden anstrebt, also im Grunde auch wieder Lebensgenuß, der Pantheismus, der Monismus in allen seinen Abarten, sie alle haben keine befriedigende Lösung für diese Rätsel für Geist und Herz gefunden. Da gibt es für den Menschen nur noch zwei Wege, Nietzsche oder Schopenhauer. Die tollste Lebensbejahung oder die tiefste Verneinung. Der eine Weg ist weit. Die tollste Lebensbejahung, der Mensch, der höher und höher steigt, hinauf bis in die einsamen, eisigen Höhen, der „Übermensch": da steht er, bis ein anderer, ihm nachsteigend, ihn einholt und herabstürzt von seiner Höhe, ein Opfer seiner Lebensauffassung. Ja, Nietzsche ist ein Opfer, ein Märtyrer seiner

Idee geworden. Der andere Weg ist kürzer. Wenn dieses Leben keinen Sinn hat, wozu soll ich dann leben? Da mögen sie sagen: „Glückliche Stunde, die mir das kleine Ding in die Hand gibt, — ich setze es an die Stirn — ein kleiner Druck — es ist aus!" — Nein, es ist nicht aus, wahrhaftig nicht! — Warum nicht? Dieses Leben ist nicht das Leben, diese Welt ist nicht die Welt!

Theobald Ziegler hat ein Buch geschrieben: „Der Student"; darin meint er, daß mit dem Worte „Student" sich eine fertige Weltanschauung eigentlich nicht recht verbinden lasse, weil da der Student nicht frei studieren könne, sondern immer unter dem Banne seiner Weltanschauung stände. Er meint, der „Student" solle sich erst auf der Universität durch eigenes Prüfen, eigenes Forschen seine Weltanschauung bilden. Meine verehrten jungen Herren! Dazu gehören zwei Dinge, die der Student nicht hat: 1. ein umfassendes Wissen, um alle nötigen Elemente zu finden und zu setzen, 2. eine Charakterreife, frei von jeder Leidenschaft, von allen Regungen des Trieblebens, wie sie nur Männer, fertige Männer, soweit man überhaupt von solchen sprechen kann, besitzen. Trotz der Ehre, die es für mich ist, vor Ihnen sprechen zu dürfen, trotz aller Hochachtung, die ich für Sie habe (ich liebe die Studenten), ich glaube nicht, daß Sie ein solch gewaltiges Wissen haben. Sie haben auch noch nicht die Charakterreife, die zu rastlosem Forschen nötig ist. Sie haben Ihren Glauben mitgebracht, und ich bitte Sie, lassen Sie ihn sich nicht rauben. Bewahren Sie den heiligen Gral des Glaubens. Erleben Sie Ihren Glauben im Sinne des wahren religiösen Lebens. Sie haben jetzt keine Zeit, ihn zu studieren, Sie müssen anderes studieren, vielleicht gibt Gott Ihnen später die Gnade, tiefer in Ihren Glauben

einzudringen. Aber lassen Sie ihn sich jetzt nicht rauben, lassen Sie in dieser Zeit Ihren Glauben nicht fahren, klammern Sie sich daran, halten Sie ihn fest, den heiligen Gral, behalten Sie den Speer in der Hand, die heilige Lanze, die Ihnen in der heiligen Firmung, die Sie zu Streitern Gottes machte, gegeben wurde.

Noch ein Wort zum Schluß. Die Welt braucht den Glauben. Sie hat ihn nicht überwunden, lassen Sie sich nicht betören. Sie hat ihn nicht überwunden, obwohl sie ihn haßt. Auch Nietzsche hat ihn nicht überwunden, obwohl er ihn haßte; denn was man haßt, hat man nicht überwunden, *das lebt in einem*. Die Welt braucht den Glauben, und sie wird zu ihm zurückkommen, wie einst der verlorene Sohn zum Vaterhaus zurückkam.

Keine dieser Weltanschauungen hat eine Lösung für die Fragen des Lebens, für das Erdenleid. — Da sehe ich Kaulbachs Gemälde vor mir: „Die Zerstörung Jerusalems". Alles liegt in Trümmern und inmitten dieser Trostlosigkeit sieht man eine kleine Familie dahinziehen, die die Stadt verläßt, eine kleine christliche Familie, umflossen von Glück und tiefem Frieden. — „*Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube.*"

6. Zur Jahrhundertwende[1].

I.

Das alte Jahr ist zu Grabe getragen. Das alte Jahrhundert sollte ihm dahin folgen. Doch es ist noch nicht tot. Nur seine Sterbestunde hat man eingeläutet.

[1] Ein Vortrag in Berlin am Anfang des Jahres 1900.

Diese prolixitas mortis, das „lang dahingezogene Sterben" des Jahrhunderts, ist auch fin de siècle: „Jahrhundertende".

Der Abschluß eines größeren Zeitraumes im eigenen Leben und im Leben der uns umgebenden Welt ist immer eine ernste Mahnung für den Menschen. Es drängt ihn, selbst Abschluß zu halten, sich zu sammeln und durch den Einblick in das eigene Innere den Standpunkt zu gewinnen, von dem aus prüfender Rück- und Ausblick geschehen soll in die vergangene und in die kommende Zeit. Wenn irgend ein Zeitpunkt zu solcher Prüfung mahnt, dann ist es die Grenzscheide zweier Jahrhunderte. Daß der Abschluß dieses Jahrhunderts mehr als vorher bei ähnlichem Anlaß zur Abrechnung wird, gehört mit zur Eigenart desselben. Man hat es ja das „Jahrhundert der Kritik" genannt. So fordert es doch auch zur Kritik über sich selber auf. Die Zahl dieser Kritiken ist denn auch bereits zu einer umfangreichen Literatur angewachsen. Groß wie die Zahl der Richter ist auch die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Urteile. Es liegt uns völlig fern, diese Zahl durch Hinzufügen einer neuen Kritik vergrößern zu wollen. Gericht über die kaum abgeschlossene Zeit kann erst die Zukunft halten. Wir gehören deswegen weder zu den Pessimisten, die nur seufzen und klagen und als geistiges „Fazit", das sie aus dem Jahrhundert ziehen, den Bankerott auf allen Gebieten sehen, noch zu jenen Optimisten, die berauscht von dem „Jahrhundert der Erfolge" dessen unbedingte Lobredner sind.

Ohne Kritik zu üben, dürfen wir aber dankbar das Gute anerkennen, welches die vergangenen Jahrzehnte uns gebracht haben. Dankbar vor allem gegen Gott, erkennen wir am Ende des „reichsten Jahrhunderts der neueren Geschichte",

am Ende des „Jahrhunderts der Wissenschaft, der Naturforschung, der Technik, der Industrie", am Ende des „Jahrhunderts der Freiheit" die staunenswerten, früher nicht einmal geahnten Erfolge des menschlichen Geistes an. Aber ein Erfolg ist uns vor allen der wertvollste, derjenige, nach welchem doch schließlich jeder Kulturzustand beurteilt werden muß und der uns hier zunächst interessiert, wir meinen den Erfolg der Sache Gottes. Ja, trotz vieler Verluste, wir haben gewonnen: Gewonnen hat die Sache Gottes.

Gewiß! Sie gewinnt ja immer. Denn all die Menschen und Ereignisse, die am Webstuhl der Zeit das Gewand der Geschichte weben, sie wirken nur „den Saum der Kleider" der göttlichen Verherrlichung. Aber nicht immer sind die goldenen Fäden darin so sichtbar wie am Ende dieses Jahrhunderts.

Zunächst einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der Kirche, der berufenen Vertreterin der Sache Gottes auf Erden! Niemand kann in Abrede stellen, daß diese Geschichte sich in aufsteigender Linie vollzieht.

Vor hundert Jahren, am 23. August 1799, schloß Pius' VI. 25jähriges Pontifikat der Schmerzen. Es war nur die Einleitung zu jenem Martyrium der Verdemütigungen, welches der siebte Pius erdulden sollte. Wir stehen am Schlusse dieses Jahrhunderts und damit am Ende eines Pontifikates von Triumphen. Das Geläute aller Glocken, das am Weihnachtsabend bei Eröffnung der heiligen Pforte das Jubeljahr einläutete, war ein gewaltiges „Magnifikat" und „Tedeum", ein Dank- und Triumphgeläute zum Ausdruck der unbestreitbaren Tatsache, daß die katholische Kirche die größte geistliche Macht am Ende des 19. Jahrhunderts ist.

Zwar ist Leo XIII., wenn auch in anderem Sinne wie Pius VI., ein peregrinus apostolicus, wie „ein Fremder" im eigenen Besitz geworden — aber gerade diese Ähnlichkeit mit dem, den er vertreten darf, in den Momenten der Demütigung, ist für ihn wie einst für seinen Meister die Ursache größter Verherrlichung geworden. Ein Souverän ohne Land, ist er souveräner geworden in seiner geistigen Macht. Vor hundert Jahren und jetzt: Welche Verschiedenheit des Bildes der Kirche am Anfange und am Ende des Jahrhunderts, zumal in Deutschland! Am Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die Verweltlichung eines großen Teiles der Prälaten und Diener der Kirche bereits geschehen war, ehe die Säkularisation ihre Güter in Trümmer schlug, konnte die Kirche Gottes in Trauer und Tränen vielfach nur Verwüstung des Heiligtums schauen. Heute blicken wir auf eine glänzende Schar hervorragender Kirchenfürsten zurück, auf Männer vom Geiste und Mute der Apostel, auf ein Heer seeleneifriger, kirchlich gesinnter Priester, durch Wissenschaft und Wandel Väter und Vorbilder des Volkes. Vor hundert Jahren, als der Gifthauch des Zweifels und der Empörung über die Länder gezogen war, war das kirchliche Leben im Tode der Gleichgültigkeit und religiösen Kälte erstarrt, heute steht das deutsche katholische Volk vor uns mit Jahrzehnten der glorreichsten Geschichte, mit wahrhaft kirchlichem Sinne, erworben und bewährt in Tagen opferreichen, heldenmütigen Kampfes, mit einem regen und reichen religiösen Leben. Besonders seit 1848, dem Jahre der Würzburger Bischofskonferenz, zog's wie ein Frühlings- und Auferstehungswehen über die Kirche Deutschlands und hat sie zum Garten der Kirche Gottes gemacht. Die jährlich wiederkehrenden Generalversammlungen mit ihren mächtigen

Anregungen, die überall sich bildenden, in enger Verbindung mit der Kirche stehenden katholischen Vereine, die karitativen Anstalten mit den Engeln der Barmherzigkeit, den katholischen Ordensschwestern, die Volksmissionen und heiligen Exerzitien schufen eine Kraft und Blüte des katholischen Lebens, die den Gewitterstürmen gewachsen waren, welche über die Kirche Deutschlands hereinbrechen sollten. Zwar manches fiel, und vieles wurde zerrissen, was morsch war und ohne Lebenssaft verloren ging, aber der Verlust ward aufgewogen durch Vermehrung der inneren Kraft, durch Verbindung dessen, was geblieben, zu einer Einheit, die die Bewunderung der gesamten katholischen Welt auf sich zog. An Stelle der Zeiten von ehedem, wo selbst die berufenen Lehrer des Volkes und Vertreter der Kirche ihre Stimme kaum zu erheben wagten zur Verteidigung der göttlichen Wahrheit und des göttlichen Rechtes, sind die denkwürdigen letzten Jahrzehnte getreten mit der herrlichen Phalanx hervorragender katholischer Männer aus dem Laienstande, welche im Kampfe für Wahrheit, Freiheit und Recht, für Fürst und Vaterland die katholische Sache Deutschlands zu einer Macht erhoben, die sie zum „unüberwindlichen Turm", zur ausschlaggebenden Vereinigung in der Vertretung des Volkes gemacht haben.

In der Tat: Das sind Erfolge! Darum Dank zuerst dem Heiligen Geiste, dem Arbeiter der heiligen Kirche, dessen Wirken diese Neuschöpfung hervorgebracht hat! Dank auch den Männern, die seine Organe gewesen und die Träger dieser Bewegung geworden sind. Mit Ehrfurcht und heiliger Freude gedenken wir der Päpste, vorab der beiden, deren Pontifikate die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts mit dem Lichte ihrer Weisheit und dem Glanze ihrer apostolischen Tugenden erhellen. Pius IX., du Liebling Gottes und der

Menschen, wie gesegnet ist dein Andenken! Verwachsen mit dem Volk durch gemeinsames Leid, geliebt von ihm wie selten einer deiner Vorgänger! Edler Papst! Sie haben dich im Leben beraubt und nach dem Tode deine Leiche beschimpft, aber nie werden sie vermögen, dir und den beiden Edelsteinen den Glanz zu rauben, womit du die Tiara des 19. Jahrhunderts geschmückt, die Verkündigung der beiden Dogmen, deren eines die Vollendung der Ehren Mariens und deren anderes den Eckstein unseres Glaubens gebracht hat.

Von Leo XIII., dem Träger und Verkünder des „Einheitsgedankens", dem „Mehrer" des Reiches Gottes, dem Förderer des Friedens, dem im edelsten Sinne liberalen Papste, dem Fürsten und Freunde der Wissenschaft und Kunst, wagen wir nicht viel zu sagen. Sein Ruhm und damit der Ruhm der Kirche Gottes am Ende des 19. Jahrhunderts ist in aller edeln Menschen Munde. Nur die keine Größe zu würdigen wissen, verstehen auch seine Größe nicht.

Pius IX. und Leo XIII. sind die größten Namen in der Geschichte der Kirche des 19. Jahrhunderts; aber es sind nicht die einzigen. Frankreich und England und Deutschland weisen eine Reihe von Namen auf, deren Träger für immer zu den bedeutendsten Erscheinungen in der Geschichte der Kirche gehören werden. Allein schon im Hinblick auf Deutschland kann man sagen: „Vidi turbam magnam — Ich sah eine große Schar!" Eine große Schar von Männern aus allen Lebensstellungen und Berufen, auf allen Gebieten des kirchlichen und weltlichen Lebens in Wissenschaft, Kunst, Politik und sozialen Bestrebungen, die Klemens August und Geissel von Köln, Hermann v. Vicari von Freiburg, Sailer, Diepenbrock, Ketteler, Martin, Melchers aus dem Episkopate, Alban Stolz, Kolping, Mouſang, Heinrich u. a. aus

dem Klerus, von Görres bis zu den Reichenspergern, Mallinckrodt, Windthorst aus dem Laienstande haben dem deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert die hervorragende Hochachtung der ganzen katholischen Welt erworben.

Das sind Erfolge. Niemand kann sie leugnen. Auch die uns ferner Stehenden erkennen sie an, wenn sie auch nicht an ihre Berechtigung und ihre Dauer glauben. Aber sollte das etwa, wie diese meinen, der letzte Verzweiflungskampf vor dem Erliegen sein? Ist das die Zähigkeit des Fanatismus, das letzte Aufflackern eines Lichtes vor dem Erlöschen auf immer? Können alle diese Erfolge die Tatsache aus der Welt schaffen, daß der Abfall von Gott und die Gleichgültigkeit im religiösen Leben immer weitere Kreise zieht? Und scheint es nicht, als ob die Säkularisation des Wissens und des Lebens allgemein werden will? und dann: Hängen wir mit unsern religiösen Anschauungen nicht in der Luft? Hat nicht die ungläubige Wissenschaft, die stolze Tochter des Jahrhunderts, den Boden unterwühlt, auf dem wir standen? Scheint hier nicht, als ob die Sache Gottes eher verloren als gewonnen hätte?

Auf diese Frage wird der nächste Abschnitt Antwort geben und uns zeigen, daß auch hier der Erfolg auf seiten der Sache Gottes ist.

II.

„Ein Mann, der sich mit den Forschungen und Resultaten der neueren Wissenschaft bekannt gemacht hat, kann unmöglich noch an religiöse Dogmen glauben." Dieses Wort eines bekannten sozialistischen Führers ist die Wiederholung der bei einem großen Teile der Vertreter des Unglaubens zum unumstößlichen Glaubenssatz gewordenen An-

nahme, daß zwischen Wissenschaft und religiösem Glauben ein unversöhnlicher Gegensatz bestehe; daß also mit dem Steigen der Wissenschaft das Sinken des Glaubens Hand in Hand gehe, daß folglich das Jahrhundert der Wissenschaft das Zeitalter des Atheismus sei.

Wenn Behauptungen Beweise wären, dann stünde es allerdings schlecht um die Sache Gottes am Ende des 19. Jahrhunderts. Tatsache ist allerdings, daß eine erschreckend große Menge von Menschen praktische Atheisten sind. Tatsache auch, daß die meisten sich bei ihrem Unglauben auf die „Wissenschaft" berufen; daß aber zwischen Wissenschaft und Atheismus ein innerer ursächlicher Zusammenhang bestehe, das sagt nur der „Glaube" des Unglaubens, nicht das freie, vorurteilslose Denken der Vernunft.

Zugegeben und mit freudigem Danke anerkannt, daß auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Kritik staunenswerte Erfolge errungen, wahre Reichtümer an Wissen gesammelt, beinahe ans Wunderbare grenzende Fortschritte im Umsatze und der Verwertung des Wissens für das praktische Leben gemacht worden sind, was hat das alles bewiesen? Das hat bewiesen, daß man mit einer Unsumme von Einzelwissen das „geistige Band" noch nicht hat, das alles zusammenhält; das hat gezeigt, daß, je weiter die Naturwissenschaft vordringt, desto klarer der Beweis wird: die „Welträtsel" können von ihnen nicht gelöst, die sog. Ursprungsfragen nicht beantwortet werden; — das alles hat die Tatsache nicht aus der Welt schaffen können, daß man bei allem äußerlichen Kulturfortschritt den inneren Zerfall nicht aufhalten kann, wenn man keinen andern Ersatz für den Geist hat, den „diese Wissenschaft" leugnet. Nicht eine Summe von Einzelwissen, das doch immer Stückwerk

bleibt, kann uns genügen, eine Weltanschauung wollen wir, die uns ein Ganzes bietet und unser Denken befriedigt; nicht Wissen allein, nur Weisheit kann uns helfen, jene Weisheit, die für den einzelnen wie für die Gesellschaft Lebensauffassung begründet und Lebensführung ermöglicht. Wenn nach dem Kritiker Kant die Aufklärung darin besteht, daß man wage, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, wenn, wie die Neueren sagen, die Denkfreiheit das Vorrecht des Geistes ist und wir uns „im Denken allein durch die Gründe der Vernunft bestimmen lassen", dann wahrlich hat die Sache Gottes das freie Denken nicht zu fürchten. Sie kann nur gewinnen, und sie hat gewonnen. Warum verlassen die, die heute noch eine religiös-gläubige Überzeugung haben, die Sache Gottes nicht? Bequemer wäre es doch; einträglicher vielleicht auch; in den Augen vieler sogar „ehrenvoller". Wenn wir das nicht tun, so geschieht es wahrlich nicht, weil die träge Gewohnheit uns träge gemacht hätte, nicht wider besseres Wissen, nicht aus Trotz oder Fanatismus, nicht weil wir geistig beschränkt wären, sondern deshalb, weil uns das „Glaubensbekenntnis" des Unglaubens nicht genügt, weil wir das Fundament und die Grundpfeiler unseres Glaubens um so fester stehen sehen, je mehr man an ihnen rüttelt. Mögen andere zufrieden sein, wenn man ihnen Hypothesen, die selbst von seiten des Unglaubens ebenso bekämpft als verteidigt werden, in selbstherrischer, vermeintlicher Unfehlbarkeit als wissenschaftlich unanfechtbare Tatsachen erklärt und ihnen klingende Namen als Ersatz für fehlende Gründe bietet, — uns genügt das nicht; mögen andere zufrieden sein, wenn man ihnen die Lüge ins Antlitz schleudert, die glaubenslose Wissenschaft habe alles erklärt, befriedigende Antwort auf die unabweisbaren, tiefsten Fragen

des menschlichen Geistes gegeben, — wir kennen die Antwort, und sie genügt uns nicht; mögen andere zufrieden sein, wenn statt Gründe Spott und Hohn, die Macht der Meinungen und der Massen angerufen werden, — uns genügt und imponiert das nicht.

Und auch die den platten Materialismus abweisende außerchristliche Philosophie ist bis heute in den entscheidenden Grundfragen die Antwort schuldig geblieben. Eben erst hat Prälat Dr. E. L. Fischer, ein Mann, der fünfundzwanzig Jahre lang in der wissenschaftlichen Armee gestanden und auch von nichtkatholischer Seite Anerkennung gefunden hat, in einer Festgabe zur Säkularwende zwischen ungläubiger und christlicher Philosophie die Bilanz gezogen, und sie ergibt den Triumph der gläubigen Weltanschauung.

So ist denn auch hier der Sieg der Sache Gottes nicht zu verkennen. Wenn trotz der außerordentlichen Anstrengung, trotz des mit äußerster Erbitterung geführten Kampfes, trotz der Aufbietung einer eminenten Summe geistiger Arbeit der erträumte Sieg der „modernen" Wissenschaft ausgeblieben ist, ja, im Gegenteil, wie auch die „Hamburger Nachrichten" gestehen mußten, in ungeahntem Umfange Rückkehr zum alten Glauben stattgefunden hat, dann sind in der Tat die im ersten Artikel besprochenen Erfolge der Kirche nicht die letzte Kraftanstrengung des Fanatismus, sondern der Anfang und das vielverheißende Zeichen kommender immer größerer Triumphe.

Das ist erst die eine Seite des Erfolges. Man spricht von Wissenschaft und meint damit gewöhnlich die moderne ungläubige. Aber ist dieses Jahrhundert nicht auch das Zeitalter der Erneuerung der christlichen Wissenschaft? Hat nicht der Gegensatz, in welchem die neue un-

gläubige „Wissenschaft" zum alten Glauben trat, eine Reihe der glänzendsten Apologeten der christlichen Wahrheit hervorgerufen? Was das Genie eines P. Lacordaire und seiner Nachfolger in Frankreich zur Wiederbelebung des christlichen Bewußtseins, was die Vosen, Hettinger, P. Pesch u. a. — der Lebenden gar nicht zu erwähnen — zur Verteidigung des Glaubensschatzes gegen die feindlichen Angriffe Herrliches gesagt haben, das sind ebenso Taten der katholischen Wissenschaft als der kirchlichen Beredsamkeit. Und ist nicht nach zahlreichen Vorarbeiten seit dem 4. August 1879, dem Erscheinen der Enzyklika Aeterni Patris, eine neue Bewegung in die kirchliche Philosophie gekommen, die heute in einer Blüte steht, der auch ehrlich urteilende Gegner die Anerkennung nicht versagen können? Leben nicht zur Stunde eine Menge hervorragender katholischer Gelehrter, Männer, einzig geleitet von dem Bestreben nach Wahrheit, in ihren Forschungen nur durch Tatsachen gebunden und diese selbst durch kein anderes Kriterium als das der Vernunft und der Gesetze der Erfahrung beurteilend? Wenn wir der katholischen Gelehrten gedenken, ist es hier gerade, wo uns die Erfüllung einer Ehrenpflicht obliegt, neben den zahlreichen Vertretern der christlichen Wissenschaft aus dem Laienstande, aus dem Weltklerus, vor allem mit tiefem Danke der Fülle von geistiger Arbeit zu gedenken, die in den letzten Jahrzehnten die deutschen Jesuiten geleistet haben. Auch hier hat die Sache Gottes, wo man sie am empfindlichsten zu treffen glaubte, einen neuen Sieg errungen. Die Verbannung der „Gesellschaft Jesu" hat gewiß unsäglich viel Gutes verhindert, das durch sie in Deutschland geschehen wäre, und mit innigstem Gebete zu Gott können wir nur wünschen, daß diesen hervorragenden Arbeitern auch der

Weinberg der katholischen Kirche Deutschlands ungehindert und ganz geöffnet werde. Aber einen Vorteil hatte diese Verbannung der katholischen Kirche doch gebracht. Abgesehen von der Verbreitung des Reiches Gottes in den auswärtigen Missionen, die vielfach durch deutsche Jesuiten geschah, hat die Verbannung die Möglichkeit gegeben, die hervorragendsten deutschen Mitglieder der Gesellschaft auf rein wissenschaftlichem Gebiete zu beschäftigen. Was sie hier getan in den „Stimmen von Maria-Laach" [jetzt „Stimmen der Zeit"] und zahlreichen wissenschaftlich hervorragenden Werken auf den verschiedensten Gebieten, wird für immer eine der glänzendsten Seiten der Geschichte der Gesellschaft Jesu wie der katholischen Kirche Deutschlands bilden.

Wenn man das geistige, moralische und soziale Leben außerhalb der christlichen Weltanschauung betrachtet, dann scheint es, als ob es wie „eine Fülle der Zeiten" wäre. Die Welt sehnt sich nach dem Erlöser. So wird das Ende des Jahrhunderts zum Triumph des Erlösers. Er ist das Zeichen, dem man widersprach, gesetzt zum Falle, aber auch zur Auferstehung. Auf seine Person konzentrierte sich der Kampf gegen die Religion, er steht im Mittelpunkte aller ihrer Triumphe.

Das Jahrhundert, das damit begann, die Erbschaft Voltaires und der französischen Revolution, den Haß gegen Christus zu verteilen, es schließt mit einer allgemeinen Huldigung an Jesus Christus. Wie in den vergangenen 19 Jahrhunderten, so wird er auch im 20. die größte, die mächtigste und universalste Erscheinung in der Welt bleiben, die christlichen Ideen werden die herrschenden sein, wo immer im Kampf um die idealen Güter der Menschheit etwas zum bleibenden Wohle der Gesellschaft und des einzelnen getan

und unternommen wird. An sein Herz hat im Namen der Menschheit der Stellvertreter Christi die Menschheit gelegt, denn von dem Quell der höchsten Liebe muß die Liebe ausgehen, die auch im kommenden Jahrhundert die noch offenen Wunden heilen, Haß und Entfremdung besiegen und geben soll, was keine Macht der Welt vermag und keine Wissenschaft dem Menschen ersetzen kann: selbstlose, hinopfernde Liebe.

III.

Die Vergangenheit ist die Prophetin der Zukunft. „Es muß irgend eine bessere Zukunft für uns sein, sonst wäre das Abendrot nicht so schön." Dieses Wort eines deutschen Philosophen gilt auch von der Sache Gottes und der Kirche beim Rück- und Ausblick auf der Grenzscheide der beiden Jahrhunderte. Mit demselben Glanze dankbaren freudigen Vertrauens im Auge sehen wir darum der untergehenden Sonne des 19. Jahrhunderts nach und der aufgehenden des 20. entgegen. Auch für die Sache Gottes weht's wie Morgenluft aus der kommenden Zeit. „Was wird aus diesem Kinde — dem folgenden Jahrhundert, das ungeduldig seiner Geburtsstunde entgegenharrt — werden?" Die Frage erinnert an den letzten der Propheten, den Vorläufer und Verkündiger des Herrn. Wenn wir die Antwort aus den Zeichen der Zeit lesen, dann hat auch das kommende Jahrhundert Johannesberuf: Es verkündigt den Erlöser und führt näher zu ihm.

Doch nicht auf Vermutungen und Schlüsse der Vernunft gründet sich diese Antwort. Der über den Zeiten steht, und vor dessen allsehenden Augen die Zukunft klarer liegt, als vor den unsrigen die Gegenwart, hat unserem Glauben an

die Zukunft der Sache Gottes göttliche Gewißheit gegeben. Seine Worte sind neunzehnhundert Jahre alt; und diese neunzehnhundert Jahre haben dem Beweis ihrer Wahrheit gedient. Hören wir einige von diesen tröstenden Prophezeiungen und sehen wir die Anfänge zu deren Erfüllung, die unbestreitbar die Gegenwart uns bietet.

„Portae inferi non praevalebunt." Die Sache Gottes wird nicht unterliegen. Das ist das erste Trostwort. Die Flammenschrift, die über dem Bau der christlichen Geschichte steht, wird auch die Stirnseite des neuen Jahrhunderts erhellen.

Ein angesehener Professor der Philosophie in Berlin gibt in der Einleitung zu einem seiner hervorragendsten Werke (Paulsen, System der Ethik) eine anschauliche Schilderung des Gegensatzes, den mittelalterliche und moderne Weltanschauung auch in der äußeren Erscheinung der Städte bietet. Dort waren die kirchlichen Gebäude die vorherrschenden, hier sind es die weltlichen. Diese architektonische Säkularisation sei wiederum nur ein Bild der Verweltlichung des Lebens. Wie ehedem alles aufs Jenseits, so weise jetzt alles aufs Diesseits. Gottlob, daß er nicht ganz recht hat! In keiner Periode der Kirchengeschichte sind im Zeitraum von Jahrzehnten so viele Kirchen entstanden als am Ende dieses Jahrhunderts. Berlin allein bietet hierfür Beweis genug. Das ist aber eine hoffnungsvolle Verheißung. Denn diese zahlreichen kleineren und größeren Gotteshäuser und kirchlichen Anstalten sind geschaffen mehr für das kommende als das gehende Jahrhundert. Ihre Zeit ist die Zukunft. Dort werden sie ihre ernste Sprache sprechen, werden ihre Glocken wie einst an Faustens Ohr ein Surrexit, ein Auferstandensein des christlichen Geistes in die Welt rufen;

so wenig wie jetzt werden sie den kommenden Geschlechtern ein Anachronismus, sondern der markige Ausdruck des unabweisbaren Ringens nach dem Unendlichen sein, feststehend inmitten der Wogen des Werdens und Vergehens, über der Zeit, werden sie von dem Ewigen reden.

Der Macht dieser Sprache werden sich auf die Dauer auch jene nicht ganz entziehen können, welche von Kirche und Kirchen sich losgesagt haben. Die Seele des Menschen ist eben für Gott angelegt und darum in ihrem tiefsten Verlangen religiös. Es ist bezeichnend, daß von jener Seite Geständnisse laut werden, die mehr sagen, als manche zugeben mögen. So wird, wie der genannte Professor selbst erwähnt, von dem Geschichtschreiber des Materialismus F. A. Lange erzählt, daß er einmal in einem Gespräche über die Zukunft der Religion oder die Religion der Zukunft „neben dem heitern Neubau im griechischen Tempelstil zum mindesten auch eine gotische Kapelle für bekümmerte Gemüter verlangt habe und neben anderem Christlichen in den neuen Kultus auch Kirchenlieder, wie ‚O Haupt voll Blut und Wunden', mit hinübernehmen wollte".

Doch nicht auf dem unsichern Gebiet des Gefühlslebens baut sich die Zukunft der Religion auf. Uns sind diese Kirchen und Kapellen nicht ein Beweis dafür, daß das Gefühl der Religion bedürfe, sondern Ausdruck einer klaren, begründeten Weltanschauung. Hinein ins kommende Jahrhundert wachsen die Kirchen, hinein wächst auch die religiöse Überzeugung und Glaubensbegeisterung, die sie geschaffen hat.

Wir haben früher gesehen, daß der Glaube im Kampf mit der ungläubigen Wissenschaft gewonnen hat; und zwar gewonnen hat nicht trotz, sondern wegen der ernsten Geistesarbeit der jüngstvergangenen Zeit. Diese Geistesarbeit fort-

zusetzen, sie, soweit möglich, der Vollendung entgegenzuführen, ist Aufgabe der Zukunft. Je vorurteilsfreier diese Aufgabe erfaßt, je ernster sie getan wird, desto weniger hat die Sache Gottes zu fürchten. Nicht das Denken, nur das halbe Denken ist ihr Feind. Sie wird, wie sie die weltüberwindende Größe des Glaubens gezeigt und neues Leben in die kirchliche Wissenschaft gebracht hat, auch den kommenden Geschlechtern der Kirche keine Verminderung, sondern Vertiefung und Befestigung des Glaubens in den einzelnen geben; der kindliche Glaube wird zur männlichen Überzeugung, die Unterwerfung unter Gott und seine Anordnungen eine viel edlere Tat des Menschen, die Hingebung an die Kirche nicht eine Art blinder Fanatismus, sondern heilige, übergroße Glaubensbegeisterung sein, die zum Höchsten fähig und bereit ist. Wenn die geistige Bewegung, die zumal in den letzten Jahren und unter den deutschen Katholiken begonnen hat, geleitet von berufenen Führern weitere Kreise zieht, wenn die Gebildeten sich immer mehr der Pflicht ernster Mitarbeit auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Tätigkeit erinnern, wenn dem Katholizismus die Stellung tatsächlich errungen wird, welche ihm seinem Wesen nach im geistigen Leben der Welt gebührt, wenn Studienvereine gegründet und dadurch auch aus den unteren Volksklassen heraus die Bahn freier gemacht wird zu wissenschaftlichen Berufen, wenn auch der gewöhnliche Mann sein ganzes geistiges Interesse an die Sache der Religion heranbringt, wenn der enge Anschluß an die Autorität und die Gnadenmittel der Kirche ein religiöses kirchliches Leben aus dem Glauben sichern wird, und die Zeichen bürgen dafür, daß es geschieht, dann wird das eine herrliche Erfüllung des non praevalebunt im kommenden Jahrhundert sein.

Es wird nicht ausbleiben können, daß in dem großen Kampfe zwischen Glauben und Unglauben, der in das nächste Jahrhundert noch lange sich hineinziehen wird, für alle, die der Sache Gottes dienen und guten Willens sind, ein engerer Zusammenschluß, vielleicht sogar eine völlige Einigung in dem erfolgt, was sie jetzt noch trennt.

So würde eine andere Prophetie des Erlösers, wenigstens für einen großen Teil der Erlösten, ihrer Erfüllung näher kommen: „Fiat unum ovile et unus pastor. Es wird ein Hirt und eine Herde sein." Einmal muß es ja kommen. Der Erfolg, den die Einigungsbestrebungen der katholischen Kirche auf dem Gebiete der äußeren Missionen in diesem Jahrhundert besonders unter dem Pontifikat Leos XIII. hatten, gibt trostvolle Aussichten auf die Zukunft. Der Jesuitenpater Huonder hat auf der Katholikenversammlung zu Krefeld[1] eine glänzende Heerschau über Missionen und Missionäre gehalten, und erst kürzlich, also auf der Grenzscheide der beiden Jahrhunderte, ging die Siegesnachricht durch die Welt, daß der Erzbischof Altmayer aus dem Dominikanerorden und Oberer der Dominikanermissionen zu Mossul und Bagdad 50000 Nestorianer und 30000 gregorianische Armenier in die katholische Kirche aufgenommen habe. „Ut omnes unum sint Daß alle eins seien!" Das Testament des für uns in den Tod gehenden Erlösers ist auch der erste und letzte Wunsch des scheidenden Jahrhunderts an das kommende. Soll ich den Lieblingsgedanken aller wahren Freunde des Erlösers, die Wiedervereinigung der getrennten Christen unseres deutschen Vaterlandes hier unterdrücken können? Soll es denn nicht zu hoffen sein, in

[1] Im Jahre 1898.

dem Lande, in dem der Geisteskampf am tiefsten und mit dem größten Ernste geführt wird, es würde der Mut, sich von Vorurteilen frei zu machen, so groß, der Drang, allein die Wahrheit zu suchen, so stark, die Liebe, um die Wege dazu zu finden, so mächtig sein, daß eine Verständigung und Einigung leicht zu erreichen wäre? Ist nicht auf beiden Seiten so viel reines, edles Streben, und ist die Wahrheit denn nicht eine? Allerdings, die Wahrheit allein könnte uns frei machen! Das wäre kein ehrlicher Friede, der in falschen Kompromissen bestände. An einer andern Stelle habe ich im Anschluß an ein kurzes Wort über das Ehehindernis der Konfessionsverschiedenheit die Bemerkung gemacht: „Ich bedaure, daß dieses Ehehindernis besteht. Auch die Kirche bedauert das. Sie hat es auch nicht gemacht. Das hat die Trennung bewirkt, die uns auseinanderriß. O wenn wir uns verständen und dies Hindernis wegschafften, indem wir alles versuchten, um die Trennung aufzuheben! Was uns damals auseinanderführte, ist ja längst nicht mehr das, was uns heute trennt. Wir stehen uns näher, als viele aus ihnen glauben!“ Wenn es Tatsache ist, daß auf der andern Seite so viele Christen stehen, die sehnsüchtig die Arme ausbreiten nach einer gottgewollten, lebendigen Autorität, nach einer einigen Kirche, nach einem regen, praktischen, religiösen Leben, sollte die Brücke wirklich nicht geschlagen werden können, welche die Kluft zwischen uns schließt? Wenn auf der einen Seite ernstes Streben nach Wahrheit, auf der andern hochachtende, demütige Liebe einander entgegengingen, würden sie sich nicht finden in der Mitte der Brücke, unter dem Zeichen dessen, der uns der Höchste ist und uns am innigsten verbinden sollte! In der Mitte des zu Ende gegangenen Jahrhunderts war

einem edlen Protestanten der Ausbau der Kölner Domtürme Veranlassung zu einem dichterischen Traum geworden. Er sah in dem größten und herrlichsten Gotteshause Deutschlands das deutsche Volk wieder geeint in dem einen Glauben, einen Hoffen und einen Lieben, in der einen Kirche: ein Versöhnungsfest bei dem Versöhnungsopfer. Ob der Traum auch am Ende des nächsten Jahrhunderts noch nicht seine Erfüllung gefunden? Jedenfalls wird es heiligste Pflicht der Kinder der katholischen Kirche sein, durch Hochschätzung des eigenen Glaubens, durch treues Festhalten und ganzes Leben nach demselben sich der ohne Verdienst empfangenen Gnade würdig zu machen und bei aller Festigkeit und Entschiedenheit in der Sache eine aufrichtige Liebenswürdigkeit in der Form und eine noble, ritterliche Gesinnung im Verkehr mit Andersgläubigen zu betätigen und in offener Anerkennung des Wahren und Guten bei andern den Weg zum gegenseitigen völligen Verständnis zu ebnen. Selbst wenn unser aufrichtiges Bestreben Mißtrauen und Verkennung fände, wenn selbst Haß und Hohn bei manchen die Antwort auf Liebe und Hochachtung wären, das könnte uns nie von der Pflicht entbinden, christlich, d. h. wahrhaft vornehm und ritterlich zu handeln. Möge aber auch bei den von uns Getrennten der Geist Gottes die Männer erwecken, die Liebe zur Wahrheit, Liebe zu den Menschen und Mut genug besitzen, um Führer einer Bewegung zu werden, die ähnlich wie in England in diesem, so bei uns im kommenden Jahrhundert Tausende wahrhaft evangelischer Christen zu ihren sie freudig erwartenden katholischen Brüdern zurückführt. Ich meine, er müßte kommen! Nicht ein Triumphgeschrei würde man dann hören, nein, demütigen gemeinsamen Dank für die glorreiche Erfüllung des Wortes: „Es wird ein Hirt und eine Herde sein!“

Wir sagten vorhin, das kommende Jahrhundert habe einen Johannesberuf. Johannes, der Vorläufer und Verkündiger Jesu, ist in gewissem Sinne der erste Märtyrer des Christentums geworden. Ob auch das kommende Jahrhundert für viele seiner Söhne dies Ende bringen wird? Das steht bei Gott allein. Ein Blick auf die Geschichte der Kirche legt die Annahme nahe, daß so hohe Güter wie Friede und Einigung im religiösen und sozialen Leben nicht ohne hochherzige Hingabe des Blutes edler Menschen erreicht werden. Wenn es so wäre, auch das bliebe ein trostvoller Ausblick. Denn immer haben Zeiten des Martyriums zu den glorreichsten der Sache Gottes gehört. In jedem Falle wird es des Opfermutes ganzer Männer, wird es der Heiligen bedürfen, die nichts hoffen und nichts fürchten von der Welt, um den Sieg der Sache Gottes auch in der künftigen Zeit weiterzuführen. Das abgelaufene Jahrhundert hat solche Männer in Scharen gesehen, sie werden dem kommenden nicht fehlen. Nichts wird den Sieg jenes Zeichens aufhalten können, das die Weltgeschichte beherrscht und einstens nach der Verheißung des Erlösers ihren Abschluß bilden wird: „Dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen" (Matth. 24, 30).

7. Der Segen des allgemeinen Jubiläums (1900).

(Predigt in St.-Paulus, Berlin.)

Eine ungewöhnlich gnadenreiche Zeit ist nunmehr zu Ende gegangen. Wir feierten den Schluß des heiligen Jubiläums. Eine merkwürdige Fügung, daß das Ende der Gnadenzeit mit dem Sonntag zusammenfällt, an welchem die Kirche das Evangelium der Dankbarkeit verkündigen

läßt. Und doch, es bedurfte dieser Mahnung nicht. Ein vieltausendstimmiges Tedeum voll Rührung und Freude steigt als Dankeshymnus zum Himmel auf aus den Herzen innerlich erneuter, für die Kirche begeisterter, zum Zeugnis für den Glauben bereiter Katholiken.

Als das heilige Jubiläum angekündigt wurde, da waren manche, die diesem Gnadenakt mit gemischten Empfindungen begegneten: „Warum in unserer Zeit, dem herausfordernd kritischen modernen Denken gegenüber, Einrichtungen des Mittelalters erneuern? Warum den Andersgläubigen gegenüber durch die Ablaßverkündigung und Ablaßanpreisung an Zeiten erinnern, an die wir zumal in Deutschland nur mit Wehmut denken können? Warum auf jene Lehre des Katholizismus so laut und eindringlich hinweisen, die so leicht mißverstanden, so oft entstellt, und indem man nur auf die von ihr geforderten äußeren Übungen sah, so vielfach zum Anlaß wurde, mit Spott die Kirche selbst zu überhäufen?" — So und ähnlich haben damals manche, auch unter denen, die es sonst sehr gut mit der Sache des Katholizismus zu meinen glaubten, gefürchtet. Heute, da wir am Ende der Jubiläumstage stehen, müssen wir bekennen, daß diese rein menschlichen Erwägungen sich als grundlos erwiesen haben. Wohl hat es nicht an Angriffen, an Mißverständnissen, an Spott und Hohn gefehlt, — denen ist ja das Gute immer ausgesetzt; — wer aber den großen Zweck der Jubiläen ins Auge faßt und an diesem das Vergangene mißt, der muß bekennen: Wir haben allen Grund zum lautersten, tiefsten Dank gegen Gott, zum freudigsten Jubel über den Triumph unserer heiligen Religion.

Man hat im Anschluß an einen Gedanken des großen Theologen Antoninus von Florenz, O. Pr., † 1459, oftmals

in letzter Zeit auf einen dreifachen Zweck der heiligen Jubiläen hingewiesen: Aussöhnung mit Gott und Erneuerung zum Ernst des christlichen Lebens; Bestärkung der kirchlichen Einheit durch Vermehrung der Anhänglichkeit an den Apostolischen Stuhl in Rom; Erweckung und Bestärkung des Mutes zum opferfreudigen Bekenntnis des Glaubens.

Diesen dreifachen Zweck hat das vergangene Jubiläum in hervorragendem Maße erreicht, und das ist der dreifache Segen, den die Gnadenzeit als bleibende Frucht zurückgelassen.

Es sei mir gestattet, mit einigen Zügen diese Wirkungen anzudeuten.

I.

Wie oft schon ist die Behauptung in die Welt geworfen worden, die Rechtfertigung des Menschen, d. h. die Befreiung von der Sünde, vollziehe sich im Katholizismus auf rein mechanischem Wege; der Einsatz äußerer Werke genüge zur vermeintlichen Nachlassung von Sünde und Schuld. Unwissenheit und leider oft auch Bosheit haben nicht aufgehört, die Unwahrheit und Verleumdung zu wiederholen: das Ablaßwesen der Kirche sei Zeuge dafür. —

Genau das Gegenteil ist davon wahr. Gerade der Ablaß ist eine Veranlassung und Mahnung zur inneren Umkehr, denn er hat sie zur notwendigen Voraussetzung, da nur für vorher schon vergebene Sünden die Strafen derselben erlassen werden können, jede Ablaßpredigt ist eine Predigt zur Aussöhnung mit Gott, zu ernster, den ganzen inneren Menschen erfassender Buße, und in diesem Umstande liegt der erste und größte Segen des Jubiläums. Es ist nicht der Ablaß als

solcher und allein, sondern die durch ihn eingeleitete gewaltige religiöse Bewegung, welche die vergangene Zeit in hervorragendem Maße zum „heiligen" Jahr gemacht hat, eine Art „Mission" im großen, ein Ausgießen des Heiligen Geistes in mächtigem Brausen, dessen Grundtöne die ewigen Wahrheiten sind: eines nur ist ein Unglück, die Sünde; in einem nur unser Heil, in Jesus Christus, unserem Mittler; eines nur unser Ziel und notwendigste Sorge: die Rettung unserer Seele zum ewigen Leben. Gerade die Jubiläumszeit predigt den Menschen diese Grundwahrheit des Katholizismus: auch die sorgfältigste und genaueste Erfüllung äußerer Werke nützt nichts ohne den Gnadenstand, ohne den Ernst der Umkehr in Reue und Liebe. — Und sie nahmen es ernst, diese Scharen von Pilgern, die aus allen Ländern der Welt in kleineren Zügen oder zu großen Prozessionen vereint zu den heiligen Städten zogen, „der besten Zeiten des Christentums würdig schien diese Inbrunst Tausender und aber Tausender, die eines Sinnes und Herzens vom Aufgang bis zum Niedergang den Namen Jesu Christi priesen und verkündigten." Man muß sie gesehen haben, diese Äußerungen tiefen, kindlichen Glaubens, mächtigsten Erlösungsverlangens, zartester Rührung und auflodernder Begeisterung! Das waren wahrlich nicht solche, die mit einigen äußeren Werken alles abgetan zu haben glaubten eine tiefe Andacht lag über diesen Betern in St. Peter, in St. Maria Maggiore, St. Johann im Lateran, in St. Paul vor den Mauern; ihre Seelen sprachen, während die Lippen sich bewegten, und diese Sprache gibt uns das Recht zu sagen: So manches in Italien sein mag, was insbesondere der deutschen Art weniger zusagt, unter den Millionen, die als Pilger nach Rom gekommen sind, werden wohl nur

sehr wenige es verlassen haben, ohne innerlich erneut, ohne reiner, besser, gottliebender und für das Gute begeisterter geworden zu sein. Tausende und aber Tausende trugen den Segen Roms: den Ernst zum christlichen Leben, in die Heimat.

Und auch hier bei denen, zu welchen Rom kam, da sie selbst nicht nach Rom kommen konnten, auch als das Gnadenjahr dem ganzen Erdkreis seine Schätze spendete, ist diese Frucht des Jubiläums, die Aussöhnung mit Gott und die Erneuerung zum Eifer im christlichen Leben nicht ausgeblieben.

Man kann nicht sagen, daß in den letzten sechs Monaten übermäßig viel getan worden wäre zur Verkündigung und Anpreisung des Jubelablasses. Und dennoch, und trotz der auffallend schweren Bedingungen zur Gewinnung der Gnaden, welch eine trostreiche allgemeine Beteiligung! Die katholischen Städte Deutschlands sahen glänzende Prozessionen, herrliche Zeugnisse von Mannesmut und Frömmigkeit, der Andrang zu den heiligen Sakramenten war an vielen Orten ein ungeheurer, und frischer und freudiger pulsierte allerorts das religiöse Leben. Und wer erst den Segen sehen könnte, den nur Einer sieht!

II.

Gott allein, der keine Träne ungewogen läßt und kein ernstes Flehen ungehört, weiß, wie vielen dieses Jubiläum Anlaß geworden ist zu einer reumütigen Lebensbeichte, zur Heilung lang brennender Seelenwunden, zur Wiedergewinnung des Herzensfriedens, zur Erkenntnis des Glückes eines Gotteskindes, zur Mahnung und Bestärkung im Streben nach dem vollen Ernst des übernatürlichen Lebens! Es wird

kein Beichtvater sein, der nicht am Schlusse dieser Gnadenzeit dankbar jener glückseligen Augenblicke gedenkt, die der Herr andeutet mit dem Wort: „Es ist mehr Freude im Himmel."

Das wäre der erste Segen des Jubiläums. Auch des zweiten dürfen wir in reichem Maße froh sein. Ein glänzendes Bild der Einheit der Kirche und ein unwiderlegbarer Beweis von der segenbringenden Macht des Papsttums ist das verflossene heilige Jahr. Rom ist aufs neue der Mittelpunkt der Welt geworden.

Rom! Welch ein machtvoller Zauber liegt in diesem Wort! Nach den Stätten, die des Erlösers Fuß geheiligt, ist keine, die so unsere ganze Seele erfaßt, als diese. Nicht das antike Rom tut dies, nicht das Rom der Kunst allein; es ist die lebendige Einheit der Kirche, das Siegel und der Hauch des Ewigen, der Pulsschlag des göttlichen Lebens, des Heiligen Geistes, der das Herz der Kirche ist, dem wir uns näher fühlen; es ist das ewige Rom, dessen geheimnisvolle Anziehungskraft auch für solche, die nicht sein Glaubensbekenntnis teilen, von einem übermenschlichen Ursprung redet: „Sei gegrüßt, heiliges Rom!" Das mag der Ausbruch seliger Freude über die endliche Erfüllung langverhaltener Sehnsucht gewesen sein, wenn die Pilger beim ersten Jubiläumsgang im Jahre 1300 am Ende ihrer unsäglich harten Wanderschaft von der Höhe des Monte Mario aus zum ersten Male die im Glanze der Abendsonne leuchtende Stadt erblickten: „Sei gegrüßt, heiliges Rom!" Mit diesem Ausruf sank einst in überströmendem Gefühl ein junger Augustinermönch nieder, der aus dem damals im Glauben noch einigen Deutschland nach der ewigen, ihm nun in der Ferne winkenden Stadt gepilgert war; wie wehmütig ist

diese Erinnerung! — „Sei gegrüßt, heiliges Rom!" jauchzten in Ehrfurcht und heiligem Jubel die Vielen, die auf weniger schweren Wegen und unter veränderten Verhältnissen die letzte Pilgerfahrt von Florenz oder Pisa her nach Rom brachte, und deren Sehnsucht mit heiliger Ungeduld dem Zuge vorauseilte: Da war es endlich! — Ein heiliges Schweigen zittert über diesem unvergeßlichen Augenblick. — Er ward nur von jenem übertroffen, da uns all das, was in Rom so geheimnisvoll wirkt, in sichtbarer Gestalt zum ersten Male vor das Auge trat, in der überwältigenden, beinahe möchten wir sagen überweltlichen Erscheinung des Heiligen Vaters.

Es war in der Peterskirche, am Tage, da man einer Tochter des Bayernlandes, einer armen Jüngerin des seraphischen Vaters Franziskus zum ersten Male die Ehre der Altäre erwies. Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich in den Riesendom. Die Schweizergarde und Kavaliere in spanischer Tracht gaben den unaufhörlich sich durch die Portale drängenden Menschenwogen die Richtung, die bevorzugteren Plätze füllten sich, die Domherren von St. Peter, eine große Anzahl Bischöfe, Äbte, Ordensoberen und hervorragende Geistliche hatten die langen Reihen längs der Apsisseiten eingenommen, wie Meeresbrausen wogte drunten die unübersehbare Menge; Minute auf Minute verrann langsam, zu langsam der freudig zitternden Erwartung, — da endlich ward auf einen Augenblick Stille, — die Tore vom Vatikan her auf der rechten Seite der großen Portale hatten sich geöffnet: die weiße Gestalt des Papstes war erschienen. — Was jetzt geschah, ist nicht zu beschreiben. Nur die es erlebt haben, können es empfinden. Keiner von allen hat je ein großartigeres Schauspiel geschehen. In einem Schrei

der Begeisterung löste sich die vieltausendfache Spannung. Und nun war ein Leben, eine stetig wachsende Bewegung, ein Rufen, Händeklatschen, Tücherschwenken; die Begeisterung schwoll über dem brausenden Gewoge, und mitten hindurch glitt wie eine Barke die sedia gestatoria mit dem Heiligen Vater. Eine tiefe Rührung mußte ihn ergriffen haben. Wie eine Verklärung lag es über ihm und vermehrte den Glanz seiner wunderbaren Augen, der Segen seiner Hände leuchtete, er beugte sich nach vorn, wie um Tausende zu umfassen, ein neuer Ausbruch überwältigender Begeisterung, — da war er angekommen vor dem Hochaltare, um vor dem im heiligen Sakramente gegenwärtigen Erlöser all die Begeisterung, den Jubel, den Dank, die Ehre niederzulegen, denn für ihn allein hat er, sein Stellvertreter, alles empfangen, und tiefgebeugt legte er sein Gebet in die Anbetung, welche die Menge dem Allerheiligsten brachte.

Welch ein Bild! Aus allen Ländern, von allen Völkern, aus jedem Stand, Alter und Geschlecht waren sie gekommen, Laien, Priester, Bischöfe, Kardinäle, geschart um den Nachfolger Petri; und über dieser gewaltigen Vertretung der gesamten Kirche erhoben sich die weißen Marmorsäulen, wölbten sich die majestätischen Bogen, stieg himmelan bis zur schwindelnden Höhe die Riesenkuppel, der ganze Bau selbst wieder ein Bild der Kirche, alles getaucht in ein Meer von Licht und wie Engelsgesang aus dem himmlischen Jerusalem die Stimmen der päpstlichen Kapelle, — und alles das in Anbetung versunken vor Jesus Christus, dem gegenwärtigen Gott, — wahrlich, hier war nicht mehr zu beten: ich glaube, hier war zu jubeln: ich schaue sie, unam sanctam catholicam et apostolicam Ecclesiam: die eine, heilige, katholische, apostolische Kirche, sie war vor uns. —

Ob wohl auch nur einer dort weggegangen ist, ohne im tiefsten Innern ergriffen zu sein? Ich sah Männer, die vorher wahrlich nicht den Eindruck besonderer Weichheit machten, weinen wie Kinder; ich hörte von Andersgläubigen sagen: „Wie groß ist doch die katholische Kirche!" „Der Eindruck, den der Papst macht, ist von einer überwältigenden Ehrfurcht!" Ich folgte Gruppen von Menschen, aus deren Antlitz und Reden das Glück strahlte, Kinder dieser Kirche zu sein. Ja, wahrhaftig, es ist ein Glück! Und daß diese Millionen Pilger sich dessen aufs neue bewußt geworden, daß sie die Größe der Kirche in ihrer Einheit gesehen, daß sie die geistige Macht erfahren haben, mit welcher der Herr seine Stiftung in unserer Zeit verherrlicht, das ist ein unberechenbarer, auf die ganze Kirche und auf Generationen hinaus wirkender Segen des Jubiläums.

Wie glorreich das heilige Jahr gewesen, das zeigt auch der Schatten, der sich danebengestellt. Die Geschichte gibt uns ein Recht, aus den Kämpfen und Verfolgungen, die eine Zeit gegen die Kirche entfacht, auf den Segen zu schließen, den diese gerade dann hervorbringt. Es ist, als ob jene Gewalten, die der Heiland portae inferi genannt hat, als ob die Macht der Bösen zu einem neuen verzweifelten Kampf gegen das Gute sich erhoben hätte. Es ist nicht ohne tiefe Bedeutung, daß gerade zu der Zeit, wo das Jubiläum so vielen die Segnungen des Bußsakramentes in reicherem Maße zugewendet und die kirchliche Einheit so glänzende Triumphe gefeiert hat, der Kampf gegen die Beichte und die Los-von-Rom-Bewegung der Kirche neue Wunden schlagen wollten. Aber auch hier galt: non praevalebunt, die Angriffe auf das Institut der Beichte haben, wie das Jubiläum bewies, den Bund zwischen Volk

und Priestertum nur enger geschlossen, und die romfeindliche Bewegung ist zum größten Teil ein Bußgericht, in welchem die Spreu gesondert wird vom Weizen. Auch sie hat die Einheit der Kirche bestärkt. Und auch für diesen Segen können wir Gott danken.

III.

Die Kirche hat die Aufgabe, in Erkenntnis und Leben zu Christus zu führen. Die Anhänglichkeit an die Kirche muß zum Zeugnis für das unsichtbare Haupt derselben werden.

Was wollte der Heilige Vater, als er den Erdkreis zur Pilgerfahrt nach Rom einlud?

Roms Boden ist mit Blut gerötet. Da ragen zum Himmel hin die hohen zerrissenen Mauern des Kolosseums. Kein ernster Mensch tritt dort ein, ohne derer zu gedenken, „von deren Blut", — nach einem schönen Wort Pius' V. — „der Boden noch naß ist"; da steht unverwischbar tief in die Erde hineingefurcht der Glaubensmut, die Liebe und die Treue der ersten Christen in den Katakomben. Ein Schauer weht einem entgegen, wenn man dort hinuntersteigt: Es ist nicht die kalte Luft der Totenstadt allein, es ist der Schauer ernster Erinnerungen an die größte Zeit der Kirche, die mächtige ergreifende Sprache des Blutes, mit dem die erste Apologie des Christentums geschrieben ist. Da sind all die Stätten, die seit Jahrhunderten und für Jahrtausende noch die Kunde geben, daß man Menschen wohl bis unter die Erde verfolgen, ihre Körper in den ausgesuchtesten Qualen zu Tode martern, daß man aber ihnen nicht das Teuerste nehmen kann, was sie besitzen, ihren Glauben, ihre Liebe, ihre unsterbliche Seele.

„Festa martyrum gaudia martyrum et hortationes martyriorum", sagt der hl. Augustinus. „Nicht nur eine Verherrlichung der Märtyrer sind die Märtyrerfeste, sondern auch eine Mahnung zum Martyrium."

Mit dem letzteren Gedanken ist der dritte Zweck des Jubiläums ausgesprochen: die Erweckung und Vermehrung des Mutes zum Bekenntnis des Glaubens. Indem uns die Kirche zu den Gräbern der Märtyrer führt, will sie uns die hinreißende Kraft der Tat erfahren lassen. Es sind nicht viele, die sich ihrer Wirkung entziehen können. Wenn ehemals die überirdische Begeisterung der in Qual und Tod eilenden Christen die Heiden und die Henker der Märtyrer zur Bewunderung und Nachfolge hinriß, sollten Menschen, in denen ein Funke von Glauben und Ehre noch glüht, jene Stätten anders als in heilsamer Beschämung besuchen können? Das taten jene — und wir?! Sind wir nicht Söhne derselben Kirche, streben wir nicht nach demselben jenseitigen Ziel? — Einst stand die Heldenmutter der makkabäischen Brüder vor den Leichen ihrer sechs für den Glauben der Väter gefallenen Söhne. Der siebte, ihr Jüngster, sollte ihnen in den Tod folgen. Noch hätte sie ihn erhalten können, wenn sie, der Forderung des Tyrannen folgend, ihn zum Abfall bewog. Aber sie lächelte über die grausame List und wandte sich an den Einzigen, der ihr geblieben: „Mein Kind, hab' Erbarmen mit mir. . . . Fürchte nicht den Mörder. . . . Zeige dich deiner Brüder wert und nimm wie sie Marter und Tod auf dich, damit ich dich in der Seligkeit, auf die wir hoffen, bei deinen Brüdern wiederfinde!"

Das ist die Sprache der Kirche am Grabe ihrer Heiligen und Märtyrer. An uns, die jüngst gekommenen Söhne,

ergeht das Wort: „Zeige dich deiner Brüder wert!“ Und wem brännte nicht die Scham auf der Seele, wüßte er sich ihrer unwürdig, wem schlüge nicht die Flamme heiligen Heldenmutes in Herz und Auge mit dem feurigen Wunsche, Genosse ihres Triumphes zu sein!

„Ihr werdet mir Zeugen sein bis an der Erde Grenzen“, so hat Christus einst seinen Aposteln gesagt. Und sie wurden es, nachdem „die Kraft aus der Höhe“ sie zu Märtyrern geweiht. Wer Rom gläubigen Sinnes besucht, erfährt an sich eine Art Pfingsten. Die Kraft des Heiligen Geistes berührt ihn. Sollte der zumal in den allerletzten Zeiten neu erwachte Mut zur opferfreudigen Verteidigung und zum opfermutigen Bekenntnis des Glaubens ganz ohne Zusammenhang sein mit den Jubiläumsgnaden? Gewiß haben die Angriffe auf die Kirche, hat die Gefährdung unserer heiligsten Güter aufs neue auferweckend und einigend gewirkt. Aber daß die Stürme schon so starken festgefügten Widerstand, so hellauflodernde Bekenntnisfreudigkeit fanden, daran ist sicher das Gnadenjahr nicht unbeteiligt gewesen. Am Tage, da man hier in Berlin die Jubiläumszeit schloß, begann in Osnabrück die imposante Kundgebung katholischen Glaubensmutes. Gerade die diesjährige Katholikenversammlung stand, wie keine zuvor in gleichem Maße, unter dem Zeichen der Apologie des Glaubens. Die Worte in der Einleitungsrede des Präsidenten und die bedeutendsten dort gehaltenen Reden sind Beweis dafür. Wir wissen auch bereits, daß die dort gegebenen Anregungen nicht unfruchtbar geblieben sind. Das Volk, in dessen Namen auf dem Katholikentage gebildete Laien der „Apologetik“ des Wortes gedient, wird es auch an der „Apologetik“ der Tat nicht fehlen lassen. Es ist auch von nichtkatholischer Seite ausgesprochen worden, daß eine Erneuerung

und Mehrung des katholischen Lebens trotz — und vielfach gerade wegen — der jüngsten Angriffe nicht zu verkennen sei.

So ist auch der dritte Segen des Jubiläums nicht ausgeblieben. Jubelnden Herzens danken wir Gott für die nun hinter uns liegende Gnadenzeit. Eine glänzende Manifestation des katholischen Glaubens, ein Zeugnis von der rein geistigen Macht des Papsttums und der Kirche, eine Huldigung an Christus, den König der Jahrhunderte, ist sie geworden. In diesem Akkord klingt das Jubiläum aus: „Christus gestern und heute und in Ewigkeit." In ihm liegt unsere Hoffnung für die Zukunft.

Längst schon ist das Christentum totgesagt worden. Es lebt noch heute, lebt in verjüngter Kraft. Wie es für die vergangene Zeit kein anderes Fundament gab, als das gelegt ist, Christus Jesus, so wird auch die Zukunft auf keinem andern bauen können. „Das Christentum", so schließt ein bekannter geistvoller Apologet der Gegenwart einen kurzen Aufsatz über die „Kämpfe des Christentums", „hat seither den Sieg über die gewaltigen Geistesgegner errungen, weil es in seinem Gottesbegriff und Kulturideal all die Wahrheitsmomente in höherer Form enthielt und wahrte, die ein Recht auf Verehrung und Hingabe haben, und all die Ideale hegte und pflegte, die den gegnerischen Weltanschauungen ihre geistige Stärke und Anziehungskraft liehen. . . . Das Christentum vermag auch in den ferneren Entwicklungskämpfen des geistig-sittlichen Menschheitslebens die Gesamtheit dessen, was ein Wahrheitsrecht, was sittlichen Adel, was religiöse Kraft in sich birgt, aus seinem geschichtlichen Grund und Erbe heraus zu gewinnen und geltend zu machen: das ist die Bürgschaft für seine siegreiche Zukunft!"

Das ist zunächst von den religiösen Kämpfen gesagt. Aber auch auf sozialem Gebiet besitzt das Christentum, insbesondere die katholische Kirche, eine solche Fülle unvergänglicher Lebenskraft, daß das 20. Jahrhundert und die ihm folgenden sie nicht wird erschöpfen können. Auch über ihm wird einstens die Widmung sichtbar sein, in welcher die Bestimmung der Welt und Menschheit wie der Zweck des Jubiläums ihren höchsten Ausdruck finden: „Regi saeculorum! Dem Könige der Ewigkeiten!" Amen.

8. Das Evangelium Christi, ein Evangelium der Sünder (fünf Karwochenpredigten).

Skizzen[1]

der letzten Karwochenpredigten P. Bonaventuras, 1914, in der St.-Maria-Viktoria-Kapelle, Berlin.

1. Das Evangelium der Sünder.

(Karwoche, am 6. April 1914, abends.)

Die Karwoche ist wieder da. Gott sei Dank! Nach der Menge gesellschaftlicher Verpflichtungen nun eine Zeit der Ruhe — nach dem auswärts gekehrten Leben endlich einige Tage der Einkehr und Innerlichkeit, nach soviel Opfern für die gesellschaftliche Stellung auch einige Tage, wo man seiner Stellung zu Gott wieder bewußt wird. Tage der **Einkehr** sollen sie werden, müssen sie werden, Tage der **Umkehr** in Gesinnung und Leben, Tage der **Rückkehr** zu Gott dem Herrn.

[1] Diese Skizzen sind die genaue Wiedergabe seiner letzten Blätter. Zum Einblick in seine Arbeitsweise und zur Erinnerung seiner Zuhörer seien sie hier beigefügt.

Keine Zeit ist dafür so günstig als die Karwoche. Wenn wir dem Kreuze näher stehen, dann stehen wir dem Evangelium selbst näher, und dem Evangelium näher kommen, heißt: deutlicher, ausdrücklicher den Ruf des Evangeliums vernehmen, den Ruf zur Buße, zur Bekehrung. Das fleischgewordene Gotteswort und das geschriebene Gotteswort gelten der Erlösung und der Bekehrung der Sünder[1].

Alle Eigenschaften Gottes sind wunderbar groß und herrlich. Die Barmherzigkeit aber ist jene, die am meisten auf uns wirkt. Darum ist die große Tat der Barmherzigkeit Gottes, das Buch, das uns von ihr erzählt, das Schönste. Gott ist so gut, daß er nicht besser sein kann. Das gilt auch vom Evangelium und dem Geist, der in ihm lebt. Wenn gut sein barmherzig sein heißt, so ist das Evangelium Geist von Gottes Geist.

Auf die Vergebung der Sünden und die Bekehrung der Sünder ist das ganze Evangelium eingestimmt. Darum geht vom Evangelium eine reinigende, zur Buße und Reue einladende, zur Bekehrung rufende Kraft aus. Keine Sünde ist, aus der nicht Rettung, kein Sünder, welcher Art er sei, dem nicht die Gnade der Bekehrung werden könnte. — Ob eine Sünde alt ist wie die Menschheit oder modern, wie unsere komplizierte und raffinierte Zeit sie so furchtbar gebiert, sie hat im Evangelium ihren Vertreter und ihren Büßer. Schon im vorigen Jahre waren unter den Personen der Leidensgeschichte, die damals den Gegenstand unserer Betrachtung bildeten, die beiden bekanntesten: Petrus und Maria Magdalena. Aber das sind längst nicht alle.

[1] St. Thomas, Summa 3, qu. 1, a. 3: Utrum si homo non peccasset, Deus incarnatus fuisset.

Wir werden uns in diesem Jahre mit einigen weniger oft genannten und doch charakteristischen Typen beschäftigen: Thomas, dem Zweifler, Matthäus und Zachäus, Männern und Sündern der Finanz, dem Centurio, dem Offizier, dem Schächer am Kreuze. Auserwählte der Gnade vertreten ganze und zahlreiche Kreise der Welt und der Sünde.

I.

1. Allen wird diese frohe Botschaft verkündigt. Notwendigkeit und Möglichkeit der Bekehrung. St. Johannes Baptista, der Mann der Buße: „Tuet Buße; denn das Himmelreich ist nahe! Bringet würdige Früchte der Buße!"

„Seht das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt."

Jesus Christus selbst: „Ändert eure Gesinnung: Tuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe. — Wenn ihr euch nicht bekehrt und Buße tut, werdet ihr allesamt zugrunde gehen." — „Erfüllt ist die Zeit, und nahe ist das Reich Gottes!" (Mark. 1, 15.)

Luk. 4, 18. „Der Geist des Herrn ist über mir." — „Er nimmt sich der Sünder an und ißt mit ihnen." — „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken." — „Ich bin nicht gekommen, die Gerechten zu rufen, sondern die Sünder." — „Der Menschensohn ist gekommen, um zu suchen und selig zu machen, was verloren war."

Johannes setzt Glauben und Buße beinahe gleich. „Bekehret euch und glaubet dem Evangelium!"

So steht die Botschaft von der Bekehrung am Eingang des Evangeliums, sie steht auch am Schluß: „Wie mich der Vater gesandt hat." — „Wem ihr die Sünden nachlasset."

St. Paulus: „Christus ist in die Welt gekommen, um die Sünder zu erlösen, deren größter ich bin. Aber ich habe Barmherzigkeit gefunden, um Zeugnis zu sein von dem Allerbarmen Jesu Christi zur Lehre derjenigen, die an ihn glauben." „Er ist", so schreibt St. Johannes, „die Vergebung für unsere Sünden, nicht nur für unsere, sondern für die Sünden der ganzen Welt." — Petrus: „Ihr waret irrende Schafe, aber jetzt seid ihr bekehrt dem Hirten und wachsame Führer eurer Seelen." [1]

2. Das ist der Grund jenes eigentümlichen Ausrufs im Exultet des Karsamstags, des berühmten Wortes: „O felix culpa — o, der seligen Schuld, die uns einen solchen Erlöser gegeben." — O certe necessarium Adae peccatum — „o sicher notwendige Sünde Adams"!

3. Wer sind die Sünder? Die ganze Menschheit. Wenn einer ohne Sünde wäre, dann gehört er zu Adams Geschlecht — und daher zur sündigen Menschheit — und wer sich trennt von ihr, die satten Selbstgerechten, haben auch keinen Teil an der Erlösung.

II.

1. Die Bekehrung der Menschheit ist der Wille, die einzige Sehnsucht des Erlösers, sie ist auch seine größte Freude. Die Parabeln: 1) vom verlorenen Schaf, 2) von der verlorenen Drachme, 3) vom verlorenen Sohn. Beide schließen: „So ist mehr Freude über einen Sünder, der Buße tut."

Der verlorene Sohn. Wer ist der Glücklichere von beiden? Der Sohn oder der Vater? Der Vater. Diese unermeßliche Freude!

[1] Vgl. S. Thomas, Summa 3, qu. 1, a. 3.

2. Und warum? Weil die Barmherzigkeit die Herrlichkeit Gottes mehr offenbart als die Gerechtigkeit und Allmacht. — Bossuet: „La gloire de Dieu éclate naturellement dans les natures intelligentes par sa miséricorde et par sa justice: il n'y a que les raisonnables qui puissent dire les effets de sa miséricorde."

3. Darum die Freude des Himmels. Warum? Weil die Bekehrung eines Menschen, wenn sie ernst ist, durch größeren Eifer und größere Liebe Gott mehr verherrlicht.

Die Parabel von den zwei Schuldnern: Plus diligit cui plus donavit; cui autem minus dimittitur, minus diligit.

Gebet um unsere Bekehrung: Converte nos, Deus, salutaris noster. — Wenn deine Menschwerdung und dein Leiden die Bekehrung wollten, so laß diese Woche unsere Bekehrung sein![1]

2. St. Thomas Didymus.

(Am 7. April 1914, abends.)

„Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meinen Finger in die Stätte der Nägel und meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich nicht" (Joh. 20, 25).

Das Evangelium ist die frohe Botschaft für die Sünder. Zu ihrer Bekehrung und Rettung ist der Sohn Gottes gekommen, „das Lamm, das da trägt die Sünden der Welt". Unter den Sünden ist eine, die zu den schwersten gehört,

[1] Vgl. zum Ganzen: Bolo, Die Bekehrten im Evangelium (Kempten 1901).

wenn sie nicht die schwerste ist, weil sie den Glauben, das Fundament und die Wurzel aller Rechtfertigung, zerstört, das ist der Unglaube. Sie ist auch die folgenschwerste: „Wer glaubt und sich taufen läßt, der wird gerettet werden, wer aber nicht glaubt, ist verloren — ist schon gerichtet." Diese Sünde gehört zu jenen, die man in besonderer Betonung die moderne Sünde nennen kann. Zwar hat es zu allen Zeiten Ungläubige gegeben. Aber in solcher Zahl, mit solcher Offenheit, mit solcher Entschiedenheit doch kaum je so wie heute. Und wo nicht völliger und brutaler Unglaube — wie viele von Zweifel zerrissene und gequälte Seelen! Und wo rückhaltloser Wille zum Glauben, wieviel Kämpfe, Versuchungen, Schwierigkeiten in manchen Menschen, selbst bei Frauen!

Gibt es auch für sie eine frohe Botschaft? Wir können dem Erlöser nicht genug danken, daß er unter die Bekehrten, die Konvertiten des Evangeliums, auch den Typus des Ungläubigen und Zweiflers aufgenommen hat. So ernst und streng die Worte des Heilandes sind, die vor dem Unglauben warnen, so milde und barmherzig ist er gegen den Ungläubigen und Zweifler, wenn er sich bekehrt.

Von Thomas, dem Apostel, der „Didymus" genannt wird, soll heute, uns zur Mahnung und zum Troste, unsere Betrachtung handeln.

I.

1. Wir wissen nicht mit Sicherheit Heimat und Jugend des Apostels Thomas. Wenn wir die apokryphen Schriften aus jener Zeit befragen dürfen, so stammt Thomas aus Galiläa oder aus Jerusalem. Im Apostelverzeichnis wird

er mit Matthäus und auch mit Philippus zusammen genannt. Sein Beiname war Didymus — „der Zwilling". Nach einigen soll das Wort „Zweifler" bedeuten, eine Bezeichnung, die schon aus seiner Zeit heraus auf den Charakter hätte hindeuten sollen, der zum Zweifel neigte. Die Heilige Schrift berichtet von ihm aus der Zeit vor der Bekehrung, wenn wir so sagen dürfen, drei Worte: alle drei können in Einklang miteinander gesetzt werden und lassen die Deutung zu, daß Thomas ein außerordentlich intelligenter, aber schwieriger, zur Kritik und zum Pessimismus geneigter Mann war, dabei aber seinem Meister und Herrn in Verehrung und Liebe aufrichtig und treu zugetan. Es mag sein, daß auch in ihm der brennende Wunsch lebte, das Reich Israel wieder aufgerichtet zu sehen, daß ihm die Ereignisse zu wenig seinen Forderungen entsprachen und der scheinbare Mißerfolg seines Meisters am Karfreitag ihn völlig niederschlug.

a) Das erste der drei Worte: Der Meister hatte von dem Tode des Freundes Lazarus gesprochen, den er zunächst als Schlummer bezeichnet. „Lazarus, unser Freund, schläft, aber ich gehe hin, ihn aus dem Schlummer zu wecken", und da sie ihn mißverstanden, sagte er deutlicher: „Lazarus ist gestorben . . . und ich freue mich euretwegen, daß ich nicht dort war, damit ihr glaubt. Aber lasset uns zu ihm gehen." Darauf sprach Thomas Didymus: „Gehen auch wir mit ihm zu sterben!" Es scheint die Auffassung nicht so ganz unberechtigt, daß sich hier Kleinmut, eine Art Lebensmüdigkeit aus Enttäuschung und Liebe heraus ausspricht.

b) Das zweite Wort ist bei den Abschiedsreden Jesu gesprochen. Es war, nachdem Judas den Bissen gegessen hatte und die Verleugnung des Petrus vorausgesagt war. Eine

tiefe Niedergeschlagenheit lag auf den Aposteln. Da sagte der Herr: „Euer Herz bange nicht! Ihr glaubet an Gott, glaubet auch an mich. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten, und dann komme ich wieder und werde euch zu mir nehmen, damit wo ich bin, auch ihr seid. Wohin ich gehe, wisset ihr und wisset den Weg!"

Da sprach Thomas: „Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst, wie können wir den Weg wissen?" Der Apostel war mit großer Hingabe den Worten des Meisters gefolgt, das Abschiednehmen, von dem die Rede war, griff auch ihm ans Herz. Während die andern ganz mit dem Abschied beschäftigt waren, quälte ihn das Wohin. Er wollte das Ziel genauer sehen. Wo lag die geheimnisvolle Heimat? Wo das Ziel? Es kam ihm alles so dunkel vor.

Zwar kam als Antwort das ewig leuchtende Wort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben", und „Niemand kommt zum Vater als durch mich!" Aber der Weg zum Vater ging durch den Tod des Meisters — und dieser Tod — und unter diesen Umständen hatte ihn, den Jünger, völlig niedergeschlagen. — Nun war für ihn alles verloren. Was muß das für ein Karfreitagabend und Karsamstag gewesen sein für die Jünger und zumal für Thomas. Wir wissen es zum Teil aus den Reden, der Stimmung jener, die nach Emmaus gingen.

c) So ist das dritte Wort verständlich, das von Thomas berichtet wird: Es ist das bekannteste von ihm. Die Jünger hatten ihm die Erscheinung des Herrn am Ostertage berichtet, bei der er nicht zugegen war. Er mochte von den Reden gehört haben, die seit dem Ostermorgen im Kreise der Jünger in Umlauf waren, — er hielt

es für Einbildung der Frauen, — er kümmerte sich nicht darum. Nun sprachen die Männer als Augenzeugen: Aber sein Zweifel blieb: „Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meinen Finger in die Stätte der Nägel und meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich nicht!"

Das ist das bekannte Wort, das dem Sinne nach von all den Zweiflern und Ungläubigen gesprochen wird, die den Glauben halb oder ganz versagen, weil sie doch die Beweise desselben nicht mit Augen sehen und mit Händen greifen können: „Was ich nicht sehe, glaube ich nicht." — Das ist das Wort, das insbesondere unserer Zeit, soweit sie kränkelt am Zweifel, aus der zerrissenen Seele gesprochen ist.

Es war ein Unrecht vom Apostel, seinen Glauben zu versagen. Er war so oft Zeuge wunderbarer Taten seines Meisters gewesen, er hatte noch zuletzt die Auferweckung des Lazarus erlebt. — Es war eine Ungerechtigkeit gegen die Jünger und Apostel, die er als Betrüger oder doch Betrogene hinstellte, weil er ihren Worten den Glauben versagte. Es war eine Anmaßung, sein eigenes Urteil über das aller andern stellen zu wollen. — Und es war eine Torheit, einen Beweis für seinen Glauben zu fordern, der, wie Origenes bemerkt, eher als das Gegenteil hätte erscheinen können. Die Wundmale an einem Auferstandenen sprechen doch eher gegen als für das Wunder.

Er ist eine Sünde, eine große und schwere Sünde, der Unglaube, weil der Mensch aus vorgefaßten Meinungen, deren absolute Gültigkeit und Wahrheit nicht bewiesen ist, den Schöpfer leugnet, dessen unendliche Intelligenz in dieser Welt geschrieben ist und die wir ohne ihn nicht erklären können.

Es ist eine Sünde des Unglaubens, vor den Wundern der übernatürlichen Ordnung zu stehen und sie einfach beiseite zu schieben, als ob es sich um Halluzinationen oder bewußten Betrug handle. Er ist eine Sünde, der Unglaube; denn er ist ein Unrecht gegen die Menschheit, die ohne den Glauben an einen persönlichen Gott und an ein letztes Ziel nicht bestehen kann. Er ist eine Sünde; denn es ist eine verschuldete Torheit, mit den beschränkten Maßen unserer menschlichen Vernunft die unendliche Weisheit Gottes messen zu wollen. Er ist eine Sünde; denn es ist ein wahnwitziger Hochmut, das eigene menschliche Urteil über das Urteil Gottes zu setzen, und ohne die Gründe recht zu kennen, die eine Sache tragen, die Sache selbst verwerfen zu wollen.

Und wie der Unglaube Sünde ist, so ähnlich der Zweifel. Und doch, es ist nicht immer böser Wille. — Die Zeit, in der wir leben, die Meinungen, die uns umgeben, der scheinbare Erfolg einer oft als Frucht des Unglaubens gepriesenen äußeren Kultur, die Macht und die Ausdehnung der Sünde, die oft anscheinend straflose Verletzung der göttlichen Autorität, das Dunkel der Geheimnisse, unsere Schwächen, unsere Sünden — o Herr, — wir, wir verstehen den Zweifler Thomas, auch wenn wir seine Zweifel nicht teilen. Wir können nachempfinden, wie aus Charakteranlage, Erziehung und Umgebung, aus bitteren Erfahrungen Enttäuschungen, Verwirrungen entstehen können, die das Gut des Glaubens gefährden, auch wir fühlen uns versucht, ein wunderbares Eingreifen aus jener Welt, für die wir leben und Opfer bringen, zu erfahren — Herr — habe Mitleid mit uns — Wir glauben, aber hilf unserem schwachen Glauben. — Und er hilft.

II.

Acht Tage danach: Jesus in der Mitte. Pax vobis. — Zu Thomas: „Lege deinen Finger hierher und sieh meine Hände — und bringe deine Hand und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig.“ —

„Mein Herr und mein Gott!“

1. Nicht jeder kann eine solche Gnade erwarten. Manchem ist eine ähnliche geschenkt: Ihnen war der Heiland nicht sichtbar erschienen, aber die Gnade hatte sie umgewandelt. „Sie haben Moses und die Propheten.“ Wir haben mehr: Wir haben Christus. Er ist wiedergekommen.

2. Ein Sehnen und Suchen geht durch die Welt, auch durch die Gebildeten und die Aristokratie des Geisteslebens. Einsam und eisigkalt ist ihnen auf der Höhe geworden, in die sie sich verstiegen haben. Von Zeit zu Zeit kommt einer zurück und erzählt uns von mühsamem Ringen. Und siehe, es waren die Wahrheiten, die einfach und schlicht schon unser kindliches Herz gehört.

3. Selig, die den Glauben bewahrt! „Weil du gesehen hast, Thomas.“ O, laß es nicht darauf ankommen.

Komm zu ihm aus Unglauben, aus Zweifel und Sünde, komm! Es gibt sonst keinen Halt, aber eine Hölle. Lasset uns beten: „Gib, Herr, daß ich sehend werde, ich will nicht wie Thomas deine Wundmale sehen. Ich weiß, daß Glaube kein Schauen, kein Greifen der Seele sein kann! Gib mir die Gnade des Glaubens und dann nach diesem Leben den Ostermorgen: ‚Mein Herr und mein Gott!‘“

3. St. Matthäus und Zachäus.

(Am 8. April 1914, abends.)

„Und Jesus sah einen Zöllner, der am Zollhause saß, und er sprach zu ihm: ‚Folge mir nach!'" (Luk. 5, 27.)

Von Thomas, dem Zweifler, haben wir gestern gesprochen. Heute sei noch hinzugefügt, daß Thomas seinen Fehler gesühnt hat durch ein äußerst fruchtbares Apostolat und durch den Märtyrertod. Sein Name steht in enger Beziehung zu Indien, und die Meinung derer, daß von Thomas her der christliche Einschlag im Buddhismus komme, ist nicht so leicht und einfach abzuweisen, wenn man nicht vorher sich auf die unbeweisbare Meinung versteift hat, daß das Christentum abhängig vom Buddhismus sei. Es ist eine eigenartige Fügung der Vorsehung, daß der Name des Zweiflers **Thomas** in einem heiligen Manne wieder auflebte und einen neuen Glanz erhielt, in dem Manne, dessen Genie wie die Sonne leuchtet in der theologisch-philosophischen Wissenschaft: St. Thomas von Aquin.

Meine Andächtigen! Es ist schwer, einen Ungläubigen zum Glauben zu bringen. Aber es ist noch schwerer, einen zu bekehren, der sein Hoffen und Vertrauen nur auf die Güter dieser Erde gesetzt hat und dessen Herz verwachsen ist mit der Liebe zum Geld, zu einem und demselben Götzenbild. Schwer, furchtbar schwer ist die Sünde gegen den Glauben. Hoffnungsloser ist die Sünde gegen die Hoffnung, die den relativen Wert der Güter dieser Welt festhält gegenüber den absoluten Werten der Ewigkeit. Damit kein Übel ohne Sühne bliebe und kein Sünder ohne Hoffnung, erzählt uns das Evangelium der Sünder zwei

Bekehrungen aus der Welt des Reichtums, der Finanz, des Geldes: Levi, später genannt Matthäus, und Zachäus, beide Finanzbeamte des römischen Reiches in der Provinz Judäa. Wir wollen ihre Geschichte, d. h. des Heilandes Barmherzigkeit an ihnen, erzählen und kurz erwägen, was sie unserer Zeit zu sagen haben.

I.

1. Es war zu Kapharnaum. Der Heiland hatte den Gichtkranken geheilt und die Pharisäer unter dem Eindruck des Wunders, mehr aber noch unter dem Eindruck des Wortes gelassen: „Deine Sünden sind dir vergeben." Er trat aus dem Haus und ging die Straße entlang und kam am Hause eines Mannes vorbei, das die Juden ängstlich mieden. Es war das Haus Levis, des Alphäus Sohn. Aus den Berichten des Evangeliums, die die Bekehrung des Matthäus erzählen, läßt sich mit Sicherheit schließen, daß Levi und Matthäus identisch sind. Er war ein Zöllner. Bekanntlich war Juda eine römische Provinz und Rom steuerpflichtig. Die Verwaltung der von den Provinzen zu leistenden Steuer ward in Rom an die meistbietenden Finanzmänner verpachtet. Nur reiche Leute konnten zu diesem Amte kommen; denn die Kautionssumme war außerordentlich hoch. Zur Eintreibung der Steuern stand ihnen die römische Militärmacht zur Verfügung. Diese Pächter hatten ihre Unterbeamten, die oft mit rücksichtsloser Strenge die Steuer in die Höhe schraubten und eintrieben, wobei schweres und schreiendes Unrecht nur zu oft von den Militärbehörden übersehen wurde, weil die reichen Geschenke Augen und Mund und Hände schlossen. Der Stand dieser Zöllner gehörte zu dem Verachtetsten, was der Jude kannte. Daß

ein Jude sich dazu hergab, in der verhaßten Römer Dienste zu treten, daß er sich in diesen so oft durch Ungerechtigkeiten schmutzig gewordenen Geschäften gebrauchen ließ, machte ihn zum Gegenstand des Ärgernisses und des öffentlichen Abscheues. Der reiche Levi saß vor seinem Bankhaus und war in Gedanken an Finanzoperationen vertieft, als er plötzlich den Rabbi von Nazareth vor sich stehen sah. Ob sie lange miteinander und was sie gesprochen, wissen wir nicht. Das Evangelium berichtet uns nur das Wort des Heilandes: „Veni sequere me!“ Und das merkwürdig Wunderbare ist: der Mann stand auf und folgte ihm sofort. Noch einmal zwar kehrte er zurück, um seine Geschäfte zu ordnen, und bei dieser Gelegenheit gab er ein Fest, zu dem Geschäftsfreunde, Finanzmänner wie er, in großer Zahl geladen waren. Um Abschied zu nehmen, sich öffentlich zu Jesus zu bekennen, tat er es. Die Pharisäer nahmen Ärgernis, und Jesus sprach das Wort: „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die krank sind.“ — „Ich bin gekommen, nicht um Gerechte, sondern Sünder zu rufen.“

2. Aus derselben Welt eine andere wunderbare Bekehrung. Diesmal war es in Jericho, der Palmenstadt, einer der schönsten und reichsten Städte Palästinas. Dort wurde der Balsam gewonnen, auf den Rom einen Zoll gelegt hatte. Vom Jordan herkommend, auf dem Wege nach Jerusalem kam Jesus durch die Stadt. Die Geschichte des Zachäus mit dem Schluß: „Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.“

3. Diese beiden Bekehrungen sind um so wunderbarer, als sie durch ein Wort und durch einen Blick erfolgten. Das ist die Macht der Gnade. Was in dem Leben dieser Männer war, was diese Bekehrung vorbereitet hat, wir

wissen es nicht. Aber wir danken ihm, daß er uns gesagt hat, auch in jener Welt kann man gerettet werden, wenn man dem Rufe des Erlösers folgt.

In jener Welt: es ist eine Welt, gegen die der Heiland schwere, anklagende und drohende Worte gerichtet hat — so sehr, daß man ihn für einen Demagogen der Revolution ansprach. Jene Welt der Satten, der Lachenden, der Gepriesenen, der Reichen, im Gegensatz zu der Welt der Armen, Hungernden, Trauernden, Gehaßten. Es ist jene Welt, in der der Mammon Herrscher ist, jener Tyrann, der über uns herrscht und uns über andere zu Tyrannen machen kann, jene Herrengewalt — jene Welt, von der er gesagt hat: „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher ins Himmelreich."

Es ist jene Welt, die das Geld zum Götzen gemacht und ihm Altäre baut, jene Welt, die am schärfsten in Gegensatz treten kann zu dem ewigen Guten, die eine furchtbare Gefahr für die Seele werden kann, weil nur zu oft da, wo der Reichtum ist, auch das Herz des Menschen ist, weil Geld verhärtet, blendet und untauglich macht zum Reiche Gottes. — Es ist jene Welt, in der soviel Ungerechtigkeit geschehen kann und geschieht — jene Welt, die alle Leidenschaften einladet, alle Genüsse bei sich zu Tische rufen kann und im gleißenden Glanz des irdischen Luxus die Sorge für das Heil der Seele als den Luxus bezeichnet, für den sie keine Zeit hat.

Nicht den Reichtum als solchen und die Reichen einfachhin — allesamt — nein, man kann auch dort den Ruf vernehmen, er — sie haben ihn gehört und sind gekommen. Die beiden bekehrten die andern. — Man kann auch dort selig werden, wo man Reichtum besitzt, ohne von ihm besessen zu sein — aber es ist schwer. Der reiche Jüngling.

II.

1. In unsern Tagen ... Ferne sei es, den Haß gegen den Kapitalismus zu schüren, ferne, die hohe Intelligenz zu verleumden, aber gegen den allmächtigen Dollar, und bei uns gegen das allmächtige Geld zu protestieren, das gehört, wenn irgend etwas, zur christlichen Predigt....

Ferne sei es, jenen das Recht, ja die Aufgabe zu bestreiten, den Reichtum zur Verschönerung des Lebens, zur Pflege von Kunst und Wissenschaft, zu jenem Aufwand zu gebrauchen, der in seinen Grenzen bleibt und das Volk ins Brot setzt — aber gegen den Luxus, wie er heute herrscht — gegen die einseitige Betonung der materiellen Güter. — „Zahl" ist ihr Denken, ihr Gefühl Prozente.

2. Wenn er heute wiederkäme?

Wieviele „reiche Jünglinge" — wie wenige von Levis und Zachäus' Art. Und doch, es gibt noch solche. Klosterberufe. Es gibt auch Arme unter den Reichen. Und es gibt Reiche unter den Armen. Unzufriedenheit, Neid.... Man kann gegen den Kapitalismus Brandreden halten und dabei ein ganz respektabler Kapitalist werden!

3. Wir müssen sterben:

„Sammelt euch Freunde." — Almosengeben!

4. Der Schächer am Kreuze.

„Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!" — „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein." (Luk. 23, 42 f.)

Wir sind am Abend vor Karfreitag. Die wehmutsvollen und ergreifenden Vorgänge am Abend vor dem Tode des Erlösers gehen in der Liturgie des Gründonnerstags an uns vorüber. Jesus vollzieht die Stiftung jenes hei-

ligen Sakramentes, durch welches die Großtat, die er morgen vollbringt, stets erneuert und der Menschheit aller Zonen und Zeiten zugewendet werden soll; er gibt auch das Gottestestament seiner immerwährenden Gegenwart. Dann nimmt er Abschied von seinen Jüngern. Er geht in der Nacht seines Leidens über den Cedronbach. Unsere Erinnerungen kommen immer näher dem heiligen Berge, auf welchem einst das Heil der Welt vollendet ward. Schon ragen von ferne die drei Kreuze, die uns die Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Gottes verkünden.

Eines dieser Kreuze spricht nur von der unergründlichen Barmherzigkeit. Es ist das letzte große Evangelium der Sünder vor dem Tode des Erlösers. Ich meine die Bekehrung des Schächers, der zur Rechten des Erlösers hing. Man muß vor ihm nur immer das Wort wiederholen, das 27mal im 135. Psalm vorkommt: „Quoniam in saeculum misericordia eius."

Ich stelle diese Betrachtung jener über die Bekehrung des römischen Offiziers voran, weil es der zeitlichen Abfolge der Ereignisse beim Tode des Erlösers besser entspricht.

I.

Sie erinnern sich, meine Zuhörer, an die Parabel vom barmherzigen Samaritan. Dort wird von einem Manne erzählt, der auf der Straße von Jerusalem nach Jericho von Räubern überfallen, geplündert, schwer verletzt und halbtot liegengelassen ward. Solche Fälle waren nicht vereinzelt. Es war allgemein bekannt, daß die Straße, auf der wertvolle Waren von Jerusalem nach Jericho gingen, unsicher war. Man suchte vergebens dem Übel zu steuern. Die Banditen, die vor Mord, Totschlag, Raub und aller

Art Verbrechen nicht zurückschreckten, waren außerordentlich verwegen, schnell und geschickt. Bisweilen gelang es doch, den einen oder andern zu fassen. Sie wurden zum Tode, zum schimpflichsten Tode, den die Römer kannten, verurteilt. Aber die Vollstreckung des Urteils ward auf Zeiten verschoben, wo möglichst viel Volk zusammenströmte, weil man hoffte, die Hinrichtung würde dann mehr wirken. So kam es, daß zum Teil Freilassung auf dem Gnadenwege erfolgte, zum Teil Hinrichtung gerade um das Osterfest.

Es ist ein geheimnisvolles Zusammentreffen, das uns im tiefsten bewegen kann, daß, als Jesus von Nazareth zum Tode geführt wurde, zwei solcher Banditen das Todeslos und die Todesart mit ihm teilten. Keiner der beiden hatte eine Ahnung von der unermeßlichen Gnade der Gemeinsamkeit des Todesweges. Aber dem einen war sie das Größte, was er erlebt, und das Glücklichste, das ihm in seinem bisherigen Leben geschehen war. Zwar war auch er stundenlang in der Nähe des Heilandes, ohne daß sein Los ein anderes zu sein schien als das seines Genossen. Die Berichte der Evangelisten legen es mehr als nahe, daß er auf dem Weg zum Kalvarienberge, auf der Richtstätte, ja noch am Kreuze mit den Pharisäern und Priestern, mit dem rohen Volk gelästert habe. Sie lachten und lästerten wohl zumeist, als sie hörten, daß er gesagt habe, er sei der Sohn Gottes. Das Kreuz war aufgerichtet, und die Menge wogte unter ihm. Andern hat er geholfen — ja, er hat ihnen geholfen, sich selbst kann er nicht helfen — weil er dir helfen will. Er wollte den Tempel niederreißen. „Du, steig herab, Sohn Gottes." Da fällt das göttliche Wort, das erste vom Kreuze, das Wort wieder ein Evangelium für die Sünder, das Wort, das alle Liebe

zu den Sündern nochmals zusammennimmt: „Vater, verzeih ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!“ —

Dieses Wort hat Wunder in der Welt gewirkt:

Das erste Wunder war die Bekehrung des Schächers zur Rechten. Wie ein Blitzstrahl traf es ihn. — „Der ist mehr als ein Mensch.“ Der andere Schächer fuhr fort: „Wenn du der Jesus bist, so hilf dir und uns.“ Aber der rechte Schächer verwies es ihm, er sprach das erste Wort zur Verteidigung Christi: „Fürchtest du Gott nicht, obgleich du in derselben Lage bist? Uns zwar geschieht recht, denn wir leiden, was wir verdient. — Aber dieser hat nichts Böses getan.“ „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst.“ Welch eine Fülle von Wundern in so wenig Augenblicken! Die Erkenntnis seines verfehlten Lebens, die Annahme der Sühne und der Leiden, der lebendige Glaube an den Erlöser, diese Reue über seine Schuld — — welch eine Gnade! Bossuet ruft bei dem Gedanken an diese Auserwählung: „Ich zittere vor Freude, wenn ich den Glauben dieses heiligen Banditen sehe: Sterbend sieht er Jesus sterben und verlangt von ihm das Leben. Gekreuzigt sieht er Jesus gekreuzigt und spricht ihm von seinem Reiche. Seine Augen erblicken nur Kreuze, und sein Glaube erblickt einen Thron. Welcher Glaube und welche Hoffnung! Wenn wir sterben, so wissen wir, daß Jesus lebt, und doch hat unser schwacher Glaube Mühe, sich zu ihm zu flüchten. Dieser sieht Jesus sterben, und er hofft und tröstet sich und empfindet selbst Freude bei all seiner Qual!“ Und wie der „Adler von Meaux“ (Bossuet), so wissen lange Zeit vor ihm die heiligen Väter in dem Lob dieses Glaubens nicht hoch genug zu steigen. „Wahrlich“, sagt der hl. Augustinus, „einen solchen Glauben,

wie den des Schächers, hat Christus nicht nur in Israel nicht, sondern in der ganzen Welt nicht gefunden."

Memento mei Domine, da betet die Liebe. Nur ein Gedenken verlangt er. Und die Antwort: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein!" Das ist die Macht der Liebe. Die verzeihende Liebe Jesu hatte den Weg zum Herzen des Schächers überwunden. Die reuige Liebe des Schächers hatte das Herz des Erlösers geöffnet. Die Macht der Reue.

Die Dichtung: „Das Paradies und die Peri." — —

II.

Der Trost in dieser Bekehrung für uns: Man soll a) nie einen Menschen aufgeben, b) die letzten Augenblicke der Menschen. Viel mehr werden gerettet. „Viele sind berufen, aber wenige auserwählt." Sie wissen nicht, wer erwählt ist. St. Augustin. Man kann verloren gehen, auch neben Christus: Der verlorene Schächer.

Gebet um einen guten Tod. In Posen. — „Vor einem jähen und unversehenen Tode bewahre uns, o Herr."

5. Der Hauptmann unter dem Kreuze[1].

(Am Karfreitag 1914.)

> „Als aber der Hauptmann, der ihm gegenüberstand, sah, daß er so laut rufend den Geist aufgab, sprach er: Dieser Mensch war Gottes Sohn!" (Mark. 15, 39.)

Die würdigste Art, die Majestät des Todes zu verehren, ist das Schweigen. Wenn der Tod in einen Kreis von Menschen tritt, verstummt alles. Um wieviel

[1] Die letzte Predigt P. Bonaventuras.

mehr wäre diese Art Verehrung dem Tode gegenüber berechtigt, dessen heute die Welt gedenkt, dem Tode des Erlösers. Es wird von einem frommen Ordensmann erzählt, daß er beauftragt, am heiligen Karfreitag die Leidensgeschichte des Herrn zu lesen und zu predigen, nach den ersten Worten vor innerer Ergriffenheit stockte und ohnmächtig vor Schluchzen zu sprechen, weinend die Kanzel verließ. Es gibt keinen Tag im Jahr, an dem die Predigt so schwer ist, wie an diesem. Es ist die Größe des Gegenstandes, die Fülle der Gedanken und Empfindungen, für die jede Form des Ausdrucks zu schwach und unbrauchbar erscheint. Darum kniet man in stummer Ehrfurcht vor dem Kreuz, darum küßt man in lautloser Anbetung die Wunden des Erlösers an einem Kruzifix, darum ist der Karfreitag ein Tag der Ruhe und der großen Stille.

Aber jetzt ist schon Abend. Das Furchtbare ist geschehen. Und schon sind drei Stunden seit dem Todesaugenblick Jesu verflossen. Schon ist die Kreuzabnahme erfolgt, die Mutter hat den Sohn auf ihren Schoß genommen. Auf der Mater dolorosa Antlitz hat die Menschheit den Schmerz gelesen: „O ihr Alle ...“ Und nun ruht der hochheilige Leichnam im Grabe. Und wie Menschen, die heimkehrend von einem Begräbnis über den Toten sprechen, so sind wir hier, um dessen zu gedenken, was geschehen.

Dahin leitet uns auch die Betrachtung der letzten Bekehrung, von der wir zu sprechen haben. Es sind eine Anzahl von Personen aus der Lebens- und Leidensgeschichte des Heilandes und damit ebensoviele Typen vorübergegangen, in denen die Liebe des Heilandes zu den Sündern sich offenbart, die uns das Evangelium der Sünder verkündet. ... Die letzte Betrachtung führt uns zu dem Offizier am

Kreuz. Von seinem Bekenntnis und seiner Mahnung an uns will ich sprechen.

1. Man begegnet oft der Vorstellung, daß Jesus von Nazareth in seiner Person und seinem Wort zuerst und beinahe ausschließlich nur von dem Volk der Armut und niederer Stellungen Beachtung, Nachfolge und Liebe gefunden habe. Wohl war er selbst arm — und arm war das, womit er sich umgab, den Armen war er ein unendlich gütiger Heiland. Kein Armer ging ohne Trost von ihm — aber wir wissen nichts davon, daß zu Heilandes Zeiten die wirtschaftliche Not besonders groß gewesen sei, — und unter den Armen sind doch nicht zuerst die wirtschaftlich Armen, sondern die Sünder aller Art gemeint. Und wir kennen neben den Namen von Armen, die zu Jesus kamen, auch solche in angesehener Stellung im Besitz von Reichtum und Einfluß. Lazarus und seine Schwester, Nikodemus, Joseph von Arimathäa, Levi und Zachäus, Claudia Prokula u. a. Und nicht nur unter den Vornehmen seines Volkes hatte Jesus Verehrung erhalten, auch Fremde, Samariter und Römer, waren auf ihn aufmerksam geworden und hatten ihm Trost und Hilfe und Bekehrung zu danken. Bekannt ist der römische Hauptmann, dessen kranker Knecht vom Heiland geheilt worden war, und berühmt und heilig geworden ist das demütige und deswegen so vornehme Wort dieses römischen Offiziers: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du zu mir ins Haus kommst, sprich nur ein Wort, und mein Diener wird gesund!“ Und die Bekehrung eines solchen vornehmen römischen Offiziers ist die erste Frucht vom Kreuze am Todestag des Erlösers.

Sie war vorbereitet, und die Ereignisse bei und nach dem Tode Jesu vollendeten nur das Werk der Gnade. — Er

mochte längst schon von Jesus von Nazareth gehört haben — vielleicht mit innerer Sympathie dem Schicksal des Wundertäters gefolgt sein — bis ihn der peinliche Befehl traf, mit seiner Truppe die Hinrichtung zu leiten, in welcher Jesus starb. Ihm war beim Verhöre Jesu vor Pilatus aufs neue die völlige Schuldlosigkeit des Opfers einer neid- und haßerfüllten Priesterschaft klargeworden — er durchschaute das Ränkespiel und bemitleidete seinen Vorgesetzten, den Prokurator, der zwischen Staatsklugheit und Verachtung hin und her schwankte — und wandte sich angewidert von dem Geschrei der rohen Menge — bewundernd auf das Ecce-homo-Bild, das ihm den Mann in einer Ruhe und Hoheit und Sanftmut erscheinen ließ, wie er sie nie erfahren hatte.

Und nun war das Urteil gefallen. Er mußte den Mann zu Tode führen helfen: Es muß zu den schwersten Stunden eines Soldaten- und Offizierslebens gehören, in Verhältnisse gestellt zu sein, die ihn zwingen, einen Befehl der Vorgesetzten zu vollziehen, dessen innere Verfehltheit und Folgenschwere er klar erkennt. Und nun hier.

Auch nicht einen Augenblick versagte die Größe und Hoheit des Opfers, das hier zur Schlachtbank geführt ward.

Mit einer Ruhe, einer Selbstverständlichkeit, mit einer Vornehmheit geht Jesus dem Tode entgegen.

So war es schon in der Nacht: er war nicht unempfindlich gegen den Schmerz — „Vater, wenn es möglich ist" — „Freund, Judas, mit einem Kusse . . ." „Wen suchet ihr . . . lasset diese gehen."

Vor dem Hohenpriester — bei Pilatus — — Auf dem Kreuzweg — — Das Wort: „Vater, verzeih ihnen — — Der Offizier stand ihm gegenüber — — Ihm war klar

geworden: das ist kein Mensch wie wir — — Immer langsamer lief das Blut — — immer schwächer wurde der Körper — — Fieberglut quälte ihn und trocknete ihn aus — —

Und nun kam das letzte: Es ist vollbracht — — — Und die Erde schüttelte sich, als ob sie ihren Schmerz ausdrücken wollte — Felsen brachen, Gräber warfen ihre Toten aus — — —

Und inmitten all dieser Ausbrüche das Wort: Ja, dieser Mann ist Gottes Sohn! —

Der Tod ist jener Moment, wo Gott die Großen dieser Erde erwartet, um ihnen entweder diese Größe zu nehmen oder sie zu verklären.

Im Tode erprobt sich der Held. Die Alten hatten ein Todesideal in Laokoon — aber welcher Unterschied zwischen dieser Gruppe und dem Kreuz! Und wenn der Tod des Sokrates als Ideal neben den sterbenden Jesus von Nazareth gestellt wird, wie schwach ist dieser Vergleich. —

Gewiß ist die Geistesklarheit und die Seelenruhe bewundernswert, womit der große Grieche in den Tod ging. Mit welcher Besonnenheit und männlichen Standhaftigkeit überwindet der von seinem Volke nicht verstandene Weise die Leidenschaft seiner Feinde — spricht ruhig im Gefängnis mit seinen Freunden — tröstet sie mit dem Hinweis auf die Schwächen des Alters, denen er ja entrinne — und mit dem Hinweis auf die Unsterblichkeit der Seele, — und nimmt ruhig den Giftbecher und trinkt.

Groß ist der Tod der Helden auf dem Schlachtfelde — aber es gibt nur einen einzigen ganz großen und ganz heiligen Tod, vor dem alle Todesideale und alle Wirklichkeiten verblassen. — Und die Erhabenheit Jesu in seinem

Tode über allen Vergleich hat Rousseau das Wort ausgepreßt: „Ist der Tod des Sokrates der eines Weisen, so ist der Tod Jesu der eines Gottes!“ —

Wahrhaftig, dieser Mann war Gottes Sohn! —

2. Daß Gott gäbe, dieses Bekenntnis würde von allen denen wiederholt und im Leben bekannt, welche in dem Offizier neben dem Kreuze, wenn man ihn als Typus faßt, vertreten sind. Es sind die, welche zur sogenannten vornehmen Welt gehören. — Unser Gott hat die Verschiedenheit der Menschen angeordnet, und sie ist ein Zeichen seiner Weisheit und Herrlichkeit und Wahrheit.

Was Calderon in seinem Welttheater dargestellt hat, die Welt als eine Bühne, auf der jeder die ihm zugewiesene Rolle möglichst gut zu spielen hat, ist ein Bild für die Wirklichkeit. — Je schwieriger die Rolle, desto mehr Können verlangt sie. Die höheren Stände sind dazu da, daß sie durch ihr geistiges moralisches Leben und durch ihr soziales Verständnis die großen Güter verteidigen, ausbauen und fördern helfen, ohne die ein Kulturvolk seine Aufgabe nicht erfüllt. Es gilt vor allem auf geistigem Gebiet das höchste Kulturgut, die Religion, zu schützen. Wer wollte verkennen, daß der Raub des religiösen Lebens, an dem das Volk leidet, durch die Aristokratie des Geistes vielfach verschuldet wurde. Von oben sickerte das Gift nach unten — die sogenannten Gebildeten müssen mehr Religion haben —, sie müssen mehr Mut zum religiösen Bekenntnis haben. Ihr Glaube müßte erleuchteter und wärmer sein, sie vor allem müssen nach dem Beispiel des Hauptmannes unter dem Kreuze, den die Unsterblichkeit Jesu in seiner tiefsten Tiefe erfaßt hat und ihm aufleuchtete, der inneren Schönheit

des Christentums, aber auch seiner Notwendigkeit erkennbar sein. —

Sie müßten sich mehr, als es im Durchschnitt zu geschehen pflegt, mit der Vertiefung und Erweiterung des religiösen Wissens beschäftigen. —

Das Christentum ist die Grundlage unseres Völkerwohls, — aber das Christentum ganz und ungeschmälert und immer.

Und Staatsmänner, Offiziere, Beamte, alle müssen den Mut zum Bekenntnis des Glaubens haben. —

Es geht ein Sehnen durch die Welt, und wir sehen, wohin wir kommen; der Niedergang des sittlichen Lebens, der Zusammenbruch so vieler Unternehmen — die noch größeren, die die Zukunft birgt, sie rufen wie die empörten Elemente bei Jesu Tod: „Wahrhaftig, dieser Mensch ist Gottes Sohn!“ — Die höheren Stände müssen die Vorbilder sein für das moralische Leben des Volkes!

Aber was sehen wir oft? Statt zu verteidigen, reißen wir nieder, — die französische Revolution, — kennt ihr den Gedanken Taines über die Ursachen der französischen Revolution? — Später! Und die Februarrevolution vom Jahre 1848. . . . Sie müssen das Kreuz in Ihre Kreise tragen. Was gebt ihr uns denn, wenn ihr uns das nicht gebt? — Seid Salz der Erde, Städte auf den Bergen, — Hochburgen des religiösen und moralischen Lebens. —

Und auf sozialem Gebiete: mehr Verständnis und mehr Verantwortlichkeitsgefühl, — das Volk folgt Ihnen. — Wenn es gilt, Kranke zu retten. . . .

Wir müssen Männer haben von Makkabäergeist. —

Adelige Menschen. Und der Adel soll Ihnen zeigen, was ein adeliger Mensch ist: Das Buch des P. v. Oer über „den Adel".

Darum schließe diese Woche mit dem feierlichen Bekenntnis des Glaubens an Christus den Gekreuzigten. — „Der Tod des Tiberius" (Geibel). — So sei's wieder. — Christus der Gekreuzigte der Inhalt unseres Glaubens, — der Anker unserer Hoffnung, — der große Gegenstand unserer Liebe, jetzt und ewig. Amen.

II. Die Kirche Christi in der Gegenwart.

9. Am Grabe Papst Leos XIII.

(Eine Gedächtnisrede.)[1]

Die Menschheit hat einen schweren Verlust erlitten. Einer ihrer größten Männer ist dahingegangen. Wir sind in Tagen allgemeiner Trauer. „Welttrauer" könnte man sie nennen. Denn in der gesamten zivilisierten Welt ist kein Ort, sei er auch noch so klein, wo man nicht des heimgegangenen Papstes mit Ehrfurcht gedächte. Mit Recht! Ein Mann, der der ganzen Menschheit gedient, hat auch ein Recht, der ganzen Menschheit Dank zu erfahren. Und doch! Ist der Segen eines so großen Lebens auch nicht an die Schranken einer Nation oder Körperschaft gebunden, so gehört er doch der Institution vor allem an, hat diese vor allem das Recht der Trauer, jene Institution, aus welcher er hervorgegangen, deren Geschicke eine lange Zeit aufs innigste mit den seinigen verbunden waren, in welcher seine Tätigkeit aufging, zu deren Leitung ihn die Vorsehung berufen hatte, die katholische Kirche. Wir haben mehr als einen großen Mann verloren; uns ging der Vater heim, den wir, nachdem sein Leben abgeschlossen vor uns liegt, mit doppeltem Recht „Heiligen Vater" nennen.

An derselben Stelle, wo vor Monaten eine glänzende Feier dem lebenden Leo die Huldigung der Berliner Katholiken dargebracht hat, versammeln wir uns heute, um dem

[1] Gehalten zu Berlin am 30. Juli 1903.

toten einen letzten Gruß der Bewunderung, der Dankbarkeit und Treue nachzurufen.

Vor 25 Jahren standen die meisten von uns, im Geiste wenigstens, am Grabe eines andern Papstes. Des neunten Pius, des vielgeliebten, Tod hatte die feurige Anhänglichkeit des katholischen Volkes in tiefste Trauer versenkt. Noch erinnere ich mich lebhaft jener bitteren Tränen, welche eine einfache Frau aus dem Volke vergoß, als man ihr sagte: „Pius IX. ist tot." — Auch seinem nunmehr dahingeschiedenen Nachfolger sind sicher zahlreiche offene und heimliche Tränen nachgeweint worden. Und doch ist zwischen der Trauer von damals und der Trauer von heute ein Unterschied. Im Jahre 1878 war die Situation der Kirche von Pius selbst mit den Worten gekennzeichnet: „Überall Trümmer, überall Tränen!" Die Trauer über die Lage der Kirche machte die Trauer über den Heimgang des großen Dulders zu einer noch tieferen, dunkleren. Nicht so bei Leos Tod.

Einige von Ihnen erinnern sich vielleicht, daß gelegentlich der kirchlichen Feier des 25jährigen Pontifikates am vergangenen ersten Fastensonntage in einer der hiesigen Kirchen der Befürchtung Ausdruck gegeben wurde, daß, so heiß unsere Wünsche für ein noch langes Leben des greisen Papstes seien, so sehr auch seine über das gewöhnliche Maß weit hinausreichende Gesundheit und Rüstigkeit die Zuversicht darauf bestärkten, wir uns doch mit dem Gedanken vertraut machen müßten, ihn bald zu verlieren. Diese Ahnung hat sich verwirklicht. „Möge", so wurde damals gesagt, unter Hinweis auf das herrliche Bild, das in Rom die untergehende Sonne bietet, „sein Tod wie das Untergehen der Sonne sein, die vor ihrem Scheiden noch einmal aufflammt in ihrer Glut und ihre goldenen

Fluten über die verklärte Erde gießt." — Auch dieser Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Sonnenhaft war sein Pontifikat; ein langsamer, bisweilen durch das Gewölk der Schwäche verhüllter, feierlicher Sonnenuntergang ist sein Tod. Er selbst hat, als schon der Tod ihm nahte, unter diesem Bilde, wie in einer Vision, sein Sterben gesehen:

„Ach, es erstirbet die Sonne, der Abendröte nun weichend —" lautet ein Vers seines letzten, sterbend diktierten Gedichtes.

Darin liegt auch das Eigenartige unserer Trauer ausgesprochen: es ist eine verklärte Trauer; und wenn in den letzten Tagen die Glocken der gesamten katholischen Welt die Totenklage nach Rom gesandt, so waren ihre Töne auch ein Dankgebet und ein Triumphgeläute. Gewiß, nach unserer Todesauffassung liegt über jedem christlichen Tode etwas von dem, was Murillo so ergreifend in seinem Tod der hl. Klara dargestellt hat: das Hereinbrechen der ewigen Verklärung, deren Pforten uns der Tod erschließt. Aber in Leos Tode fließen die Strahlen des ewigen Lichtes mit dem Glanze zusammen, der vom Leben des großen Papstes in seine letzten Tage fällt. Vom natürlichen wie übernatürlichen, vom menschlichen und religiösen Standpunkte aus betrachtet, ist der Heimgang unseres großen Papstes eine glorreiche, seltene Erscheinung.

Am Körper ein Greis, am Geiste in der Vollkraft männlichen Schaffens, im Herzen die ewige Jugend des christlichen Mutes, begann er als Papst sein Werk. Immer an demselben Orte, auf dem verhältnismäßig kleinen Stück Erde, — auf welches ihn die Gewalt der Verhältnisse gebannt, das er im Leben nie verlassen und von dem im Tode nur seine sterbliche Hülle sich trennen wird, wenn

man sie später hinüberträgt zur „Haupt- und Mutterkirche des gesamten Erdkreises", der würdigen Ruhestätte seines weltumspannenden Wirkens —, war er dem Feldherrn gleich und dem Wächter auf hoher Warte, mit seinem Blick, mit seiner Tätigkeit, mit seinem Einfluß, seinem Gebet und Opfer überall. Keine der geistigen und sozialen Strömungen, welche das vielbewegte Leben unserer Zeit bilden, in der er nicht sein Schiffchen gesteuert, kein der Völkerwohlfahrt gewidmetes Feld der Tätigkeit, in welches er nicht das Saatkorn seiner Weisheit und Liebe gesenkt hätte. Er hatte die große Tugend des Papsttums, die unermüdliche Geduld. Gott schenkte ihm dazu lange Jahre: er konnte warten, bis die Saat mählich heranwuchs. Und sie wuchs. In stets kraftvollerem Aufstieg entwickelte sich nun sein Pontifikat. Er sah das aufkeimende katholische Leben, sah das Blühen katholischer Wissenschaft, sah das Wachsen des Baumes der katholischen Kirche, der seine Labung bietenden Äste immer weiter ausbreitet, zu neuen Völkern und Ländern, sah das Steigen der geistlichen Macht des Papsttums, sah den Segen, der in der Welt der Arbeit und des Volkes, wie in den Kabinetten der Regierungen und der Fürsten seinem erleuchteten Eifer geworden, und er sah mit dem Lächeln des Dankes und der Freude die stetig wachsende Zahl derer, die zu seinen Füßen eilten, fühlte die mehr und mehr geschlossene Einheit der Kirche und das Glück, dieses großen liebenden Volkes Vater zu sein, das seine sich folgenden Jubiläen zu überwältigenden Kundgebungen dankbarer und bewundernder Huldigung machte, er sah die Jahre Petri und die Feier des 25. Pontifikates mit ihren glanzvollen Erfolgen, das war der Höhepunkt seines Lebens. Es war Zeit, die

Garben hereinzubringen zur ewigen Ernte. Nun mußte er sterben. Nicht allmählich. Wie die Sonne hat er diese Welt verlassen, um in einer andern Welt und in der ewigen Sonne aufzugehen. Die Empfindung, die den Dichter wünschen läßt: „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehen", jenes tragische Gefühl der Genugtuung, das man hat beim Untergang des Großen und Erhabenen, das nicht von Schwäche und Trauer überwunden werden will, jene Empfindung, welche die Harmonie zwischen einem großen Leben und einem großen Tod auslöst, der das Echo dieses Lebens ist — das ist es, was den Tod des großen Papstes so glorreich macht: „Ich will aufrecht sterben!" ist eines der letzten Worte des Papstes; dem Körper nach nicht, dem Geiste nach hat er es gehalten.

Und doch, meine Herren, die Größe äußerer Erfolge ist nicht das Größte. Groß ist, wer vor Gott groß ist. Nicht der die Wahrheit lehrt, ist der Größte: der sie tut, ist größer, und der Größte ist, dessen eigenes persönliches Leben im Einklang steht mit der Größe seiner Lehre und seiner äußeren Erfolge.

Man hat gesagt, der Ehrgeiz sei die Triebfeder seines Wirkens gewesen, und glaubte das aus der Bemerkung eines Jugendbriefes schließen zu dürfen, wo er die Hoffnung ausspricht, durch seine Erfolge den Glanz seiner Familie zu erhöhen. Wenn er diesen Wunsch ausgesprochen, muß das ein schlechtes Motiv sein, zumal für den Sohn eines adligen Geschlechtes?! Ist es das einzige Motiv, weil er die andern an jener Stelle nicht nennt? Verzeih uns, großer Papst, daß ich davon spreche. Sie kennen nicht die Feuerseele eines Priesters und Bischofs,

eines Stellvertreters Christi, nicht den Durst nach Seelen und den Hunger nach der Gerechtigkeit, die das Herz eines Apostels verzehren, sie kennen nicht dein reines Leben. Der Mann, der in so vieler Hinsicht auf der Menschheit Höhen wandelte, er war demütig und fromm wie ein Kind; dieser vornehme, feinsinnige Gelehrte und gewandte Diplomat lebte wie ein Einsiedler, der mit dem Charisma göttlicher Assistenz in Verkündigung der Glaubens- und Sittenlehren ausgestattete Stellvertreter Christi flehte wie jeder andere sündige Mensch in tiefer Reue und brennendem Heilsverlangen mit der ganzen Zuversicht einer christlichen Seele die Verdienste des Erlösers an. Wohl freut er sich der steigenden Macht des Papsttums, aber nicht um des Machtbesitzes willen, sondern weil sie ihm Mittel ist, die Aufgaben der Kirche umfassender zu erfüllen und die Geister sicherer zum idealen Fluge zu erheben, die Seelen Gott und damit ihnen ewiges Glück zu gewinnen; dieser Mann, der die höchste priesterliche Würde auf Erden trug, verdient auch als Mensch die Bewunderung, die man einem Charakter von absoluter Lauterkeit der Gesinnung und des Wandels schuldet.

Ein Mensch war er, und der besten einer, eine Zierde der Menschheit. Wenn darum in diesen Tagen verklärter Trauer Millionen Menschen, in denen der Sinn für Menschengröße und der Mut zur Anerkennung derselben lebt, die ehrwürdige Stätte, wo sein Sarg ruht, mit der Seele suchen, so werden sie, so verschieden auch ihre Nationalität, ihre philosophischen und religiösen Anschauungen sein mögen, eins sein in dem Bekenntnis: Hier ruht ein großer Mann!

Im Leben schon in seiner äußeren Erscheinung das Bild eines außerordentlichen Menschen: dieser nicht schöne, aber

künstlerisch hochinteressante Kopf, diese Augen, in denen sich wie in einem Meere der Liebe Menschen und Leben dieser Welt so milde widerspiegelten, diese herrliche, beinahe aus den gewöhnlichen Daseinsbedingungen hinausgehobene, von dem überragenden Geiste durchleuchtete weiße Gestalt, alles an ihm ist außerordentlich, erhaben und anziehend zugleich.

„Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd", konnte er sagen, am allerwenigsten fremd war ihm das Große im Menschen, die wahren Werte, die das Kulturleben und seine Höhe bestimmen, und jener Teil der Menschheit, der die Sorge und Liebe des andern am dringendsten verlangt und am meisten verdient.

Es ist schwer, das Bild der vielseitigen Tätigkeit dieses drei Menschenalter umfassenden Lebens in einen Rahmen zu bringen. Das Bild sprengt jeden Rahmen. Wissenschaft und Kunst, Staatskunst und Sozialpolitik rechnen ihn mit besonderem Stolz unter die Ihrigen.

Wissenschaft! Wie hat er sie geliebt! Zur Zeit seiner Studien, seines Episkopates in Perugia, seines Pontifikates. Die Wahrheit! Ihr war sein Leben geweiht, denn Gott ist die Wahrheit. „Was wahr ist", so schreibt er, „kann nur hervorgehen aus Gott. Darum erblickt die Kirche in jedem Ergebnis der Forschung das Siegel des Geistes Gottes. Mit Freuden begrüßt sie alles, was den Umfang der menschlichen Erkenntnis erweitert. Weil sie alle Trägheit und Schlaffheit haßt, wünscht sie sehnlichst, daß die Bildung und Pflege des Geistes sich fruchtbringend gestalte. Die Kirche selbst spornt an zum Schaffen auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft." Der Wahrheit! Der Wahrheit der Vernunft, der Offenbarung, der Geschichte!

Der ganzen Wahrheit! Darum der philosophischen Spekulation und der historischen Forschung neue Impulse! Darum auf die lange verschlossenen Archive, die Kirche, die der Wahrheit dient, hat von der Wahrheit nichts zu fürchten.

Das Maß seiner Gelehrsamkeit allein, das durch das Studium seiner Enzykliken gemessen werden kann, sein erstaunliches Wissen, seine unermüdliche Sorge und Arbeit zur Förderung der Studien reichen hin, um ihm für immer einen hervorragenden Platz auf dem Gebiete der Wissenschaft zu sichern. Gewiß, es ist nicht die Wissenschaft, die diesen Namen allein für sich beanspruchen will, jene, die sich in Gegensatz zur Religion stellt. Aber eine Wissenschaft, welche die höchste ihrem Objekte und die sicherste ist ihrer Grundlage nach; gewiß, er hat den alten und vielleicht bis zum Ende der Welt dauernden Kampf zwischen Glauben und Unglauben nicht beendet; aber seine Worte gehören zum Tiefsten, was die theologische Wissenschaft zur Begründung gesagt hat, seine Taten auf diesem Gebiete gaben fruchtbarste Anregungen, und auch die, deren Verstand und Herz er nicht gewonnen, haben ihn mit Staunen gehört und bekannt, daß er der Beurteilung der modernen Ideen ein seltenes Verständnis, den Gegnern rücksichtsvolle, vornehme Behandlung entgegengebracht habe, deren Bewunderung sie nicht versagen konnten. Und mit der Wissenschaft legen Kunst und Poesie trauernd die Palme auf sein Grab. Durch seine Stellung Erbe einer großen Vergangenheit, die unserer Zeit die Schätze des klassischen Altertums in Literatur und Kunst gerettet hat, ist er selbst Kunstfreund, Mäzen, ein die beste klassische Prosa erreichender Schriftsteller und ein mit vollendeter Meisterschaft die Form beherrschender Dichter.

Wissenschaft und Kunst können ein Volk groß machen, sie machen es allein nicht glücklich. Der weitaus größte Teil der Menschheit kämpft in harter Arbeit den Kampf ums Dasein — um ein menschenwürdiges, erträgliches, geachtetes Dasein. Der verdient der Menschheit tiefsten Dank, der in diesem gerechten und heiligen Kampf das vernünftig zu Fordernde, das wirklich Erreichbare, das wahrhaft Friedengebende bietet. Millionen von Arbeitern der gesamten Welt legen dem Wohltäter der Menschen, dem sozialen Papst die Huldigung der Arbeit am Grabe nieder, denn (um Kardinal Mannings Worte zu gebrauchen) seit jenem Tage, an welchem das göttliche Wort „Mich erbarmet des Volkes" gesprochen wurde, ist keine Stimme in der Christenheit erschollen, die mit so tiefer, liebender Sympathie für den armen und leidenden Teil der Menschheit eingetreten wäre, wie Leo XIII. Wie seine Enzyklika über die Grundlage der Staatsordnung ein Akt erleuchtetster Staatsweisheit, so wird das berühmteste seiner Rundschreiben, jenes über die soziale Frage, die Maigabe an die Welt der Arbeit und des Kapitals, eine immer fortwirkende höchst soziale Tat bleiben.

Die soziale Frage ist im tiefsten Grund eine religiöse Frage. Die Entdeckung der Formel, die das Verhältnis zwischen Arbeit und Kapital völlig befriedigend regeln könnte, ist noch nicht gemacht, und geschähe sie, sie würde für die Dauer nichts nützen und würde nur eine äußerliche Regelung sein. Das ist eben die durch nichts wegzustreitende Tatsache der Weltgeschichte, daß die Welt des Materialismus, die Welt der wägbaren Werte und der wirtschaftliche Kampf doch für die Dauer allein nicht bestehen und bestanden werden kann, daß man der Ideale

bedarf, selbst dort, wo man sie belächelt und bekämpft. Die Zusammenfassung aller Ideale und der Menschheit höchstes ist die Religion. Wer sie fördert, verteidigt, in Leben und Lehre, ist ein Wohltäter der Menschheit. Wer kann bestreiten, daß der Papst diesen Namen und diese Huldigung in höchstem Maße verdient? Auch wer im Papsttum nicht die gottgewollte Institution sieht, der muß in einer Zeit, wo nur die Kraft des Armes, das Materielle recht zu haben schien, in dem steigenden großen Ansehen einer von allen äußeren Machtmitteln entblößten moralischen Macht, einen herrlichen Sieg des Idealen erblicken. Es gibt in der Welt niemand, der in dem Maße Repräsentant, Verteidiger und Förderer der Ideale wäre, als der Papst zu Rom. Sein Triumph ist der Ideale Triumph, und kein edler Mensch wird ihm den Dank dafür versagen, um so weniger, als die von ihm vertretenen Ideale die Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung und der Völkerwohlfahrt sind. Ohne Religion keine christliche Familie, ohne christliche Familie keine Heiligkeit der Ehe, ohne Heiligkeit der Ehe keine segensvolle Erziehung, ohne all das keine festgegründete Staatsordnung, deren tiefster Grund und höchste Sanktion im Heiligtum der Religion ruhen. Dem Förderer des echten Idealismus, dem Vertreter und Verteidiger geordneter staatlicher Verhältnisse, dem Manne des sozialen Fortschritts gilt die Huldigung der Menschheit.

Daß von all denen, welchen die Worte des großen Arbeiterpapstes Norm für ihre soziale Aktion sind, in der großen internationalen katholischen Arbeiterbewegung, gerade die deutschen Freunde sozialer Arbeit am begeistertsten Leo zurufen, wer wollte das bezweifeln? — Gewiß, die Religion, die Kirche ist, wie alle idealen Güter, wie Wissen-

schaft und Kunst, wie alle moralischen Werte, Recht und Freiheit, nicht an eine Nation gebunden. Katholisch und universal, weltumspannend ist ihr Wirken. Und doch ist der Patriotismus eine von der Religion, von unserem Gewissen, und daher auch von unserer Kirche geforderte Tugend. Wer wollte uns deutschen Katholiken denn verargen, wenn wir nicht nur als Menschen an die Huldigung der Menschheit uns anschließen, sondern als Deutsche dem Freunde unseres Vaterlandes dankend nachtrauern? — Deutsche sind es gewesen, welche bei den letzten großen Jubiläen am begeistertsten und zahlreichsten nach Rom geeilt sind.

Meine Herren! Es ist keine Überhebung, es ist nur das Aussprechen eines Trostes, wenn Kinder sich am Grabe ihres Vaters sagen, daß sie sein Trost und seine Freude gewesen seien — wenn wir deutschen Katholiken uns sagen dürfen: Von allen Nationen der weiten Erdenrunde sind die deutschen Katholiken dem Herzen des Papstes zwar keine lärmende, aber eine um so tiefere Freude gewesen. Vor vielen Jahren schon, so wird erzählt, hat Leo XIII. in einer einem hervorragenden deutschen Gelehrten bewilligten Audienz seine tiefe Überzeugung von dem Berufe der deutschen Nation und des neuen Deutschen Reiches ausgesprochen, „an der Spitze der die Gesellschaft erhaltenden Interessen Europas einherzuschreiten, deren Schutz in die Hand zu nehmen, und daß er, der Papst, sich glücklich schätzen werde, Hand in Hand mit Deutschlands Kaiser gehend, eine den Interessen von Staat und Kirche gleichmäßig dienende Politik einzuschlagen". Bei den verschiedensten Gelegenheiten und in der letzten Zeit in hervorragender Weise hat der Heilige Vater Beweise dieser Freundschaft für Deutschland gegeben.

„Seit Beginn Unseres Pontifikates" — so schrieb er einmal — „haben Wir gesucht, die guten Beziehungen zwischen den Fürsten und Völkern einerseits und der Kirche anderseits wiederherzustellen. Besonders aber haben Wir Unseren Geist der edlen deutschen Nation sofort zugewendet, damit nach Beseitigung der religiösen Zwistigkeiten dieselbe die Wohltaten eines dauerhaften Friedens erlangen könnte. Von Unserer Seite haben wir alles Mögliche getan, um diesen Zweck zu erreichen, aber Gott allein weiß, ob das begonnene Werk ein glückliches Ergebnis haben wird. In jedem Falle werden Wir mit demselben Eifer in Unserer schwierigen Mission bis an das Ende Unseres Lebens ausharren. So werden Wir für die deutsche Nation fortfahren, zu wirken inmitten der Hindernisse aller Art, denn Unsere Seele wird niemals Ruhe finden, solange der kirchliche Friede in Deutschland nicht wiederhergestellt ist."

Wieviel und wielange hat er gebetet! In der ersten Zeit des Pontifikates pflegte er es bis spät in die Nacht zu tun. Sie kennen die rührende Antwort, die er einmal auf die Frage, wer der Gegenstand seines besorgten Gebetes sei, gab: „Für meine lieben Katholiken in Deutschland habe ich gebetet!" Daß nach schweren Zeiten in den ersten Jahren seines Pontifikates schon der „Zugang zum Frieden" eröffnet wurde, danken wir doch seiner Initiative und seiner Geduld. Und wenn jener weitestgehende Akt politischer Freundschaft, in welchem er das Gewicht seines Ansehens zugunsten der deutschen Regierung einsetzte, auf einem Gebiet, auf dem er die Wahrung voller Freiheit der Überzeugung selbst wünscht, verschieden beurteilt ward, darin hat doch ein Kirchenhistoriker recht, wenn er sagt, daß dieser Akt die eminent wohlwollende Gesinnung Leos XIII. gegen Deutsch-

land bewiesen, in einer Weise, wie sie seit den Tagen Maximilians I. Deutschland nicht erfahren hat. Und Sie, meine Herren, die Sie das Glück hatten, am Berliner Pilgerzug teilzunehmen, Sie waren Zeuge seiner Liebe für uns, und Ihre Banner bewahren mit Stolz die Erinnerung an den tiefergreifenden Augenblick, da die jetzt erblichenen Lippen sie berührten.

Ein großer Mann, ein Freund unseres Vaterlandes war er, und uns ist er mehr. — Wenn wir als Menschen und Deutsche voll Bewunderung und Dank an seinem Grabe stehen, was soll ich von dem Vater sagen, zu welchem wir Katholiken mit den Augen des Glaubens aufblicken. Wunderbare Fügung der Vorsehung und wunderbare Verherrlichung des großen Toten!

Es gibt eine Institution, die uns wohl ein Grund heiliger Verehrung und Liebe ist, weil unser Glaube in ihr die gottgewollte, von Christus gegründete, von ihm beschützte Vermittlerin des Erlösungswerkes sieht. Es gibt ein heiliges Reich, das nicht von dieser Welt ist, ein Reich, an dessen Spitze unsichtbar der König der Ewigkeiten und sichtbar der von ihm gesetzte Völkerhirt steht — und dieses Reich heißt katholische Kirche und dieser sichtbare König heißt Papst. — So glauben wir, und der tiefste formale Grund dieses Glaubens ist der Glaube an Christus und sein Wort. Die außerhalb der Kirche Stehenden verwerfen diesen Glauben. Wenn es auch viele gibt, die unsere wie jede andere religiöse Überzeugung achten, wenn sie ihre innere Berechtigung auch nicht anerkennen, so sind deren mehr, die uns offen oder heimlich bekämpfen. Eine veraltete, überwundene Institution ist ihnen die katholische Kirche, der Papst ein Anachronismus, wenn sie nicht Schlimmeres sagen. Und doch, welch ein

Bild! In der Zeit, wo das Papsttum beschimpft wird als Feindin der Kultur, der Sitte und Wohlfahrt, ja in den Tagen, da man Papsttum und Kirche als Förderin einer korrupten Moral darstellte, ist der heutige Träger derselben ein Mann, nicht nur von überragendem Geiste, sondern ein vollendeter sittlicher Charakter, in dessen reinstem Leben auch die feindlichste Kritik keinen Makel entdecken kann. Die angeblich längst überwundene, totgesagte und verachtete Kirche, in welcher Macht steht sie beim Tode Leos XIII.! Das gehaßte und verachtete Papsttum, in welchem Glanz hat er es zurückgelassen! Es hat keinen Papst gegeben, über den zu Lebzeiten und nach dem Tode soviel gesprochen und geschrieben worden ist, als Leo XIII. Kein Blatt der Welt ist in diesen Tagen ohne seinen Namen, alle sprechen von ihm, und mit verschwindenden Ausnahmen — es sind jene, die, um die Größe nicht bewundern zu müssen, sie hassen oder beschimpfen — sprechen sie von ihm zum mindesten mit Achtung, viele mit offener Bewunderung. Es ist das Imponierende seiner Erscheinung, seines Lebens und seiner Verdienste, das die Bewunderung der gesamten Welt herausforderte. „Er hat mehr für das Papsttum getan als eine ganze Reihe seiner Vorgänger zusammengenommen", sagte dieser Tage ein liberales Blatt! Ja es ist wahr, und aus tiefster Seele danken wir, seine Söhne, unserem herrlichen Vater für den Glanz, den seine Persönlichkeit dem katholischen Namen aufs neue verliehen hat. Denn alle diese Ehre fällt auf die Institution, deren Träger er ist, zurück. Das Papsttum hat ihn zu dem gemacht, was er der ganzen Welt geworden. Ohne das Eigentümliche seiner Stellung, ohne die gewaltige Kraft, die in der Dynastie des Papsttums lebt, wäre er nicht, was er ist. Aber daß

er sein ganzes Können, seine eminenten Fähigkeiten, seine einzigartige Persönlichkeit ganz in den Dienst dieser segensvollen Macht gestellt, daß er die bisweilen schlummernden Kräfte geweckt zum Segen der Welt und Kirche, der Menschheit und der Kirche, das hat dem Papst und dem Papsttum eine wunderbare Glorie verliehen.

Und dafür danken wir dir! Ja, du konntest vor dem Tode sagen: „Ich scheide ruhig mit dem Bewußtsein, meine Pflicht für das Wohl der Menschheit und der Kirche getan zu haben." Du tatest mehr, und du tust es noch. Du bist erloschen, aber dein Licht leuchtet fort. Und daß im Strahle dieses Lichtes viele edle Menschen auch deiner Kirche Schönheit besser sehen, das war der Trost, der dein Auge aufflammen ließ, das ist unser Trost und der Kirche Triumph an deinem glorreichen Grabe.

Mir ist, als ständen wir in diesem Augenblick an seinem Sarge und mit dem Schmerz, daß er uns genommen, lebte noch einmal auf, was er seiner Kirche und ihren Kindern für immer gelassen. Und indem wir im Geiste ehrfurchtsvoll die kalte Rechte küssen, die sich so oft zum Segen erhoben, danken wir, wie nur Kinder danken können, für das Opfer eines langen, reichen Lebens, das er der Kirche gebracht; für jedes Wort, das er gesprochen, für jede seiner unvergänglichen Taten, die er geschrieben und getan; dankt dem leuchtenden Vorbild des Priesterkönigs die durch ihn zu neuem kraftvollen Wirken und heiligem Leben entflammte Schar der Priester, dankt ihm sein armes Volk, die Arbeiter, die Armen, die Bedrückten, dankt ihm die Familie, deren Grundlage er befestigt, danken ihm die Orden, deren großmütiger Beschützer er gewesen — lohne du ihm, großer heiliger Gott, die Mehrung der Kirche auf Erden nach

außen, die Vertiefung der Frömmigkeit im Innern, — lohne ihm und erfülle unsern Wunsch, den wir an diesem Abend dem toten Leo senden dorthin, wohin wir so oft dem lebenden unsere begeisterten Grüße gesandt, nach St. Peter zu Rom: Das ewige Licht leuchte ihm — er ruhe in Frieden!

Zu Rom ruht nun seine irdische Hülle: Was er getan und gewesen, stirbt nicht. Der lebt fort bei Gott und in der Kirche und ruht in unserer dankbaren Seele.

II.

Leos XIII. Grab ist ein Heldengrab. An ihm steht man nicht mit unfruchtbaren Tränen. Leben kommt noch aus dem Tode der Helden, eine Erinnerung an jenen größten Segen, der aus dem glorreichen Grabe des größten Helden stieg.

Wie eine ernste Mahnung klingt das Echo dieses großen, nun abgeschlossenen Lebens: es ist die Mahnung zur Einheit, zur Liebe, zum Frieden.

1. Das Testament des göttlichen Erlösers, das er vor seinem Hingange in Leiden und Tod hinterlassen, war der Lieblingswunsch des Papstes: ut omnes unum sint! Noch in der letzten großen Enzyklika vom 19. März des vorigen Jahres, die sein Testament an die Welt war, ist die erreichte Einheit zwischen Papst, Bischöfen, Klerus und Laien, die Einheit der katholischen Völker, die sich in so vielen Vereinigungen ausspricht, als einer der Gründe zur Siegeshoffnung, zum trostreichen Ausblick in die Zukunft genannt. Mit mehr Berechtigung und in einem erhabenen Sinne ein bekanntes Wort auf die katholische Einheit anwendend, lassen Sie uns heute am Grabe Leos geloben:

Im Kampfe für das höchste Gut zu sterben,
Das sei das Testament, wonach wir erben!

Lassen Sie uns zusammenarbeiten mit Anstrengung aller Kräfte, daß aus den Verfolgungen und Kämpfen gegen die Kirche kein anderes Resultat hervorgehe als das, was die Leiden der Vergangenheit und Gegenwart bewirkt haben, jenes Resultat, das uns der Mund der Gegner konstatierte mit den Worten: „Die katholische Kirche steht einiger da denn je." Das war das große Ziel seines Lebens, seines Pontifikates insbesondere. Der Einheitsgedanke und die Einigungsbestrebungen, die Hinführung aller Menschen zu Christus, zum Einigungs- und Mittelpunkt der ganzen Menschengeschichte war sein Gebet auf Erden, wie es jetzt in der Vollendung seiner heißesten Bitte sein wird: „Vater, die du mir gegeben hast, erhalte sie in deinem Namen! Laß sie eins sein, wie du und ich eins sind!"

Selbstsucht zerstört und trennt, das Streben nach den großen gemeinsamen Zielen mit Hintansetzung aller gewöhnlichen Wünsche, das ist es, was aufbaut und eint. „Ein jedes Reich wird durch selbe Mittel erhalten, mit denen es erworben wurde." Die Kirche ist gegründet worden auf dem Felsen der Einheit. Durch sie hat sie gesiegt, durch sie bleibt sie unüberwindlich. Stemus simul. Bleiben wir zusammen.

2. Aber das Zusammenstehen allein tut es nicht. Es bedarf des innerlich verbindenden Bandes. Was so schön von einem Heiligen erzählt wird, könnte man von Leo XIII. sagen: Der hl. Dominikus antwortete einst einem von seiner Beredsamkeit begeisterten Jüngling auf die Frage, welche Bücher er am meisten studiert habe: „Mein Sohn, mehr als in jedem andern studiere ich in dem Buch der Liebe, das lehrt alles."

Diese Liebe, seine ganze Persönlichkeit umstrahlend, war es, welche die Erscheinung des Heiligen Vaters zu einer so überwältigenden machte. Das Deutsche Adelsblatt hat Leo XIII. besonders nachgerühmt: „Wohl selten", so schrieb es, „mag es außer ihm einen Menschen gegeben haben, dem so die Gabe gegeben war, bei denen, die er empfing, Empfindungen der Ehrfurcht zu erwecken. In seiner Erscheinung verkörperte sich die Güte, und eine Hoheit war ihm eigen, die hinreißend auf jeden wirkte." — Tausende, und nicht allein Söhne der eigenen Kirche, hat er im Laufe seiner Regierungszeit seines Anblickes teilhaftig werden lassen. Alle diese Tausende werden den Eindruck der Güte und Milde, der hoheitsvollen Würde mitgenommen haben in die Welt; in solchem Sinne werden sie sein Bild verbreitet haben, und ihnen allen wird sich dasselbe eingeprägt haben, nicht als das des hohen Kirchenfürsten: gestorben, heimgegangen wird für sie sein — der Heilige Vater Leo XIII.

Wer jemals unter dem Zauber der liebenswürdigen Erscheinung des Heiligen Vaters gestanden hat, dem werden diese Worte aus der Seele gesprochen sein. Die große Gottes- und die in ihr wurzelnde Menschenliebe, die aus ihr hervortretende Sanftmut und Milde seines Wesens, bei allem Ernst und der ganzen Strenge des Festhaltens an den Grundsätzen, haben ihm die Herzen aller, auch die Hochachtung der Gegner, gewonnen. Das Größte in der Welt und vor Gott, ohne das alle andern Größen nichts wären, ist die zweite Mahnung, die uns gleich dem Erlöser der große Tote noch zuzurufen scheint: „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe!"

3. Diese Liebe ist auch die Brücke zum Frieden mit denen, deren Anschauungen uns fremd oder feindlich gegenüberstehen.

Friedenspapst! Das war der Ehrentitel, mit dem man ihn begrüßte beim Eintritt in sein Pontifikat. Friedenstaten sind seine Regierungsakte, Frieden geht auch vom toten Papste aus. Ihm hatte mit der Liebe die Vorsehung drei Gaben mitgegeben, welche in solcher Vollendung sich selten zusammen in einem Menschen finden. Das, was uns Menschen oftmals anhaftet und uns hindert, in uns und mit andern Frieden zu halten: „corta vita, corta vista, corta pazienza — die Kürze des Lebens, des Blickes und der Geduld“[1] — er besaß in hohem Maße das Gegenteil davon: ein langes Leben, einen weiten Blick und eine unendliche Geduld. Sein drei Menschenalter umfassendes Leben, an dem die verschiedenartigsten, politischen, geistigen und sozialen Umwälzungen vorübergezogen waren, hatte ihm jenen Zauber, den eine sonst wahrlich nicht romfreundliche Zeitung „in dem feinen weisen Zug einer überlegenen Ironie erkennen will, gegeben, der aus der Einsicht in die Schwäche alles Irdischen entsprang“. Er, dessen ätherische Erscheinung schon an die andere Welt erinnerte, sah auch von der Höhe seines Alters und mit der Weite des Blickes die Kämpfe hienieden viel ruhiger, er sah auch im Gegner zuerst das Gute und vertraute mit nie wankender Geduld dem endlichen Sieg der Wahrheit. Seine vornehme Art, die dem im edelsten Sinne vollendeten Aristokraten eigen war, kannte kein verletzendes Wort gegen Personen, soweit ihre Ansichten auch von dem verschieden waren, was er mit Entschiedenheit und Nachdruck verteidigte. Dies leuchtende Bild des Friedens bleibe uns immerdar heilig und unser Wegweiser in den gegenwärtigen und kommenden

[1] Worte Rosminis.

Kämpfen gegen unsere Kirche. „Je glühender der Eifer ist, je hingebender die Liebe, um so wachsamer muß die Einsicht sein, damit sie den Eifer zügle und der Liebe die rechte Bahn weise.“ Dieses Wort, das er einst den Bischöfen Frankreichs geschrieben, dieses Wort, das die Charakteristik seiner eigenen Hirtentätigkeit ist, sei auch unser Leitstern!

Nicht den Kampf, den Frieden wollen wir, aber den ehrlichen Frieden, der in der gegenseitigen Achtung und Liebe besteht. Friede darf nimmermehr bedeuten Verzicht auf die Überzeugung. O warum sollte es nicht zu diesem Frieden kommen können? Warum diese erneuten Kämpfe, diese furchtbaren, auf die katholische Kirche unternommenen Angriffe? — Man klagt oft die Kirche an, daß sie aus vergangenen Anschauungen und in andern Zeiten den Kampf gegen fremde Überzeugung geführt habe. Warum dürfen *wir* in unserer modernen Zeit, der Zeit sogenannter Freiheit des Gedankens und der Meinung, nicht *unsere Überzeugung* bekennen und danach leben? Es ist wahr, die Feinde, die uns hassen und bekämpfen, haben keine Scheiterhaufen, die Zeiten sind gottlob für immer vorbei — aber sie haben den glühenden Haß und den brennenden Hohn; sie haben keine Fesseln und Kerker, aber sie haben die allgemeine Acht, in welche sie diejenigen erklären und zu Menschen zweiter Klasse herabdrücken wollen, welche den Mut haben, anderer Meinung zu sein!

Warum kann das Verhalten zwischen uns und den Brüdern eines Volkes nicht allgemein sein, wie es zwischen so vielen edeldenkenden Protestanten und Katholiken besteht? Warum sind uns die nicht ein Vorbild, die, ohne der eigenen Überzeugung das Geringste zu vergeben, in persönlicher Ver-

ehrung und Freundschaft verbunden sind, der erste Katholik und der erste Protestant der Welt, Leo XIII. und Wilhelm II.? O daß es so käme!

Wir wenigstens wollen, was an uns ist, dazu beitragen und in dem Sturm aller Angriffe den Mantel unseres Glaubens und unserer Liebe enger an uns schließen, den Personen mit Achtung und Liebe begegnen, und uns an das apostolische Wort erinnern, das uns gebietet, zu segnen, wo man uns flucht.

Das sei der Vorsatz, den wir am Grabe des Friedenspapstes niederlegen, und damit wollen wir schließen.

* * *

Ein Friedenspapst war er. Nun ist er im ewigen Frieden.

Und nun vorwärts! Mag Gott schicken, was er will. Mit demselben Glanz im Auge schauen wir der aufgehenden und niedersinkenden Sonne entgegen.

Sie kennen, meine Herren, die Erzählung von jenem Künstler der Katakombenzeit, der eine Lampe verfertigte in Form eines Schiffes, in welchem St. Petrus die Hand zum Segen erhebt, während die andere das Steuer leitet. An den Seiten des Schifferkahnes liest man die Worte: „Petrus stirbt nicht!" — „Ich habe für dich gebetet!" Das ist unser Trost und unsere Hoffnung. Sie sind getragen von jener Garantie, die uns das Wort des Erlösers gibt und eine neunzehnhundertjährige Geschichte bestätigt: „Die Pforten der Hölle überwältigen sie nicht." „Ich bin bei euch bis zum Ende der Welten!"

10. Das Papsttum in der Vergangenheit und Gegenwart.

Rede, gehalten zu Münster in Westfalen am 20. Juli 1902.

I.

Meine Herren! Heute morgen ist bereits in ergreifend schöner Weise des Augenblicks gedacht worden, dessen wohl viele von Ihnen schon einmal gewürdigt worden sind, des Augenblicks, der uns hinführt unter die bedeutendste Kuppel der Welt, unter das Himmelsgewölbe, das Michelangelos kühnstrebender Geist über die weiten Hallen der St.-Peters-Kirche gespannt hat. Jener Augenblick, seit 25 Jahren oft wiederholt und doch immer von neuer, überwältigender Schönheit, nach dem so viele lange sich gesehnt und dessen vieltausendfache Spannung sich in einen Schrei der Begeisterung löst, ist da, wenn der Heilige Vater, getragen von der Freude der jubelnden Menge, wie in einer Barke auf seiner Sedia gestatoria dahingleitet dem Hochaltare entgegen, wenn sie zum ersten Male diese gebrechliche Gestalt sehen, wie sie sich verneigt, gleichsam um sie zu umfassen die Tausende, wie der Segen seiner weißen Hände leuchtet und aus seinem klaren, wunderbaren Auge die ungebrochene geistige Kraft lodert, die in ihm lebt: Evviva il Papa! Evviva il Papa — re! — „Es lebe der Papst, es lebe Leo XIII., unser König!"

Es gibt einen Augenblick, der noch größer ist als dieser, und von diesem Augenblick möchte ich sprechen. Wenn der Heilige Vater eingezogen ist in das Presbyterium der St.-Peters-Kirche, so wie es damals an jenem Nachmittage geschah, als er zum ersten Male, dem Bilde neuer Selig-

gesprochener die Verehrung zu erweisen, gekommen war, dann läßt man die Sedia gestatoria nieder, der Heilige Vater begibt sich gebrechlichen Schrittes, und doch mehr eilend als gehend, zum Betstuhl vor dem Altar. Das allerheiligste Sakrament wird ausgesetzt, und vor dem im Sakramente gegenwärtigen Erlöser legt er, seine Anbetung mit der des Volkes vereinigend, die Ehre und den Dank nieder. Das ist das Bild der heiligen katholischen Kirche und ihres Zweckes, den sie hat, die Menschen zum Erlöser zu führen. Aus allen Ländern, von allen Völkern, aus jedem Stand, Alter und Geschlecht waren sie gekommen, Laien, Priester, Bischöfe, Kardinäle, geschart um den Nachfolger Petri, und über dieser gewaltigen Vertretung der gesamten Kirche erhoben sich die weißen Marmorsäulen, wölbten sich die majestätischen Bogen, stieg himmelan bis zur schwindelnden Höhe die Riesenkuppel, aus der die goldenen Worte niederleuchteten: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam. Und alles das in Anbetung versunken vor Christus, dem gegenwärtigen Gott!

Wahrlich! das ist die Kirche, das ist, was sie will. Damit habe ich Ihnen gesagt, was zunächst die Papstfeier für uns ist und sein soll; sie ist zunächst ein Bekenntnis unseres Glaubens, und zwar des Glaubens an Jesus Christus, den hochgelobten Gottessohn. Ohne Christus kein Papst, ohne das Wort, das Christus gesprochen: „Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen", gibt es kein Papsttum, und nur, wenn dieses Wort ein göttliches Wort ist, hat die Einrichtung, die durch dasselbe Fleisch und Wirklichkeit geworden, Sinn und Berechtigung. Darum ist jegliche Papstfeier ein Glaubens-

bekenntnis für Christus, den Gottmenschen, darum ist jedes Wort, das zu Ehren des Papstes gesprochen wird, nichts anderes als ein: Credo in Iesum Christum, filium eius unicum, denn Christus und die Kirche stehen und fallen miteinander. Diese Feier ist ein Glaubensbekenntnis noch in einem andern Sinne, sie ist das feierliche Bekenntnis zur Wahrheit; nicht zu der Wahrheit, die das in mühevollem Ringen gewonnene Produkt menschlichen Forschens ist, nicht zu der Wahrheit, die heute verteidigt und morgen verworfen wird, die vergeht, wie die Zeit vergeht, sondern zu der absoluten, ewig sich gleichbleibenden, über den Menschen stehenden Wahrheit, zu der Wahrheit, die ihre höchste Offenbarung in Jesus Christus gefunden, der von sich gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Zu jener Wahrheit, die der unverrückbare Pol ist, an welchem sich jede menschliche Forschung orientieren muß, will sie für die Dauer nicht in die Irre gehen. Ein Bekenntnis des Glaubens ist uns die Papstfeier, des Glaubens an die Macht des Wortes Jesu Christi und an die Untrüglichkeit seiner Verheißungen, der seiner Wahrheit die Sicherheit irrtumsfreier Überlieferung im Papsttum gegeben, der diesen Schutz geben wird bis zum Ende der Zeiten, weil er sein Wort dafür verpfändet hat. Christus also, und er allein, ist der Grund, weshalb wir uns den Glaubensanschauungen der Päpste unterwerfen.

II.

Ein Dankfest ist uns die Papstfeier, des Dankes dafür, daß Gott uns im Papsttum eine Institution gegeben, deren erste und vornehmste Pflicht es ist, die Wahrheit zu ver-

kündigen und zu verteidigen, eine Institution, die sich auf die Alternative verpflichtet hat: Entweder Freiheit für die Wahrheit oder Martyrium des Dankes dafür, daß Jesus Christus dem Erlösungsdrange der Menschheit, der Sehnsucht nach Entsündigung und Erlösung, und an äußeren sichtbaren Zeichen dafür, in so wunderbarer Weise geantwortet, daß er seinem Erscheinen im Fleische sein Fortleben im Fleische, der Hineingründung eines gottmenschlichen Reiches in dieses irdische Staatengebilde die Hineingründung einer gottmenschlichen Dynastie folgen und Wahrheit und Gnade in überreichem Maße uns in derselben Art zukommen ließ, wie er sie selbst einst gegeben.

Und auch den Päpsten selbst gilt unser Dank, dem Segen gilt er, den ihre Geschichte für die Menschheit bedeutet, der Art, mit welcher das Papsttum seine Macht verwaltet hat. Es waren wunderbare, große, göttliche Gewalten, die menschlichen Händen anvertraut wurden, und die Gefahr war nicht ausgeschlossen, daß sie mißbraucht werden könnten. Es gibt Menschen, welche die Kirche, insbesondere die Dynastie der Päpste nur von dieser Seite her kennen und daher Hader, Haß und Hohn gegen sie hegen. Aber, meine lieben Freunde, vergessen wir nicht, auch die Sonne hat Flecken und auch der Schatten des Petrus wirkte Wunder, und all die Schatten in der glänzenden Geschichte des Papsttums vermögen nicht das Licht zu mindern, das von dieser Segensinstitution über die Welt sich ergossen, und weder die Unwissenheit Fernstehender noch der Haß der Apostaten kann die Tatsache aus der Welt schaffen, daß auch nicht ein Papst die Wahrheit und Gnade verraten hat, und jene andere, daß mit verschwindenden Ausnahmen die Päpste mit Ehrfurcht und Liebe die Ge-

walten gebrauchten, die ihnen Christus in Petrus gegeben, und daß sie, wenn sie auch wußten, daß die Wirksamkeit ihrer Gewalt nicht abhängig ist von der Würdigkeit ihrer Träger, doch der Pflicht sich bewußt blieben, wie teilzunehmen an der Würde, so auch teilzunehmen an der Heiligkeit dessen, der sie gegeben. 29 Martyrer und 77 Heilige sind aus der Dynastie der Päpste hervorgegangen, der vielen andern großen Männer, die der Heiligkeit nahekamen, nicht zu gedenken. Von jener gebenedeiten Stunde an, da Petrus nach dem dreimaligen Bekenntnis seiner Liebe die Regierung der Kirche übertragen wurde, blieb sich das Papsttum bewußt, daß die weltüberwindende Macht, die es besaß, weltüberwindende Liebe sei, daß ihre Lippen sich öffnen sollten nicht zum Hader, sondern zum Frieden, ihre Hand sich erheben sollte nicht zum Fluche, sondern zum Segen, nicht fremdes Blut, das eigene sollten sie vergießen, nicht herrschen, sondern dienen, nicht irdische, sondern geistige Waffen gebrauchen; wie die Gewalt des Gottesreiches nicht von dieser Welt war, sondern von Christus, so sollten sie wirken, wie er gewirkt hat, in Liebe. Wie gegen allen Irrtum und alle Verfolgung die Wahrheitskraft des Christentums, so triumphierte auch über Haß und Verleumdung die starke, die dauernde, die selbstlose, die heroische Liebe. Dieser Liebe und Milde danken wir auch, wenn wir Leo XIII. feiern, wie denn überhaupt in ihm die ganze glorreiche Papstgeschichte wieder leuchtet.

Lassen Sie mich nur einige Züge der Vergangenheit herausgreifen, die in Leo XIII. wieder Leben erhielten und uns zeigen, was wir dem Papsttum und dem Papste danken.

In Leo XIII. lebt der hl. Petrus. Nicht das blutige Martyrium zwar ist ihm geworden; aber wer erinnert

sich nicht bei dem Gedanken an den Gefangenen im Vatikan, der im engen Kreise des ihm gebliebenen Gebietes seit 25 Jahren durch die Gewalt der Verhältnisse eingeschlossen ist, an Petrus in Ketten? Und wie ehedem in einer Welt, des stolzen Wissens voll und überdrüssig, in einer Welt voll Sinnenlust und Gewalt, die ersten Päpste aus der Stille der Katakomben allein durch die Überlegenheit geistiger Macht die Erde dem Kreuze gewannen, so ist es auch heute die größte, bedeutendste und universalste Macht der Welt, die geistige Macht des Papsttums.

In Leo XIII. lebt Leo der Große. Der rohen Gewalt wilder Horden und der ungestümen trotzigen Kraft germanischer Jugend trat der schwache Mann im Kleide des Pontifex entgegen. Er hatte nur das Kreuz, aber hinter ihm stritten höhere Mächte; und heute droht eine ähnliche Macht auf geistigem Gebiete, die antichristliche Kulturströmung, mit ihrer verheerenden Flut alles niederzureißen, was in jahrhundertelanger Arbeit das Christentum aufgerichtet. Und wieder ist es nur das Kreuz und seine geistige Kraft, ist es die Ehrfurcht gebietende reine, heiligmäßige Persönlichkeit des Papstgreises, die der Verheerung halt gebietet und das heilige Erbe der Christenheit, das große Kapital der Segnungen der Menschheit hütet.

In Leo XIII. lebt Gregor der Große. Er ist der Papst der zentrifugalen Kraft, die im Mittelpunkt der Kirche lebt; auf alle Punkte der Peripherie des damals bekannten Erdkreises sendet er seine Glaubensboten, und in friedlicher Eroberung gewinnt er dem Reiche Gottes neue Länder; und heute ist das Missionswesen in einer Blüte wie nie zuvor; heute ist der Leuchter des Glaubens, an welchem die

moderne Kritik so lange und leichtfertig gerüttelt hat, vor vielen weggenommen und in eine neue Welt gestellt, welche für die Segnungen des Christentums vielfach dankbarer ist als die alte.

In Leo XIII. lebt Gregor VII. Ich nenne mit Absicht diesen Mann des ungebeugten Mutes, den Mann, vor dessen Seele und in dessen Leben das Ideal priesterlichen Lebens helleuchtend stand, an dessen Erreichung er seine gewaltige Kraft setzte, den unerschrockenen Kämpfer für die Rechte der Kirche Gottes gegenüber den Ansprüchen staatsmännischer Gewalten. Dieser Mann, der bestgehaßte und bestverleumdete unter den Päpsten, der Mönch Hildebrand, der auf dem päpstlichen Throne verblieb, was er in der einfachen Klosterzelle gewesen, auch er ist in Leo XIII. wiedererstanden. Zwar sind hier die Züge milder, aber ebenso unbeugsam ist die Kraft in der Verteidigung kirchlichen Rechtes und der Völkerfreiheit, in der Zurückweisung aller unberechtigten Eingriffe in das Heiligtum der ihm anvertrauten Macht; ebenso groß ist sein Eifer für die Erhaltung der Religion, für die Reinhaltung des Ideals priesterlichen Lebens.

Und wenn Sie an die Zeiten denken der großen päpstlichen Machtentfaltung im Mittelalter, ich meine nicht der äußeren materiellen, sondern jener Macht, die es verstand, alle geistigen und sittlichen Potenzen in ihren Dienst zu ziehen, sie zu erheben und der Gesamtheit nutzbar zu machen, an jene Macht, unter der einst Thomas von Aquin seine Summa schrieb und St. Franziskus mit seinen Brüdern den vollen Ernst des christlichen Lebens entfaltete und den Eifer der ersten christlichen Zeiten erneuerte, sind sie nicht wiedergekehrt in unsern Zeiten, da unter Leos XIII.

Anregung und Vorbild ein neuer, starker Zug durch die christliche Wissenschaft und das christliche Leben geht? Ist das nicht in der Tat eine Auferstehung der glänzendsten Zeiten mittelalterlicher Herrlichkeit?

Es gab Zeiten in der Kirche, wo der Humanismus in seiner edleren Bedeutung, wo Kunst und Poesie den Thron der Päpste erstiegen, wo die Päpste die hochherzigsten und opferfreudigsten Mäzene alles dessen waren, was sich auf dem Gebiete der Kunst zu Licht und Betätigung drängte; auch diese Zeiten sind wiedergekehrt; Leo XIII. selbst ist Humanist, ist Gelehrter, Kunstfreund und Dichter. Und dieser feinsinnige Geist ist ein Mann des Gebetes, der Mann des Vertrauens auf die Kraft des Rosenkranzes, der Mann, in dem der fünfte Pius wieder auflebt und die Zeiten der letzten siegreichen Kämpfe gegen den Halbmond. Gegen den neuen Plan, der die Wunden geschlagen, an denen unsere Zeit krankt, predigt er den Rosenkranz als Heilmittel gegen das Elend unserer Tage. Und der Mut und die Geduld Pius' VI. und VII. und alles, was durch die lange Reihe der Päpste hindurch geschehen ist zur Befreiung des Volkes, zur Ablegung entwürdigender Fesseln: ein Papst der Armen, des Volkes, ein Papst der Arbeiter, ein sozialer Papst, in ihm, dem Hort des Rechtes, der Freiheit und gesellschaftlichen Ordnung feiert es seine Triumphe.

Und obwohl dieser Mann die letzte herrliche Frucht eines Stammbaumes ist, der hineinragt in die tiefste Geschichte des Mittelalters, dessen letzte Wurzelfasern sich in die Geschichte der Apostel und des Erlösers erstrecken, ist er ganz ein Papst unserer Zeit, ein im erhabenen Sinne moderner Papst. Allerdings, wenn Sie unter „modern" das verstehen, daß man niederreißen müsse, was vergangene Jahr-

hunderte gebaut, wenn Sie darunter das Recht auf schranken. losen Individualismus verstehen, der sich ausleben will im Denken und Leben, dann allerdings ist Leo XIII. nichts weniger als modern. Wenn aber modern sein heißt, die berechtigten Bedürfnisse einer Zeit auf allen Gebieten des geistigen, sittlichen und sozialen Lebens verstehen, den großen weiten Blick haben für alles Wahre und Schöne, wo immer es sich findet, und es hineinzuleiten in jene Bahnen, auf welchen allein ein Volk groß und glücklich werden kann, wenn modern sein heißt, die ganze persönliche Fähigkeit und die Macht der Institution, deren Träger man ist, einzusetzen zum Besten der Menschheit und sie vorwärts zu führen, dann ist Leo XIII. ein moderner Papst. Das, was er tut, tun kann, die 25 Jahre eines glorreichen Pontifikates, das, was die Päpste taten, ein jeder zu seiner Zeit, all diesen unermeßlichen Segen, wie er in der Größe und in dem Umfange nie von einer Institution ausgegangen, für alles das will diese Feier begeisterten Dank sagen.

III.

Dieser Dank drückt sich aus in dem dritten Grund unserer Feier: Sie ist ein Fest froher und heiliger Zuversicht. Vergangenheit und Gegenwart des Papsttums geben sie uns. Sie erinnern sich an jene Erzählung des Evangeliums, die uns den Heiland schildert, wie er auf dem Meere wandelnd den Aposteln, die in einer Barke waren, entgegenkam und Petrus aufforderte, das Schiff zu verlassen und zu ihm über die Fluten zu kommen. Petrus folgte dem Rufe des Meisters, zaghaft zwar, aber er ging. Als er auf den Wogen war, sank das Vertrauen, und er begann zu sinken. Und der Erlöser nahm ihn an der Hand,

blickte ihn ruhig an und sagte zu ihm: „Warum hast du gezweifelt, Kleingläubiger?“ (Matth. 14, 31.)

Diese Stunde mag in der Papstgeschichte manchmal wiedergekehrt sein, wenigstens lag die Versuchung zu ihr oft nahe. Vielfach hat es Stunden gegeben, wo es schien, als ob die Erfüllung des Wortes: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“, ausbleiben sollte. Ich erinnere an die Zeit des Arianismus, wo der Glaube an Christus, den Sohn Gottes, beinahe vernichtet und allein der Papst zu Rom die wenigen treugebliebenen Bischöfe und Gläubigen um sich scharte, die glaubten, was die Apostel geglaubt hatten: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ Ich erinnere Sie an die Zeiten der inneren Kämpfe, an Julian den Abtrünnigen, an die noch schlimmere Zeit, da es am Mark der Kirche zu kränkeln schien, an die Zeit des 16. Jahrhunderts, der Revolution und des napoleonischen Despotismus, an die Zeiten, die sind — und Sie werden mit mir sagen müssen: Mehr als einmal hat man des Papsttums letzte Stunde verkündigt, mehr als einmal bedurfte es des sanften Vorwurfs des Erlösers: „Warum hast du gezweifelt?!“ Und die Kirche und das Papsttum sie leben und werden leben. So gewiß, als sie durch die vergangenen Kämpfe und mitten durch die Irrtümer ihren siegreichen Lauf durch die Jahrhunderte zu nehmen nie aufgehört hat, so gewiß sehen wir heute freudigen Blickes in die Zukunft, denn wir wissen: sie stirbt nicht, die Jesus Christus gegründet hat, so wenig als Gott stirbt; nie wird sie sterben, die Friedens- und Segensarbeit der römischen Päpste, und wenn das Ende der Welt wird sein nach dem schönen Wort des Kardinals Melchers:

Finis nostrae ecclesiae victoria — der Sieg der Kirche. Und wissen Sie, warum wir das wissen? Weil wir wissen, daß ein Volk nicht leben kann ohne die idealen Güter, weil wir wissen, daß ein Volk reif ist zum Verfall, wenn die drei großen Elemente seiner Zivilisation, Religion, Freiheit und Bildung zurücktreten, vor dem Streben nach Gewinn und Genuß, weil wir wissen, daß niemals Religion sein kann ohne geoffenbarte Wahrheit und göttliches Gesetz, daß niemals Freiheit sein kann ohne Autorität, und Bildung nicht ohne Tugend. Das aber sind gerade die drei großen Güter, welche die Kirche der Menschheit gegeben hat und nicht aufhört zu geben. Und wenn einst die modernen philosophischen Systeme längst der Vergangenheit angehören, wenn die giftigen Früchte des schrankenlosen Individualismus das Volk unglücklich gemacht haben, wenn an Stelle der selbstlosen Liebe Willkür und Selbstsucht werden getreten sein, dann wird das Papsttum stehen wie die Pyramiden der Wüste über deren Sand dahingesunkener Zeiten und Völker. Hoffen wir, meine lieben Freunde, daß es so ernster Lehren nicht bedarf, wie sie die Vorsehung den Völkern in den furchtbaren Katastrophen gibt, und die hereinbrechen würden, wenn das Böse freigelassen würde in wilder Strömung auf die Menschen; hoffen wir, daß beizeiten die Ein- und Rückkehr komme und der große verlorene Sohn sich demütig wende zu dem Felsen, aus dem die Wasser des Heiles fließen. Und dieser Fels heißt Petrus, und der Strom der Wahrheit und Gnade ist Christus, dessen Name allein den Menschen gegeben ist zum Seligwerden, denn ein anderes Fundament kann niemand legen für Völkerwohlfahrt und für Seelenfrieden, als der gelegt ist: Christus Jesus, hochgelobt in Ewigkeit.

„Es wurde Sturm seit lang gesät
Zur Ernte von Orkanen,
Doch ist's vielleicht noch nicht zu spät,
Die Pfade künft'gen Heils zu bahnen.
Die Wasser freilich sind im Stauen,
Die Sündflut wird und muß erscheinen,
Doch läßt sich noch die Arche bauen,
Die Noah rettet mit den Seinen!" (W. Jordan)

Sie ist gebaut und wir sind darin. Gott sei Dank, daß wir das sagen dürfen!

Das ist das Bild der Kirche, ihrer leuchtenden und sichern Fahrt durch die Zeiten, ein Bild des Papsttums und seines Segens, ein Hinweis auf den letzten Grund unserer Zuversicht, auf das Wort unseres Erlösers. Gott sei Dank! so sagen wir noch einmal, daß wir das Glück haben, in dieser Kirche zu sein. Lassen Sie uns nun zum Zeichen des Bekenntnisses unseres Glaubens an Christus und der treuen Anhänglichkeit an die Kirche, zum Dank für die Wohltaten des Papsttums, zum Ausdruck freudiger Zuversicht auf die Zukunft der Kirche das heilige Gelöbnis wiederholen, welches diesen Morgen schon in anderer Form ist ausgesprochen worden. Hier schließe es sich an die Worte an, die ich in früheren Jahren an Sie, meine lieben Freunde, gerichtet habe:

Sie hatten hier in Münster, soweit mir bekannt ist, keine Protestversammlung gegen die Los-von-Rom-Bewegung. Vielleicht haben Sie das deswegen unterlassen, weil Sie sich verlassen konnten auf die Treue der Münsteraner Katholiken. Man sollte auch hoffen dürfen, es werde unter den Katholiken unserer Zeit soviel Wissen in ihrem Glauben, soviel Kenntnis der Zerfahrenheit und der Spaltung in religiösen Fragen außerhalb der Kirche sein, daß ihnen ein

Zweifel ob „Los von Rom!“ oder „Treu zu Rom!“ nicht kommen kann. Am Karfreitag des Jahres 1895 habe ich von der Domkanzel hernieder auch an die Andersgläubigen in Münster ein Wort gerichtet, und Sie wissen, daß es ein Wort des Friedens gewesen ist. Ich wiederhole das Wort heute am Tage der Papstfeier, es ist das Bekenntnis der Hochschätzung und herzlichen Liebe, die wir auch Andersdenkenden gegenüber immer im Herzen tragen und äußerlich bekunden. Die Wiederholung dieses Bekenntnisses mag mich schützen vor Mißdeutung des Wortes, das ich nun mit der ganzen Überzeugung, die aus der Brust eines Priesters kommen kann, Ihnen sagen will. Meine lieben Freunde! Es ist für einen denkenden, in der Lehre seiner Kirche unterrichteten Katholiken in bezug auf seine Stellung zu religiösen Fragen keine andere Alternative möglich als diese: Entweder ich glaube an eine absolute Wahrheit, und dann heißt das, ich bin katholisch; oder ich verzweifle an aller Wahrheit, an der Möglichkeit alles letzten Wissens, und dann heißt das, sich zum Unglauben bekennen und all die Folgen tragen, die aus dem Wahnsinn und dem Verbrechen der Gottesleugnung sich ergeben. Es gibt keinen Mittelweg mehr zwischen diesen zwei Extremen. Alles, was man sagt, wenn man uns einlädt, unter Berufung selbst auf das Evangelium, von der heiligen katholischen Kirche abzufallen, ist Mißbrauch mit dem heiligen Namen, den Christus und der klare Glaube von zwei Jahrtausenden geheiligt haben. Denn wenn man das Wesen des Christentums, den Kern desselben — und das ist doch Jesus Christus, der Gottessohn und Heiland der Welt — verloren hat, dann darf man zu solchem Christentum nicht Katholiken einladen, denn das ist nichts anderes als

Heidentum und Unglaube, und wenn sie den Mut hätten, die von der katholischen Kirche abgefallen sind unter dem Vorwande des Evangeliums, klar und deutlich zu sagen, was sie denken und wollen, dann würden sie, wie kürzlich ein Apostat, sagen müssen: „Daß es das Christentum der freiesten Richtung" sei, dem sie angehören, und das heißt, die Gottheit Jesu Christi leugnen. Für uns bleibt also nur das eine — und das bitte ich Sie heute aus der Tiefe Ihrer Seele zu sagen: Wir sind und werden es bleiben bis zum letzten Atemzuge: „Kinder der heiligen katholischen Kirche, Söhne des Heiligen Vaters!"

Und ein anderes Wort will ich in Ihr Gedächtnis zurückrufen. Vor nicht langer Zeit haben wir in dieser Stadt Mission abgehalten und in dieser Mission ist manches ernste Wort gesprochen worden[1]. Erlauben Sie mir, daß ich die Erinnerung an diese Gnadentage wachrufe in Ihrer Seele. Vielleicht wird sie Ihnen zum Moment ernster Einkehr in sich selber, zum Vergleich zwischen damals und jetzt. Es ist heute der Sonntag, da das Evangelium den Heiland vorführt, wie er vor der Stadt Jerusalem steht und weint und klagt: „O, daß du doch erkenntest an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient!" O, daß du doch erkenntest, Münster, worin in der Vergangenheit deine Größe lag und worin sie allein und dein Glück auch für die Gegenwart und Zukunft sein können! Erinnere dich der Zeiten, als der katholische Glaube aus deinen Mauern geflohen, und vergleiche damit Münster, als es in Lehre und Leben treu katholisch war, um das Gelöbnis zu erneuern: „Wir sind und werden es bleiben: ‚katholisch'!"

[1] Im Jahre 1901.

Münster, du bist dem Herzen Gottes teuer, so viele Gnaden sind dir geworden, diese zumal, daß du das kostbare Gut des heiligen Glaubens wieder erhalten! O, halten Sie fest, was Sie ererbt, und erwerben Sie, was Sie besitzen, durch treue Anhänglichkeit an die Kirche, durch öfteren und reumütigen Empfang der heiligen Sakramente, seien Sie Katholiken ganz und immer.

Und noch ein letztes Wort, an das ich Sie erinnern möchte: Bei der letzten Mission hier in Münster hatten wir das Glück, durch die Vermittlung des Hochw. Herrn Bischofs von Straßburg — des Freundes des Oberhirten dieser Diözese — den Segen des Heiligen Vaters für unsere Arbeit der Seelenerneuerung und Heiligung zu erhalten. Erinnern Sie sich jenes denkwürdigen Augenblickes, wo wir am Sonntagabend im Dome versammelt waren und uns der Pflichten gegen Vaterland und Kirche erinnerten. Diesen Augenblick rufe ich in Ihr Gedächtnis zurück. Aus ihm heraus lassen Sie mich jetzt im Geiste in Ihrem Namen hintreten vor den Thron des Heiligen Vaters: „Glorreicher Papst, geliebter Heiliger Vater! Du Stellvertreter Jesu Christi, du Hort der Wahrheit, der Freiheit und des Rechts, du Mehrer des Reiches Gottes und Schirmer des Friedens, du Bringer des Friedens, du weiser, du mächtiger Papst durch deine geistige Macht! In diesem Augenblicke treten im Geiste die Söhne der Roten Erde hin auf den Boden, der durch das Blut des ersten Papstes einstens ist gerötet worden, und sie legen nieder auf der Confessio Petri das Bekenntnis ihres felsenfesten Glaubens, das Gelöbnis der Liebe zu Jesus Christus, dem Heiland ihrer Seelen, das Gelöbnis unverbrüchlicher Treue zur heiligen katholischen Kirche. Das ‚Hoch!', das sie ausbringen, ist

nicht leere Form, ein Treuschwur ist es, ein heiliges Gelöbnis, in welches wir alles zusammenfassen, was wir an Liebe und Glauben zu dem Oberhirten unserer Kirche haben, an Dank für die Segnungen des Papsttums, an Bitte zum lieben Gott, daß er Leo XIII. behüten und beschützen möge auch für die kommenden Tage, daß er das Papsttum leite mit starker Hand durch die Welt bis an das Ende der Zeiten, bis zum letzten Papste, der wie der jetzige, Frieden suchen wird zwischen Glauben und Wissenschaft, zwischen Staat und Kirche, zwischen Kirche und Kultur, den Frieden der jetzt noch Getrennten in einem heiligen Glauben und durch eine heilige Liebe, den Frieden suchen wird für das einzelne arme, geängstigte Menschenherz, und der die Überleitung geben wird zum ewigen Frieden, zum Schauen der Herrlichkeit der heiligen katholischen Kirche mit ihrem dann wieder sichtbar gewordenen Haupte und mit den zahlreichen Vertretern derselben durch die Reihe der Jahrhunderte. So rufen Sie denn aus begeisterter Seele und zur Bekundung, daß Sie das Gelöbnis, das ich in Ihrem Namen ausgesprochen habe, niederlegen am Throne des Heiligen Vaters Leos XIII.: Unser Heiliger, geliebter Vater, das sichtbare Oberhaupt der Christenheit, der Hort des Friedens, der Wahrheit und des Rechts und der Freiheit, unser Vater, er lebe hoch! hoch! hoch!"

11. Konstantin der Große und die Freiheit der Kirche.

Eine Jubiläumsrede, gehalten zu Düsseldorf im Oktober 1913.

Wir leben im Zeitalter der Jubiläen. Woher die eigentümliche Erscheinung, daß unsere sonst so stürmisch vordrängende Zeit in gesteigertem Maße das Bedürfnis

fühlt, zurückzublicken? Ist es der Mangel an großen fesselnden Ereignissen und Erscheinungen der Gegenwart? Ist es die Sucht nach immer neuen Festen? So gewiß manche Feier unserer Tage dem Festzug unserer Zeit, dem Verlangen nach zerstreuenden und lärmenden Vergnügungen den Ursprung verdankt, — im allgemeinen sind die Gründe der Jubiläen doch edler und tiefer. Es ist das Erwachen des geschichtlichen Sinnes, der das Gegenwärtige aus dem Vergangenen zu verstehen sucht; es ist die gesteigerte Empfindung der Dankespflicht für die Taten der Väter, denen wir einen großen Teil dessen schulden, was wir besitzen, es ist endlich die berechtigte Freude und der laute Jubel über den Fortschritt und den Erfolg des Guten, den wir rückblickend messen können.

Das alles gilt in hervorragendem Maße von dem Jubiläum, zu dessen Feier Pius X. die Welt in diesem Jahre aufgerufen hat: dem Jubiläum der durch Konstantin der Kirche geschenkten Freiheit. Wenn je die Gegenwart aus der Vergangenheit verstanden wird, so hier. Wenn je die Erinnerung an die Vergangenheit zur Hoffnung für die Zukunft werden darf, so hier. Wenn je Grund ist zum Bekenntnis großer Dankesschuld, so hier. Wenn je ein Jubel berechtigt ist über Sieg und Segen einer großen Sache, so hier. Diesen Gedanken und Empfindungen feierlichen Ausdruck zu geben, ist der Zweck dieser festlichen Stunde. Lassen Sie auch die Stimmung unserer Herzen in den Jubelhymnus ausklingen, in dem die Kirche von heute den großen Söhnen der Vergangenheit dankt, und aus dem Jubelruf löse sich die Jubeltat: das Gedächtnis von 313 sei das Gelöbnis von 1913: sie gelten beide dem, was Gott und uns so teuer ist: der Freiheit der Kirche!

I.

Meine Herren! Hart beieinander stehen in Rom zwei gewaltige Monumente: das eine ist auch in seinen Trümmern noch der Schluß- und Grabstein einer ungeheuren Cäsarenmacht, das Kolosseum; das andere ist der Triumphbogen Konstantins, der Grund- und Markstein einer neuen Zeit. Sie stehen nicht nur äußerlich einander nahe, sie gehören innerlich zusammen. Ohne Kolosseum kein Triumphbogen. Ohne Märtyrerzeit kein Sieg Konstantins über Maxentius, ohne Miläus kein Mailand.

Die Freiheit der Kirche ist nicht von Konstantin der Kirche erst gegeben, sie ist nur im Jahre 313 neu anerkannt und äußerlich durchgeführt worden. Ihr Ursprung liegt viel höher. Sie ist erworben mit dem größten Opfer auf Erden, am Kreuze auf Golgatha. Das war das blutige Siegel auf der Magna Charta der kirchlichen Freiheit. Ihr Inhalt heißt: „Wie mich der Vater gesandt hat, also sende ich euch: gehet hinaus in alle Welt, lehret alle Völker und taufet sie, und lehret sie halten alles, was ich euch geboten habe." — „Die Wahrheit wird euch frei machen", so lautet die Verheißung. Die Wahrheit, die des Menschen Stellung zu Gott ordnet, die den unendlichen Wert jeder Menschenseele und ihre Unabhängigkeit von den Menschen in Sachen der Seele und des Gewissens, die Menschenrecht und Menschenwürde, mit einem Wort die Freiheit verkündigt, versichert und verbürgt. Christi Blut ist das Siegel der Freiheit. Damals wurde die göttliche Freiheit den Menschen geschenkt. Mit der jungen Kirche ging sie in die Welt.

Aber die Welt, die sie vorher nicht kannte, da sie noch nicht war, verkannte sie jetzt, da sie kam. Wie eine Feindin wurde sie behandelt: der Staat schien in Gefahr, der Thron der Cäsaren, so meinten sie, werde wanken und brechen. Die Freiheit wurde verkannt und verstoßen. Und nun begann der Kampf der Welt gegen die Freiheit. Man suchte sie zu verderben, indem man ihr äußere Fesseln anlegte, man trieb die Gefesselte aus der menschlichen Gesellschaft und begrub sie in den Grüften der Erde. Und es schien, als sei sie abermals vernichtet. Christiano nomine deleto. Der Christenname schien ausgelöscht aus der Geschichte.

Aber der Wunsch war falsch und verfrüht. Mit Blut ward die Freiheit erworben — mit Blut sollte sie verteidigt und auch nach außen wieder freigemacht werden.

Meine Herren! Halten wir einen Augenblick inne, sammeln wir uns, um in Ehrfurcht die Heroenzeit des Christentums und das goldene Zeitalter der christlichen Freiheit zu grüßen, jene Zeit, an die man nicht recht denken kann, ohne innerlich ergriffen zu werden, jene Zeit, die der edle Adam Möhler oft weinend betrachtete, wenn er in deren Schriften von den erschütternden Qualen der Märtyrer las, jene Zeit, deren Größe ihn zur bewundernden Dankbarkeit hinriß: „Wahrhaftig, wenn wir je so undankbar sein könnten, die zu vergessen, welche in jener ruhmreichen Epoche unserer Geschichte gestritten haben, wir wären selbst wert, daß auch wir vergessen würden von unserem Herrn und Erlöser!“

Seid uns in Ehrfurcht und Bewunderung gegrüßt, ihr großen Helden der christlichen Freiheit! Selbst frei geworden durch die Freiheit, zu der Christus euch gerufen,

in Erkenntnis und Übung der Wahrheit, werdet ihr die Freiheit mit dem Herzblut eurer Opfer nicht nur, sondern mit dem Blute eures Leibes verteidigen und bewahren, um zu jener Freiheit zu gelangen, die das Schauen und der Besitz der Herrlichkeit Gottes gibt. Seid uns gegrüßt, ihr Erstlinge unseres Glaubens, die ihr die junge Saat des Christentums mit eurem Blute begossen und zu einer Fruchtbarkeit ohnegleichen gebracht habt, aus allen Welten, aus jedem Geschlecht, aus jedem Stande, aus allen Nationen kommen sie. Heil euch und Dank! Das Konstantinische Jubiläum ist vor allem euer Jubiläum, streitende und triumphierende Kirche vereinigen sich, um dem zu danken, der „wunderbar ist in seinen Heiligen" und in seinem Volk: „Te Deum laudamus — Te martyrum candidatus laudat exercitus."

Ja, der Konstantinische Triumphbogen erhebt sich neben dem Kolosseum! — Das Kolosseum![1] Welch eine Erinnerung, die Christen in der Arena! Es ist nur eine unter tausend. Aber wer sie nennt, nennt sie alle. Das Kolosseum, der Prachtbau römischer Cäsarenmacht; wer hat jemals in der Arena gestanden, ohne den Boden mit heiliger Ehrfurcht zu grüßen, der so viel Märtyrerblut getrunken hat: Roms sinkende Macht, und die aufsteigende Größe des Christentums —, wie oft standen sie dort einander gegenüber! Die Gladiatorenspiele waren beendet, aber noch waren die 87 000 Menschen, die vom Kaiser

[1] Zwar ist diese Schilderung hier eine Wiederholung, ähnlich der Stelle S. 52 f. Dennoch glaubte der Herausgeber, sie nicht streichen zu sollen: sie spiegelt, wie auch andere Wiederholungen ähnlicher Art, eine Lieblingsidee des Redners wider. Auf manche Dinge kam er gern und in bewußter Absicht wiederholt zurück.

bis zum niedern Sklaven den ungeheuern Raum füllten, nicht gesättigt. Das Beste und Aufregendste sollte erst kommen: von fern aus der Tiefe hört man Psalmen und Hymnen, wie ergreifende Abschiedslieder klingen sie, die Arena ist frei. Eine Pause erhöht die Spannung. Die Tore öffnen sich, und aus der Tiefe steigt eine Schar von Menschen: Frauen, an die sich Kinder drängen, Jungfrauen leuchtenden Blickes, junge Männer, auf deren Stirne Reinheit und Seelengröße liegt, Männer voll Kraft und ruhiger Entschlossenheit, wankende Greise. Aller Augen richten sich auf sie, mit Verachtung und Hohnlachen, mit Ingrimm und Haß, mit heiliger Angst und stiller Bewunderung:

Gewiß, sie wurden betrachtet als Abschaum der Menschheit, als verächtliche Schwärmer, als fluchwürdige Verbrecher — und doch, hier standen die Edelsten, voll hoher Begeisterung, voll edlen, demütigen Stolzes — Könige, denn „Gott dienen heißt ein König sein".

Gewiß, sie waren der Strafe verfallen, die das Gesetz auf Annahme und Ausübung unerlaubter Religionen setzte, aber ihre Religion war die vom Himmel gebrachte, und es galt, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.

Gewiß, ihre stille Art ward für eine heimliche Verschwörung, ihre Absonderung für Aufruhr gehalten; aber sie wußten, daß ihr Glaube die festeste Grundlage jeder staatlichen Ordnung und die beste Garantie des wahren Völkerwohles sei.

Gewiß, sie waren des Todes schuldig, weil sie dem Cäsar göttliche Ehre zu erweisen sich weigerten, was man als Majestätsverbrechen ansah, aber sie bekannten sich zu dem Wort: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen!"

Gewiß, sie waren angeklagt, Feinde des Vaterlandes zu sein — und doch: „Fürchtet Gott und ehret den König!“ Das war ihnen ein ebenso heiliges Wort wie das andere: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“

Da stand die kleine Schar. Ernst, aber furchtlos blickten sie um sich und auf zum Cäsar: nicht mit den Empfindungen des Hasses und der Verzweiflung wie die Kriegsgefangenen unter den Gladiatoren. Mit Ruhe und Ergebung kam das Wort wie ein Gebet von ihren Lippen: „Ave Caesar, morituri te salutant.“ Es war, als ob sie in ihrer Demut um Gnade flehten; aber den Daumen nach unten haltend, gab der Imperator das Zeichen zum Öffnen der Zwinger: ein wildes Gebrüll der Löwen und Tiger, und ein Geheul der entfesselten Leidenschaften eines tierisch gewordenen Volkes. Dazwischen der Siegesgesang der dem Tode geweihten, eng aneinander sich drängenden Schar, leise Aufschreie von Kindern und Frauen, und dann ward Stille, und die Arena ward leer, und alle die Bestien waren gesättigt.

Und doch, viele hatten empfunden, in dieser kleinen Christenschar lebte eine wunderbare Größe, in ihrer Ohnmacht wirkte eine sittliche Kraft, in ihrem Tod war Leben und Sieg. Mit jedem neuen blutigen Spiel schien ihre Zahl sich zu vermindern, und doch, sie wuchs, an Stelle der Gefallenen traten Hunderte von neuen Christen, in allen Schichten der Gesellschaft fand man sie, und als die letzte und blutigste aller Grausamkeiten unter dem Blutcäsar Diokletian den Vernichtungskampf glaubte bis zum Sieg geführt zu haben, da nahte die Entscheidungsstunde. Am Hofe Diokletians hatte ein junger Held die geheimnisvolle Macht der Christen und des Christentums erfahren,

sein klarer Kopf und sein unverbrauchtes Herz erkannten, daß die alte Welt im Sinken war und eine neue sich erhob: 18jährig zum Mitkaiser ausgerufen — erfuhr er sechs Jahre lang Verrat und Abfall selbst im Kreise der Verwandten, bis die Ereignisse zur Entscheidung drängten, die ihn seinem Gegner Maxentius vor den Toren Roms gegenüberstellten. Durch sein Heer war eine tiefe Bewegung gegangen — der Kaiser hatte das sonst gebräuchliche Feldzeichen durch ein neues, geheimnisvolles Zeichen ersetzen lassen, es war das Monogramm Christi. Man sprach von Vorhersagungen, die dem Feldherrn geworden waren, von der Sicherheit des Sieges, der ihm zugesprochen. Eine ungeheure Spannkraft füllte die Brust der Soldaten: da kam der 28. Oktober 313 und innerhalb weniger Stunden hatte sich, wie Seeck sagt, „das Ereignis vollzogen, das der Weltgeschichte auf Jahrtausende ihre Bahnen vorzeichnen sollte, — denn was der Tag entschied, das war der Sieg des Christentums im römischen Reiche!"

Und die Sieger waren die Christen. Jeder Tod eines Märtyrers, jedes Opfer der Christen hatte eine neue Kraft zur Verteidigung der Freiheit gebracht, ins Ungeheure war sie gestiegen — und das Zeichen, das Konstantin am Himmel sah, und die Weisung: In hoc signo vinces — war nur das Symbol der siegreichen Kraft des Christentums: „Das war der Sieg, der die Welt überwand, ihr Glaube!"

Mit dem Siege der Wahrheit siegte die Freiheit. Endlich war die Stunde gekommen! Was immer auch die Kritik vom Leben und Charakter Konstantins Tadelnswertes zu finden suchte, die Tat bleibt ihm unbestritten, daß er in dankbarer Erkenntnis der Macht des Christentums diesem die volle Freiheit gab. Das Edikt

von Mailand ist die bedeutendste Tat Konstantins, ein Akt staatsmännischer Weisheit von weltgeschichtlicher Bedeutung ohnegleichen, ist die Gloriole, die immer seinem Haupte bleiben wird. Sie allein schon sichert ihm den Namen „Der Große", und die Freiheit wird es ihm danken für alle Zeiten.

Die Freiheit der Kirche Gottes, die gottgewollte der göttlich geprüften. Nun war sie auch äußerlich frei! Wie ein Aufatmen nach schwerer Zeit ging es durch die Welt. Man konnte es kaum fassen, so lange hatten die Jahre der Knechtung gedauert. Ein Jubel zog durch die Christenheit, das erste Konstantinjubiläum: Tempel um Tempel erhob sich. Allen voran im Eifer ging der Kaiser selbst in Rom und Konstantinopel, und wie ein Strom, dessen Schleusen geöffnet worden, ergoß sich der Segen des Christentums über alle Gebiete des privaten und öffentlichen Lebens, Familien und Gemeinden, Rechts- und Staatsleben, alles begann erneuert zu werden im Geiste der christlichen Freiheit.

Der Triumphbogen, den Senat und Volk dem Kaiser setzten, ist zugleich der Triumphbogen der Freiheit der Kirche. Das Kolosseum ist zum Teil zerfallen, der Bogen Konstantins steht.

16 Jahrhunderte sind durch jene porta triumphalis gezogen — welche Fülle von Jahren, und in diesen Jahren und Jahrhunderten welche Fülle von Menschen, von Kämpfen und Siegen; aber der Bogen stand, und die Kirche steht. Kaum, daß die Kirche ihre äußere Freiheit besaß, da wollte der Feind versuchen, sie von innen zu brechen. Schwere religiöse und Geisteskämpfe durchzuckten das Leben der Kirche, sie wurden verweht wie Rauch — Trümmer

häuften sich auf Trümmer, aber der Bogen stand, und die Kirche steht. Barbarische Völker brachen ein in Rom. Greuel erfüllten die Luft. Der Tiber wälzte blutige Wogen, aber der Bogen stand, und die Kirche steht. Und nach Jahrhunderten voll Bedrängnis, die Rom und die Kirche von nordischen Völkern erlitten, zog wie einst der erste christliche, so der erste deutsche Kaiser in Rom ein, um dort die Krone des römischen Kaisers deutscher Nation zu empfangen. Dynastische Interessen, traditionelles Recht und staatsmännische Gelüste führten lange Kämpfe gegen jegliche Gewalten und jedes prinzipielle Recht. Sie kamen und gingen, aber der Bogen stand, und die Kirche steht.

Dann kamen glücklichere Zeiten, die Zeiten, da die Sonne des Christentums im Mittag stand und durch den Bogen Konstantins der große Friede zog, und der Bogen leuchtete, wie ein Regenbogen nach Gewittern, und in wunderbaren Jahrhunderten strahlte die Vollkraft des kirchlichen Segens.

Aber wieder folgten heiße Tage, Parteiungen und blutige Kämpfe zerrissen Italien und drangen bis nach Rom — und die babylonische Gefangenschaft des Papsttums — das große Schisma kam, und die Hitze wich, und der Bogen stand, und die Kirche steht.

Ein neues Heidentum kam. Als eine „Wiedergeburt" (Renaissance) der alten überwundenen Welt schien es. Jahrhunderte christlicher Zivilisation schienen gefährdet, ein Volk um das andere begann den Kampf gegen die Kirche, aber der Bogen stand, und die Kirche steht.

Die Revolution pochte an die Pforten Roms, und sein König und Herr, der Vater der katholischen Christenheit

wurde gewaltsam entführt, aber er kam wieder, und der Bogen stand, und die Kirche steht.

Und das letzte Jahrhundert schickte eine neue Wissenschaft, eine neue Moral hinüber mit aller ihr zu Gebote stehenden Macht, um die alten Tafeln zu zerbrechen, aber sie brachen nicht, und der Bogen stand, und die Kirche steht.

Und als sie kamen, die Freiheit wieder äußerlich zu knebeln, da konnten sie wohl 1870 die Bresche in die Porta Pia legen, aber der Bogen stand, und die Kirche steht.

Und wenn Tage kommen sollten, da auch der Bogen zerbricht, da das Kunstwerk zerbröckelt und fällt, dann zerbricht doch nicht der Fels der Kirche, und nicht verzehrt werden ihre Rechte, denn von Gott kommt ihr Ursprung und ewige Dauer ist ihre Verheißung: portae inferi non praevalebunt, und bis in die Ewigkeit leuchtet ihre porta triumphalis, der gewaltigste Bogen, der die Weltgeschichte umspannt und unter dem die Menschheit zu ihrer ewigen Vollendung schreitet.

Das ist der andere Siegesgedanke, den wir im Konstantinischen Jubiläum feiern. — 300 Jahre vorher und 1600 Jahre seither, trotz aller irdischen Gewalten und aller Mächte der Tiefe (es gibt keine, die sich nicht an ihr versucht hätte) steht diese Kirche, eine überwältigende Probe ihrer Unzerstörbarkeit, ein Beweis ihres göttlichen Ursprungs, eine Offenbarung der in ihr wirkenden Kraft, die da ist Christus, der Sohn Gottes, und die Geschichte muß ihr bezeugen, daß das Wort nicht nur auf dem Obelisk zu Rom, sondern in den 19 Jahrhunderten der christlichen Vergangenheit leuchtet: Christus vincit, Christus regnat,

Christus imperat, Christus populum suum ab omni malo defendit — Christus ist der einzigartige große Weltkönig, ein Weltenkaiser — Christus der Schutz und Schirm seines Volkes gegen alles Böse.

II.

In diesem Sieg ist ein *Segen*: Nicht durch die Gewalt, nicht durch das Schwert. Wenn sie in Zeiten, da die enge Verbindung zwischen Staat und Kirche, die Sorgen für die Glaubensreinheit, auch das Schwert zum Schutze der Gläubigen zuließ, so ist das aus der Überzeugung an dem Besitz der absoluten Wahrheit wie aus zeitgeschichtlichen Umständen verständlich. Aber ihre Kraft lag nicht im *Schwerte*, sondern im *Kreuz*, ihre Aufgabe und ihre Sehnsucht war das Reich des Friedens, der sittlichen Freiheit, der Nachfolge Christi; ihr Ideal eine Kultur, wo alle Gebiete des Lebens, des geistigen, sittlichen und sozialen Lebens, des Rechts-, Staats- und Völkerlebens durchleuchtet, erwärmt und überstrahlt werden von der Sonne, die da Christus ist, ihr Richter und Herr. Es ist ein unermeßlicher *Strom von Segen*, der in diesen Jahrhunderten durch die Kirche über die Welt hin geleitet wurde — und wahrlich, die *Menschheit* hätte Grund, stillzustehen in diesem Jubeljahr *und mit uns zu danken und zu jubeln*; denn so groß sie auch alle sein mögen, die Taten, die man feiert, die Erhebungen, deren man freudig gedenkt, der Erfolg, den man dankt, es gibt keine Tat, die nach den großen Tagen unseres Heils größer wäre als jene, an die das Jubeljahr der kirchlichen Freiheit erinnert.

Vom Jahre 313, und von dem, was zwischen damals und heute liegt, haben wir gesprochen. Nun lassen Sie

uns der Gegenwart gedenken. Festa martyrum sunt gaudia martyrum et exhortationes martyriorum: „Die Feste der Märtyrer sind eine Freude für die Märtyrer und eine Mahnung zum Martyrium" (Augustinus). Nicht in unfruchtbaren Jubiläumsreden lassen Sie uns das große Ereignis feiern. Die schönste Art, Jubiläen zu begehen, sind Jubiläumstaten. — Und zu Ihnen vor allem ruft jede Jubelfeier, — wir wären unwürdig, jene Zeiten zu loben, wollten wir uns nicht bemühen, ihrer würdig zu werden. Die erste Jubiläumstat ist die große, heilige Freude und der berechtigte edle Stolz über den Vorzug, Kinder der katholischen Kirche, Nachkommen jenes Geschlechtes zu sein, dem im Grunde der Sieg der Kirche zu danken ist. Ist das nicht eine Anmaßung, die andersgläubige Christen verletzen muß? Nein, meine Herren, wir wissen es und erkennen es dankbar an, daß es auch Christen gibt, die zwar nicht zur katholischen Kirche gehören, die aber im stillen das Jubiläum des Edikts von Mailand mitfeiern und in ihrer Art und mit ihren Mitteln das Christentum auch in der Gegenwart zu jenem Siege zu führen suchen, den es einst über die alte Welt errungen hat. Aber auch jene unserer lieben Brüder werden sich nicht vor der Macht der Tatsachen verschließen und bekennen, daß eine Parallele zwischen jener und unserer Zeit vor allem uns betrifft. — Die katholische Kirche, zwar sie nicht allein, aber doch niemand so wie sie, ist damals und heute die verfolgte Kirche. Zwar erkennen wir es dankbar an, daß wir im Deutschen Reiche in einem Staate leben, in welchem unsere Religion gesetzlich geschützt und ihre Ausübung garantiert ist. Aber wird der aufrichtige Dank (wir sind gewöhnt auch für weniges zu danken) für den gesetzlichen Schutz doch

die Frage: „Sind wir wirklich frei?", in allem ebenso frei wie andere im paritätischen Staate geschützte Konfessionen, nicht schon als eine Anmaßung erscheinen lassen? Und wenn wir frei wären, ganz wie die andern, — vor einer Verfolgung kann kein Staat uns schützen, vor der Ächtung, die die ungläubige Welt vor allem über die Katholiken verhängt hat. — Nein, ihr habt nicht mehr Bann und Acht wie ehedem, aber ihr habt den moralischen Bann, mit dem ihr alles ächtet, was echt katholisch ist; jenen Bann von Vorstellungen, dem keine Schlechtigkeit zu groß, keine Gemeinheit zu gemein ist, die nicht von Katholiken geglaubt oder ihnen angedichtet würde. Wir sind heute vor euch das, was die ersten Christen der römischen Welt waren, „ein verächtliches Volk". — Und warum? Weil wir es ablehnen, euren Götzen Weihrauch zu streuen, weil wir nicht eure Wege gehen, weil wir uns nicht vom Erfolge blenden lassen, weil wir wie die ersten Christen sagen: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, allein anbeten und ihm dienen!" Weil wir an Gott und Ewigkeit, an Jesus Christus und sein Wort in seinem ganzen Umfang und mit allen seinen Folgerungen glauben, weil wir uns nicht der Macht der Massen und der herrschenden Meinungen beugen, weil wir gegenüber der Freiheit des Bösen die Freiheit des Guten und das Recht verteidigen, nach Gottes Gebot zu leben — heute so wie damals!

Vielleicht fühlt man heute in der Welt den stillen Vorwurf der Konstantinfeier heraus. Denn jede Konstantinfeier ist eine Klage um die Freiheit der Kirche, dort wo sie nicht ist, und sie ist eine Anklage an die moderne Welt. Aber jede Konstantinfeier sei auch ein Protest gegen alle Gewissenstyrannei, und die Wogen der Begeisterung mögen

die Sessel der Regierungen und die Throne der Mächtigen dieser Erde umrauschen, und rufen im Namen der Freiheit: „Gebet uns unsere Freiheit!“ Und wir treten zu den Andersgläubigen und bitten: „Gebt uns die Freiheit!“

Ja, wir haben die Freiheit, unsern Glauben zu bekennen und uns dessen nicht zu schämen, wir haben die Freiheit, dem Glauben in uns zu leben, wir haben die Freiheit, uns zusammenzuschließen. Die Männer und Frauen aber, sie müssen sich zusammenschließen zu gemeinsamer Arbeit, zur Benutzung der ihnen gewährten Freiheit, um auf dem Boden der Verfassung und in Ausnutzung der jedem Bürger garantierten Rechte Zeiten und Zustände allmählich herbeizuführen, welche die Gewissensfreiheit der Katholiken und die Freiheit der Kirche sicherstellen. Wie ein Rütlischwur gehe es durch Ihre Reihen: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern.“

Gebt uns doch, so möchte man angesichts dieser unleugbaren Sachlage hinaufrufen zu den Thronen und Parlamenten, zu den Ministertischen und Beamten: gebt uns doch das, was ihr andern nicht verweigert, gebt uns doch die volle ungehinderte Freiheit. Ihr gebt dem *Bösen* (gewiß oft ohne Wissen und Willen, aber tatsächlich) so viele Freiheit. Soll denn nur das *Gute* gebunden sein? So wenig als die Christen dem römischen Reiche als solchem, so wenig werden wir dem Vaterland je „eine Gefahr“ sein. — Wenn das Fundament auch des Deutschen Reiches die Gerechtigkeit ist, dann legen wir Protest ein gegen jede Vergewaltigung und fordern im Namen Gottes und der Gerechtigkeit auch für die katholische Kirche: *die Freiheit!*

Aber wir *fordern* so, wie die ersten Christen forderten. Nicht mit *Gewalt*, sondern in *Geduld*. Wir werden *fordern*, aber wir wissen zu *warten*. Ist uns doch

selbst diese ungleiche Behandlung ein Trost. Wir werden mit allen gesetzlichen und guten ehrlichen Mitteln für unsere Forderungen kämpfen, das ist unser gutes Recht und unsere Pflicht, das Gegenteil wäre Verrat. — Wer das Leben und die Lehre Christi kennt, dem muß auch das Wort vertraut sein: „Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen, denn der Knecht soll es nicht besser haben als der Herr. Es kommt die Stunde, wo sie euch aus der Synagoge stoßen werden, wo jeder, der euch tötet, glauben wird, Gott einen Dienst zu tun. Wenn es kommt, so seid nicht furchtsam; ich habe es euch vorausgesagt." So weit dies Wort Christi entfernt ist, eine Anweisung für Gleichgültigkeit und fatalistischen Stumpfsinn zu sein, so berechtigt ist der Hochgenuß des tragischen Gefühls, für eine so große Sache leiden zu dürfen, für die Christus und die Märtyrer gelitten und geblutet haben. O meine Brüder! Das ist in der Tat ein machtvoller Jubelton in unserer Feier, unser Auge muß glänzender werden, unser Herz muß höher schlagen, weil wir Katholiken des 20. Jahrhunderts nicht des Zeichens entbehren, das das glorreiche Zeichen Christi ist: In hoc signo vinces. Unser bleibt der Sieg: Ideo Victor, quia victima — „Weil ein Opfer, darum ein Sieger!" „Selig, die Verfolgung leiden!" „Freuet euch und frohlocket, wenn die Menschen euch hassen, schmähen und verfolgen und Schimpfliches über euch sagen um meinetwillen." Wenn wir etwas von dieser Seligkeit verstehen, dann ist das die große Jubiläumsfreude. Der heilige, edle Stolz auf unsere Kirche ist neben dem Dank an Gott die schönste Jubiläumstat.

Dieses Hochgefühl des edlen Stolzes wird noch verstärkt durch die Überzeugung, daß wir wahrlich keiner

verlorenen Sache dienen. Wir wissen, daß diese Überzeugung im Tiefsten eine Gnade Gottes ist, bei den Christen der jungen Kirche wie bei denen des 20. Jahrhunderts. Aber mit dieser Gnade geht auch die Erkenntnis und die Erfahrung. Die Christen von 313 schauten auf 300 Jahre Verfolgung zurück. Sie glaubten und vertrauten dem Sieg ihrer Sache, denn sie vertrauten Christus. Wir haben seit jenen Tagen 1600 Jahre hinter uns, und diese 16 Jahrhunderte reden, wie wir gesehen haben, eine mächtige Sprache. Darum haben wir im Jahre 1913 wahrhaftig nicht weniger Grund, mit ruhigem Vertrauen die kommende Zeit zu erwarten. In hoc signo vinces! Das galt damals, das galt in allen Jahrhunderten, das gilt auch von den kommenden.

Staunend stehen oft Männer, die nicht zur katholischen Kirche gehören, vor der Tatsache, daß die katholische Kirche trotz der Bekämpfung, Verfolgung, Verachtung, die ihr keine Zeit erspart, auch jetzt noch „die stärkste geistige und moralische Macht ist", die in der Welt besteht. Die katholische Kirche, „dieses umfassendste und gewaltigste, dieses am meisten komplizierte und doch am meisten einheitliche Gebilde"! Welches ist das Geheimnis ihrer Kraft, ihrer Dauer und ihres Erfolges? — Ist es die Torheit, mit der sie im Bunde steht? Die Unzufriedenheit und Gebundenheit des Denkens, die Unwissenheit? — Aber wie könnten Männer, die im Vollbesitze des Wissens ihrer Zeit sind und an deren Charakter zu zweifeln Frevel wäre, wie könnten Männer und Frauen zu ihr gehören, wenn dem so wäre? Und dann, hat man die katholische Kirche nicht des Intellektualismus in Sachen der Religion geziehen, weil sie die Rechtfertigung des Glaubens auch vor dem

Forum der Vernunft verlangt? Man prüfe zuerst und lerne sie kennen, ehe man urteilt. Mit aller Freudigkeit bekennen wir uns zu dem Satze, den ein katholischer deutscher Theologe vor Jahren geprägt hat: „Auch die Theologie kennt nur ein Gebundensein, das ist das Gebundensein an Tatsachen; auch die Theologie kennt nur ein Kriterium des Tatsächlichen, daß sich die Sache mit den Gesetzen der Vernunft und Erfahrung in Einklang bringen lasse; also in der Torheit außer der ‚Torheit des Kreuzes' besteht wahrlich nicht ihr Geheimnis. Auch der Theologe kennt nur eine Schranke, und das ist die Wahrheit." Oder ist es der Zwang? Wer ist gezwungen? Niemand durch äußere Gewalt. Die Tore stehen offen — und viele verlassen auf Eindrücke hin die Kirche, aus Gründen, die nicht gegen ihre Mutter sprechen. Vielleicht, daß manchen die Rücksicht auf die Familie hält; aber das ist kein ausreichender Grund, und ist nicht Zwang, den die Kirche übt, denn derlei findet sich auch bei Andersgläubigen. Vielleicht, daß ein guter Hirt dem Irrenden nachgeht, auch wenn es ihm unbequem wird, weil er die Pflicht hat, die die Überzeugung und Liebe auflegen, einen Menschen vor dem Sturz in das Unglück zu retten, auch wenn dieser nicht will; aber sonst Zwang? Nein, das ist nicht das Geheimnis. Worin liegt es denn? Nun denn, so lassen Sie es uns aus innerster Seele sagen: Das Geheimnis der Kirche ist Jesus Christus! — In hoc signo vinces! — Der Glaube an Christus, den Sohn Gottes. Ohne ihn stürzt die Kirche, sie hat alle Existenzberechtigung und Kraft verloren, ein Verhängnis und eine Torheit wäre es dann, ihr anzugehören. Der Glaube an Christus, der Glaube der Christen von 313 ist auch der Glaube der Kirche von

1913. Aus ihm folgt alles andere: Papst, Bischöfe, Priester, die ganze Hierarchie und Organisation der Kirche sind uns nur etwas und so viel, weil Christus uns etwas und so unendlich viel ist. Wenn ich mich beuge vor Papst, Bischöfen, Priestern und Ordensobern, so geschieht es nur, weil ich das Knie beuge vor Jesus Christus. „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube!" Darin liegt das Geheimnis der Kraft und der Dauer und des Erfolges, daß die Kirche diesen Glauben bewahrt hat, ohne Abzug, ohne Zugeständnisse, ohne Kompromisse.

Wenn er wiederkäme heute? Wenn Christus nach Rom käme, in den Vatikan — welch ein Bild! Was er fände? Nun, was er fände? Vielleicht fände er, wenn sein Auge über die weite, lange Geschichte der Kirche blickte, in der schier endlos langen Reihe von Trägern hierarchischer Gewalten auch da und dort im menschlichen Material „Menschliches, allzu Menschliches". Vielleicht würde sein Auge trüb, weil er da und dort einen erblickt, der nur mehr eine Larve ist, vielleicht zuckte seine Hand, wie wenn sie zur Geißel greifen wollte, vor manchem Pharisäer und manchem übertünchten Grab, und auch der Judas bliebe ihm nicht erspart. Was er fände? Ja, was er fände? Vor ihm lägen wie vor den Augen keines Geschichtsforschers die Gesetze der geschichtlichen Entwicklung: er sähe aus dem Senfkorn den Baum geworden, stark und hoch mit hundert Ästen und unendlich reichem Blätterwerk, der Baum stände auch ohne diesen Blüten- und Blätterreichtum, aber dann müßte es Winter um ihn sein, alle Wärme, alle Begeisterung fehlte, und wenn er immer so stände, dann wäre es ein Zeichen, daß das Leben in ihm erstarrt und gestorben ist. — Ja, wenn er wiederkäme, und er träte vor den „Petrus"

von 1913 mit der Frage, die er an den ersten Petrus gerichtet: „Für wen haltet ihr mich?" dann würde der greise Pius X. niederfallen und ihn anbeten und in tiefster Ergriffenheit das unsterbliche Bekenntnis wiederholen: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!"

„Selig bist du, ein anderer Petrus. Auf dir steht die Kirche!" Et portae inferi non praevalebunt.

Das ist das Geheimnis der Kirche, der Glaube an Christus. Und mehr noch: das Leben aus Christus. Er ist das Haupt der Kirche, von dem alle Gnaden fließen, die ganze wunderbare Gnadenwelt. Das Innerste des Katholizismus, die Seele der Kirche, das ist nichts anderes als Leben von seinem Leben, Licht von seinem Licht, das ist er selbst im Allerheiligsten der Kirche, im Sakrament unserer Altäre. — Und das Leben nach ihm, und die Liebe zu ihm und aus ihm, alles und in allem Christus! — Das ist das Geheimnis der Kirche, der Dauer und des Erfolges der Kirche — es gibt kein anderes: Christus heri et hodie ipse et in saecula! — „Christus derselbe gestern, und in alle Ewigkeit." In hoc signo vinces — das galt 313, das gilt heute und gilt immerdar.

So wird das Konstantinische Jubiläum zu einer Huldigung an Christus, ein feierliches Bekenntnis zu ihm, ein Jubelruf des Vertrauens, ein Akt des Dankes und der Liebe. Und weil es ihm gilt, darum gilt es auch seinem Wort und seinem Willen, darum auch seiner Kirche, seiner Braut.

Neben dem Triumphbogen des Märtyrerheiligtums! Das sei auch uns Symbol: Das Kredo der ersten Christen ward mit Blut in die Geschichte geschrieben. Auch unser Kredo soll von Opfer getränkt sein. Ohne Blut kein

Leben, ohne Opfer keine Kraft. Dieses Bekenntnis sei ein Gelöbnis: Wir wollen festhalten, was die Märtyrer uns erworben. Und wir wollen erwerben, was wir durch unsere Väter besitzen: die Freiheit, die Freiheit in uns, sie kann uns keiner nehmen, die innere Freiheit ist ein Heiligtum, zu dem nur der Mensch selbst den Schlüssel hat; keine Gewalt kann die Türe brechen. Und für die Freiheit um uns, die ihre Krone ist. Je kraftvoller die eine ist, um so sicherer muß uns die andere werden. Zündet die Freudenfeuer an, nicht auf den Bergen, sondern in den Herzen! Laßt die Flammen der Begeisterung zusammenlodern und in ihrem Scheine im Geiste hintreten vor den Heiligen Vater in Rom: Nimm unsere Huldigung auf, die des Rheinlands treukatholische Söhne dir bieten: Schnell wie unser Blut ist manchmal unser Wort, aber feuriger als unser Blut ist unsere Liebe zu unserer heiligen Kirche und ihrer Freiheit. Niemand soll uns darin übertreffen. Und unter das Edikt Konstantins von 313 setzen wir Söhne des 20. Jahrhunderts in diesem Jubeljahre 1913 den Treuschwur: Treu unserem hochheiligen dreieinigen Gott, treu unserer heiligen Kirche, treu zu Rom und zum Heiligen Vater, dem Papste!

12. Die Missionspflicht der katholischen Kirche[1].

Ich hätte die Ehre, in dieser bedeutungsvollen Versammlung zu sprechen, ablehnen müssen, würde ich allein auf die Zahl meiner Arbeiten und die Ohnmacht meines Könnens gesehen haben. Ich habe sie angenommen aus der

[1] Rede, gehalten zu Berlin am 26. Mai 1907 im Frauen-Missionsverein.

Erwägung heraus, daß es kein Werk gibt, das den Priester, den Missionar so sehr begeistert, als das Werk des Missionsvereins. Wenn unsere Ehre darin besteht, im Auftrag Jesu Christi Apostel der Wahrheit und Spender der Gnade sein zu dürfen, dann müssen wir mit feuriger Hingabe ein Werk unterstützen, das der Verbreitung von Licht und Leben in so erhabenem Sinne dient, wie das Werk der Mission. Ich wollte, ich hätte die Beredsamkeit von all den vielen, von all den Priestern und Missionären, von all den Jüngern Jesu, die hier sind, ja, ich wollte, ich hätte das Feuer eines Paulus, des großen Ideals der Missionäre, um die Glut der Liebe in Ihren Seelen zur hellen Flamme anzufachen und Sie zu begeistern für die Größe und den Segen des Missionswerkes.

1. Es ist Dreifaltigkeitssonntag heute, das Hochfest der Missionen und der Missionstätigkeit. Diesen Morgen ist in Ihre Seele das Wort gefallen: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie!“ Dieses Wort ist der Stiftungsbrief des Apostolates, die Magna Charta der Missionstätigkeit.

Alle Worte, die Christus gesprochen, sind Worte voll Geist und Leben und ewiger Dauer. Wenn aber je eines der Worte Christi schöpferisch war — um den Gedanken Görres' zu benutzen — ein Wort, das stammhaft eine ganze Schöpfung in die Zukunft hinaus begründete, so ist es dieses. Dieses Wort und der, der es gesprochen, ist allen Missionsrechtes und aller Missionspflicht heilige Quelle und Urgrund.

Es gibt im Tiefsten nur einen Titel, der uns das Recht schenkt, hinaus zu fremden Völkern zu gehen, ihnen etwas von dem zu nehmen, was sie haben, um ihnen ein anderes zu geben, was sie nicht kennen; dieser Titel liegt nicht in

dem Bestreben, neue Absatzgebiete und neue Erwerbsquellen zu finden, die Errungenschaften unserer Kultur andern Völkern aufzudrängen; — würden wir auf keinen andern Titel uns berufen können, so wären wir nichts als Eroberer, die im großen tun, was im kleinen verboten ist; nein, der Titel muß höher liegen. Er liegt im Willen Gottes, im letzten Willen unseres Erlösers. Nicht das Gute um des Guten, d. h. eines abstrakten oder eines wechselnden Guten willen, sondern das Gute um des persönlich Guten willen, das ist der Grund, die Kraft und die Krone aller apostolischen und aller karitativen Tätigkeit.

Hierin liegt die Größe unseres Werkes wie die Größe unserer Sendung.

Und damit ist ein anderes gegeben.

2. Weil, der uns den Auftrag gegeben, mehr ist als ein Mensch, weil seine Religion die Religion, die absolute Religion, die einzig wahre Religion und darum die Grundlage für alle Zivilisation, ja die Seele der Kultur ist, weil wir die Überzeugung haben, daß wir den Völkern des Heidentums nicht eine beliebige Kultur, die wir als eine bessere ansehen, bringen, nicht eine Menge von Errungenschaften, über deren Wert man streiten kann, sondern die Kultur, die Kultur, die sie erhebt, bessert, freier, glücklicher macht, deswegen haben wir das Recht, hinauszugehen und unsere Missionäre hinauszuschicken zu denen, „die in der Finsternis sitzen und im Schatten des Todes".

Ist es die Überzeugung von der göttlichen Aufgabe, die wir haben, und der göttlichen Gabe, die wir bringen, die den eigentlichen Titel zum Missionsrecht und zur Missionspflicht bildet, so ist die Gabe selbst in uns ein weiteres treibendes Motiv unseres Missionseifers.

Es geht durch die Welt der Natur wie der Gnade, die Welt im großen wie die Welt im kleinen, die wir Mensch nennen, eine doppelte Kraft: eine zentripetale und eine zentrifugale. Zu Gott geht alles, von Gott redet alles — im religiösen Leben insbesondere. Je stärker aber diese zentripetale Kraft ist, desto größer ist die zentrifugale, d. h. je stärker die Überzeugung von der Wahrheit ist, desto mehr ist sie Wahrheitswerberin; je größer die Macht der Gottesliebe ist, desto mehr ist sie Liebebringerin an andere. Eine Organisation, die keine werbende Kraft hat, vegetiert bloß; eine Innerlichkeit, die sich nicht äußert, erstickt; ein Baum, der keine Frucht bringt, stirbt ab; ein Volk, das keine Söhne hinaussendet über Berge und Meere, ist unfruchtbar, und eine Kirche, die keine Apostel hat, ist tot. Das Gute hat seiner Natur nach Expansivkraft.

Darum ist es freudig zu begrüßen, daß die gesteigerte Missionstätigkeit ein Beweis ist für die steigende Kraft des religiösen Lebens der Gegenwart.

Es ist ein anderer Grund noch, der uns das Missionswerk in seiner Größe zeigt.

Es ist vom nationalen Standpunkt aus etwas Großes, zu sehen, wie die Ehre einer Nation und ihr Einfluß auch unter andern Völkern anerkannt wird; es ist ein schöner menschlicher Gedanke, Vorteile, die ein Volk genießt, auch andern Völkern zugänglich zu machen, es ist etwas Erhebendes, mitarbeiten zu dürfen, daß die Wohltaten irdischer Kultur immer mehr die Menschen verbinden — aber es gibt Ziele, so hoch und weit, daß sie nicht in nationale Schranken gefaßt werden können, es gibt Vorteile so alles Menschliche überragender Art, es gibt Wohltaten so überirdisch, daß alles Licht rein menschlichen Wohltuns neben

ihnen verblaßt wie die Sterne vor der Sonne, und dieses Ziel ist die Einheit des gesamten Menschengeschlechtes in der Gottesfamilie, und die Ehre Gottes, die er in unsere Hand gegeben; diese Vorteile sind die sittliche Freiheit und Größe des Menschen als Grundlage aller Kultur; diese Wohltaten sind das zeitliche und ewige Glück des einzelnen wie der Menschheit. Das letzte Ziel der Weltgeschichte ist nicht die Eroberung der Welt durch eine mehr oder minder vollendete Wissenschaft, das letzte Ziel ist nicht die Kultur der Völker, in der sich Geist, Kraft, Wissen, Macht und Reichtum verkörpert — das letzte Ziel ist die Einigung der Seelen in Gott durch Jesus Christus. Das ist das sacramentum voluntatis, das Geheimnis des göttlichen Weltenplanes. Der Mensch kann das Ziel erkennen, er kann es nicht zerstören, er kann suchen, es zu hindern, es verwirklicht sich so sicher als das Wort: portae inferi non praevalebunt. Wahrhaftig ein Ziel — aufs herrlichste zu wünschen.

Und wenn „der Mensch wächst mit seinen höheren Zielen", und die Arbeit gewinnt mit der Größe des Zweckes — es gibt nichts — was die Brust weiter macht, das Herz schneller, das Auge feuriger, die Seele begeisterter, als das erhabene Endziel alles Apostolates und aller Missionstätigkeit.

3. Erhaben ist das Werk in seinem Ursprung, erhaben in seinem Ziel, erhaben auch in der Art seiner Wirksamkeit. Vor unser Auge tritt in diesem Augenblick eine glänzende Schar von Männern und Frauen, auf die man das Wort anwenden möchte: Tu gloria Ierusalem, tu laetitia Israel, tu honorificentia populi nostri. — Der Ruhm der Kirche, die Freude der Menschheit und die Ehre unseres Volkes sind sie — seid gegrüßt, ihr Helden des Glaubens, ihr

Boten des Friedens, ihr Märtyrer der Liebe — das ist die Milchstraße am Himmel der Kirche, angefangen von den zwölf Sternen der Apostel der ersten Stunde bis zu den Boten des Evangeliums aus jener Zeit, da Europa christlich wurde, zu jenen gewaltigen Missionären des 16. Jahrhunderts bis zu den Missionären, die zuletzt in unsern deutschen Kolonien ihr Blut als Tau der neugewonnenen deutschen Erde gaben — seid uns gegrüßt!

Es ist etwas Erhabenes um einen Apostel: Lehrer ist er — und Kriegsmann und Märtyrer — Lehrer, nicht im gewöhnlichen Sinne. Durchleuchtet vom Licht des Glaubens, in seiner Seele das Echo des Heiligen Geistes, der ihn gerufen — eine Art Seher und Prophet, dessen Lippen das Feuer heiliger Liebe berührt, geht er hinaus. Sehen Sie ihn, wie er auf dem Verdeck des Schiffes steht, das ihn mit seinen Genossen in ferne Welten tragen soll; noch einmal grüßt er das Land seiner Väter, von dem er für immer scheidet, wo er die Träume der Jugend geträumt, wo er gelassen, was ihm irdisch teuer war — und mit dem letzten Strahl der sinkenden Sonne sendet er den letzten Blick der Liebe der heimatlichen Erde. — Aber die Sonne, die uns sinkt, geht einer andern Welt auf. Und ein Bild tut sich vor ihm auf: weite wilde Länder, einsame Steppen, gefahrvolle Wege, arme Menschen, schreckliche Gebräuche — und sein Auge wird weiter, sein Herz zittert in heiliger Liebe, und fester faßt er das Kreuz, dessen Botschaft er hinaustragen will. Ja das Kreuz! Das ist das Symbol des Apostels. Ein Kriegsmann ist er. Sein Wagnis fordert Mut, Unerschrockenheit, darum hat man ihm wie dem heiligen Paulus als Symbol das Schwert gegeben. Aber es gibt eine doppelte Art, das Schwert zu tragen:

anders trägt es der Soldat, der Offizier, anders der Apostel. Jener faßt den Griff, und die Schneide verwundet andere, dieser faßt die Schneide selbst und verwundet sich, hoch hebt er den Griff, und so wurde das Schwert zum Kreuz. Das Kreuz — und das bedeutet Martyrium. Die Wahrheit bedarf zu ihrer Verteidigung und Ausbreitung nicht Männer, die töten, sondern Männer, die zu sterben wissen. Das ist die wunderbare Kraft des Zeugnisses, das die Welt erobert hat. „Blut ist ein ganz besonderer Saft." Ja, dieser Saft hat das Saatkorn der Wahrheit befruchtet, diese Liebe — „eine größere kann niemand geben, als wenn er sein Leben hingibt für die, die er liebt" — hat die Welt erobert. Nur wer die Herzen gewonnen, hat die Menschen gewonnen; die Gewalt, das Schwert kann niederwerfen, aber es gewinnt nicht, das Schwert kann Länder erobern, aber nicht Menschen. — Gehet hinüber, ihr Boten, schnell, hinüber zu zu unsern Kolonien auch, die Gewalt der Wildheit ist äußerlich gebrochen — nun gewinnt uns die Menschen — ihr Boten des Kreuzes und des Friedens. —

Welch ein Werk, meine Lieben, und welche Ehre, an diesem Werk mitarbeiten zu dürfen. Wer von uns hätte nicht einmal in seinem Leben, wenn er in den Annalen der Verbreitung des Glaubens gelesen oder in andern Missionsberichten, wie sie uns die herrliche Zeitschrift „Die katholischen Missionen" geben, nicht auch die Flamme der Begeisterung in seinem Herzen aufsteigen sehen und den Wunsch, zu der glorreichen Schar jener Helden und Heldinnen zu gehören, die als Missionäre oder zur Hilfe der Mission hinausgehen bis an die Grenzen der Erde, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist? Und wer, wenn ihm die Vorsehung andere Aufgaben zugewiesen, die ihn an

Haus und Herd und Heimat binden, möchte nicht wenigstens in einen kleinen Tribut seine Begeisterung für die Erhabenheit des Werkes und seine Liebe zu der weltumfassenden katholischen Liebe legen, die im Missionsverein sich offenbart! Muß ich Ihnen noch von dem Segen reden, den ein solches Werk bringt! Hätten Sie die Werke gesehen, die heute noch z. B. drüben in Amerika von der Tätigkeit der Missionäre vergangener Jahrhunderte reden, den unermeßlichen Segen, den die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens, die Missionsvereine gestiftet, würden Sie Einsicht nehmen in die Akten der Propaganda zu Rom, und könnten wir erst einen Blick tun in die Seligkeit des Himmels der geretteten Seelen, wahrlich, Sie würden nicht missen wollen, dieses Segens teilhaftig zu sein. Wie jedes Wohltun Segen und Seligkeit bringt, welcher Segen und welche Seligkeit liegt in diesen geistigen Werken der Barmherzigkeit?! — Es ist schön, einen Hungrigen zu speisen, aber schöner ist es, dem Hunger der Menschenseele das Brot der Wahrheit und des Lebens zu brechen; es ist schön, einen Durstigen zu tränken, aber schöner ist es, dem Durst der Seele die Wasser der Gnade zu reichen; es ist schön, eines Menschen Blöße zu bedecken, aber es ist noch schöner, ihm das Gewand christlicher Bildung zu geben; es ist schön, einen Fremden zu beherbergen, aber es ist noch schöner, jenen Fremdlingen des Heidentums Herberge und Heimat im Reiche Gottes zu vermitteln; es ist schön, einen Gefangenen zu erlösen, aber es ist noch schöner, jenen, die in der Finsternis und im Schatten des Todes sitzen, das Licht der Freiheit des Evangeliums zu bringen; es ist schön, einen Kranken zu besuchen, aber es ist noch schöner, die in Wildheit und Wahn wunde Menschheit zu heilen; es ist schön,

einen Toten zu begraben, aber es ist noch schöner, Tote zum Leben in Gott und zum ewigen Leben zu erretten!

„Von allen göttlichen Werken das göttlichste ist, mitzuarbeiten an dem Heil unsterblicher Seelen" (Dion. Areop.).

Meine Verehrten! Nur ein Wort noch an die Frauen und Jungfrauen. Wenn Sie einmal in den Missionsberichten Schilderungen des unwürdigen Zustandes der Frau im Heidentum gelesen haben, ist Ihnen dann selbst die Empfindung der Dankesschuld lebendiger geworden, die die Frau dem Christentum abzutragen hat. Die Religion des Kreuzes hat Sie erhoben; Ihre Pflicht ist es, die Religion des Kreuzes zu erheben. — In der Familie tun Sie das — und hier haben Sie eine andere herrliche Gelegenheit dazu. Das Missionswerk, zu dessen Empfehlung wir uns zusammengefunden haben, gilt vor allem der Frau. Mit der Erhebung und Heiligung der Frau hat die Erlösung begonnen und damit die christliche Zivilisation. Auch in den Missionen muß man damit beginnen. Und Sie müssen dazu helfen. —

Wohl ist Heidentum genug auch bei uns; wohl sind auch hier entwürdigte, mißhandelte Frauen genug; wohl weinen auch bei uns Kinder in Menge in sittlicher und materieller Not — all das soll gewiß nicht übersehen werden. Aber eigentümlich: gerade die, die Herz und Hand offen haben für die ganze Welt der Not, sind auch immer die Großmütigsten in der Heilung des nächstliegenden Jammers. Und bedarf es ja nicht vieler Opfer. Der kleine Beitrag von 25 Pfennig jährlich als Mindestgabe, und das Gebet ist auch dem Ärmsten möglich. Und die Geschichte des Missionswerkes zeigt oft genug, daß die größten Summen nicht aus den Gaben einzelner Reichen kommen, sondern

aus den vielen kleinen Gaben der Armen, wie z. B. das Steyler Missionswerk aus dem Almosen eines Dienstmädchens hervorgegangen ist.

Doch was bedarf es noch vieler Worte! Ach könnte ich bitten aus der Not des Heidentums heraus. —

Doch nein, nicht ich bitte, ein Anderer bittet Sie, und dem werden Sie nichts abschlagen.

Ein Missionär, der krank geworden war und in die Heimat zurückkam, wurde in dem Missionshaus, wo er ausgebildet worden war, vom Novizenmeister beauftragt, an die Jünglinge eine Ansprache zu halten, um sie für das Missionswerk zu begeistern. Und er sprach von Jesus Christus, dem großen Vorbilde aller Missionstätigkeit, von der Liebe, die ihn den Kreuzestod hatte hinnehmen lassen, und von der wunderbaren Macht, welche ausgeht auf die ganze Welt von dem Gekreuzigten, von den ersten Glaubensboten, die er hinaussandte ohne irgendwelche Hilfsmittel, denen er nur eins gab: eine unendlich große Liebe. Als der Missionär nun sprach von dieser Liebe, da trug es ihn selbst hinauf zu dem Quell der heiligen Liebe. Und von ihr ergriffen rief er die Worte aus: „Feuer! Feuer!" Dann stand er wie ein Feuerbrand der heiligen Liebe vor den in Erstaunen und Ehrfurcht zitternden Novizen, und heiliges Feuer brannte in ihren Augen. Als der Missionär geschlossen hatte, da knieten alle nieder, und jeder erbat sich die Gnade, sterben zu dürfen in den Missionen für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen. „Feuer! Feuer!" möge auch in Ihnen das Bild des Gekreuzigten entflammen! Ja Feuer! „Ein Feuer bin ich gekommen vom Himmel zu bringen — und was will ich anders, als daß es brenne!" „Caritas urget — — die Liebe drängt uns", — so haben

die großen Missionäre gesagt — das sei auch Ihr Wort und Ihre Tat. Noch ein Wort: der erste Teil des Testamentes des göttlichen Willens, der den Grund der Missionspflicht gibt, liegt in dem Worte: „Gehet hinaus in alle Welt und lehret!" — Es ist ein Trost dazu gegeben: „Ich bin bei euch bis ans Ende der Welt." — Wir stehen in den Tagen des Hochfestes der Liebe und bereiten uns vor für den Triumphzug des Sakramentes der Liebe. Ein Teil der Tätigkeit gilt ihm: Paramente und den Schmuck der Altäre zu schaffen für den Erlöser in der heiligen Eucharistie. Wie schön, daß Ihr kleiner Beitrag einst in den Linnen, die das Heiligste umhüllen, fortleben wird in fernen Ländern, wenn Sie selbst längst nicht mehr sind. — Auf denn zu dem erhabenen Werke: Es gilt die Ehre Gottes, die Erhebung der Menschheit, das Heil unsterblicher Seelen! — —

13. Wird durch die äußere Mission die innere Mission beeinträchtigt?

(Eine Rede im Frauen-Missionsverein.)[1]

Am 10. Oktober feiert man in der Kirche und insbesondere in unserem heiligen Orden das Fest eines großen Missionärs, des spanischen Dominikaners Ludwig Bertrand. Wenn ich hier an ihn erinnere, so tue ich es, weil ich in ihm alle Missionäre grüßen möchte, von St. Paulus bis zum letzten Missionär der Gegenwart, und in Ehrfurcht neigen wir uns vor dem Andenken jener, die Blut und Leben für das Missionswerk hingegeben haben.

[1] Gehalten zu Berlin am 10. Oktober 1912.

Es ist keine Frage, daß wir uns in ernsten und schweren Zeiten befinden. Nicht bloß die Kriegsgefahr im Osten, die augenblicklich alle Welt in Spannung hält, sondern auch der offene Krieg gegen Altar und Thron, insbesondere der Kampf, der so oft und aus verschiedenen Richtungen und mit Aufbietung so seltsamer Mittel gegen unsere Kirche geführt wird, weist auf diesen Ernst hin. Unglaube, Indifferentismus und sittlicher Niedergang werden immer bedrohlicher.

Aber daneben fehlt es auch nicht an erfreulichen Erscheinungen, die unserem Glauben und unserem Vertrauen und unserem Eifer neuen Schwung geben müssen. Ich erinnere nur an den eucharistischen Kongreß in Wien. Es war, als ob dort der Glaube schon zum Schauen geworden wäre: denn man glaubte nicht bloß, man sah die wunderbare Kraft des Magnets der Seelen in der heiligen Eucharistie, und im Anblick des erlauchten Senats der Kirche um den Stellvertreter des Heiligen Vaters, im Anblick der vielen Bischöfe, Prälaten, Priester, des Welt- und Ordensklerus, so vieler Tausende von Gläubigen war es, als ob man nicht mehr beten müßte: ich glaube, sondern ich schaue die katholische Kirche. Zu den erfreulichsten Erscheinungen der letzten Jahre gehört unstreitig das Wachsen des christlichen Idealismus, der Festigkeit des katholischen Lebens, wie es sich kundgibt in der Begeisterung für den Missionsgedanken und für das Werk der Heidenmission. Es ist, als ob die Szene, die uns das letzte Kapitel des Matthäusevangeliums schildert, heute, da manche meinen, es gehe mit uns zum letzten, in neuem Glanze aufleuchte, als ob der Stiftungsbrief der Weltmission, der mit so vielem und so kostbarem Blute betaut ist, „Gehet hinaus in alle Welt", wirksamer zu uns rede, es ist, als ob ein neues Pfingsten

über die Kirche Deutschlands gekommen sei, das wirbt und weiht für die größte Aufgabe, für die königlichste Kunst, für die höchste Karitas, das Werk der Rettung unsterblicher Seelen. Auch wir stehen hier heute unter diesem leuchtenden Zeichen. Die Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen hält heute ihr jährliches Missionsfest. Sie gehört zu den schönsten Blüten der Missionsbegeisterung der letzten Jahrzehnte. 140000 katholische Frauen geben zur Unterstützung der Missionen, abgesehen von übernatürlicher Hilfe, von ihren Arbeiten an Paramenten und Kleidungsstücken, das Almosen von jährlich 100000 Mark.

Es ist nun zunächst ein Wort des Dankes, das wir diesen Damen schulden, wenn wir das Missionsfest feiern. Aber der schönste Dank für sie ist die Vermehrung ihrer Zahl, ihrer Opfer und der Begeisterung für die große Missionssache. Und ihr gilt der heutige Abend. Ein solcher Missionswerbetag ist notwendig. Noch hat das Wehen der neuen Pflichten nicht alle erfaßt, noch stehen Hunderttausende auch unter den Katholiken dem Missionswerke fremd und frostig gegenüber, noch besteht eine ganze Anzahl von Vorurteilen, die das Werk der Mission und sein Wirken hemmen. Und erhebt sich nicht hier und in der Diaspora, hier zumal in Berlin, — von dem aus seit Jahren flehende Hilferufe in das Reich und darüber hinaus ergangen sind, zur Linderung der Seelennot, zum Bau von Kirchen —, erhebt sich nicht ein scheinbar so berechtigtes Bedenken, wie es aus der Sorge für die unabweisbare Notwendigkeit der inneren Mission kommt? Steht die Kirche und die Seelsorgearbeit in ihr nicht einem andern, viel gefährlicheren und verderblicheren neuen Heidentume gegenüber? Sollen wir die Vielen,

die hier am Wege verschmachtend liegen, unbeachtet lassen, nur um ferner Not zu Hilfe zu eilen? Wird nicht die Begeisterung für die äußere Mission die eben aufdämmernde Erkenntnis der Notwendigkeit der Laienhilfe in der inneren gefährden? Mit andern Worten, wird durch die äußere Mission nicht die innere beeinträchtigt? Diese Frage will ich in Kürze zu beantworten suchen. — Meine Antwort ist ein glattes „Nein"! Im Gegenteil! Nicht gefährdet, sondern gefördert wird die innere heimische Missionsarbeit durch die äußere.

Wo das Bedenken sich erhoben hat, als werde durch die Tätigkeit für die äußere Mission unter den Heiden ferner Länder das eigene Land geschädigt, ging es von dem Gedanken an das Geld aus, das der inneren Mission entzogen sei, wenn es der äußeren zugewendet werde. Das Geld ist ein sehr notwendiger Faktor auf vielen Gebieten, auch auf dem der Missionsarbeit. Aber das Geld ist in der Mission nur ein Mittel, und zwar nicht einmal das erste. Wenn auch „das Geld die Welt regiert", so regiert es doch nicht das Werk der Weltmission. Wenn wir unsern Missionären und Missionen nichts zu geben hätten als das Geld, so würden sie das Los des Geldes haben. Und wenn wir den Völkern in den Heidenländern nur eine materielle Kultur zuwendeten, so hätten wir kein Recht, zu ihnen zu gehen. Der tiefste Grund aller Kolonisations- und aller Missionsarbeit liegt in den höheren Gütern, die wir jenen Völkern bringen, liegt für uns in jenem donum Dei, in der Gabe Gottes, die über allen Gaben steht, in den Segnungen des Christentums, in der Vermittlung der Wahrheit und Gnade, der Grundlage und Vollendung aller Zivilisation und Kultur. Es handelt sich also um ein über-

natürliches Gut, übernatürliche Güter aber werden mit übernatürlichen Mitteln erworben.

In einer Zeit der Sattheit und des Stolzes über den Erfolg der äußeren Kultur, in einer Zeit, wo man das Übernatürliche aus so vielen Gebieten auszuscheiden bestrebt ist, in einer solchen Zeit kann man nicht oft und nicht eindringlich genug die Notwendigkeit des Übernatürlichen und insbesondere der Gnade betonen. Auch die äußere Mission hat sie notwendig, sonst ist doch alles umsonst. Deswegen ist das Missionsfest und das Missionswerk nicht zuerst ein Weckruf an die Hand und an den Beutel, sondern ein Ruf zur Seele und zum Herzen. Die ersten und wirksamsten Missionsmittel sind Gebet, Empfang der heiligen Sakramente, Anhörung des heiligen Meßopfers. Damit allein ist schon das Bedenken entkräftet und die gegenteilige Behauptung bewiesen: die innere Mission gefährdet nicht, sondern fördert die innere Mission. Wenn sich erst die Missionsfeste zu der Höhe werden entwickelt haben, daß sie kirchliche, religiöse Feste sind, wenn ein Missionsfest zu einer Art Volksmission im kleinen wird, wenn das Interesse für die Ehre Gottes und die Rettung der Seelen sich steigern, wenn in allen Diözesen durchgeführt wird, was in Berlin 1910 begonnen, was man in Münster in Westfalen durchzuführen versucht in der Veranstaltung der „Priestermissionskonferenzen", dann ist in der Tat der Beweis in die Augen springend gegeben: äußere und innere Mission bedingen sich, und immer hat dort, wo für die eine gearbeitet wird, auch die andere davon den Segen.

Es kann auch gar nicht anders sein. Unsere Kirche ist kein Haufen von Menschenatomen ohne inneren Zusammen-

hang. Unsere Kirche ist ein lebensvoller Organismus. Was dem Ganzen geschieht, kommt den Teilen zugute, und die Förderung eines Teiles ist Förderung des Ganzen. Aber auch das christliche Tugendleben steht unter dem Zeichen der inneren Einheit und engsten Verbindung. Königin ist die Karitas, die Gottes- und Menschenliebe. Aus der Caritas Dei soll die Caritas proximi, die Liebe des Nächsten, fließen. Auch die natürlichen und übernatürlichen Gaben des Missionswerkes. Darum ist die Missionsarbeit, die wir wünschen, Wachstum der Karitas, ihr Wachstum aber ist Stärkung des inneren Lebens der Gemeinde und darum Seelenrettung und Seelenförderung nach innen wie nach außen. Die Liebe zu Gott muß zur Nächstenliebe drängen. Je kräftiger das religiöse Leben einer Gemeinde, eines Volkes, desto kraftvoller auch seine Betätigung nach außen, so sicher als die Lebenskraft des Baumes zu Blättern und Blüten und zur Krone treibt. Aus Begeisterung für ihren Glauben haben sich die 140000 Frauen und Jungfrauen zur Missionsvereinigung zusammengeschlossen und wahrlich, diese 140000 sind nicht die schlechtesten Mitglieder der Gemeinden, denen sie angehören. Ja, man hat ein Recht, aus inneren Gründen, aus der unwiderstehlichen Kraft der Folgerung heraus zu sagen: richtig verstandene und richtig geübte Missionsarbeit ist ein Gradmesser für das religiöse Leben und den kirchlichen Geist.

Im Reiche Gottes hat keine Selbstsucht, unter welcher Form auch immer, ein Recht. — Wer sich selbst sucht, verliert sich, und wer sich hingibt um Gottes willen, der gewinnt erst. Dieser große soziale Gedanke, daß einer um so mehr sich lebt, je mehr er für die Allgemeinheit lebt, ist, wenn irgendwo, dann in der herrlichsten sozialen Institution,

in unserer heiligen Kirche wirksam, darum, je weiter der Horizont, desto klarer und weiter der Blick; je höher die gute Meinung, desto gesteigerter das Werk; je umfassender die Tat, um so segensreicher für den Täter; je größer der „Hunger und Durst nach Gerechtigkeit", desto größer die Barmherzigkeit. Schauen Sie auf den Missionär: der größte Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der eigenen Seele führt zur größten Barmherzigkeit, zum Opfer seiner selbst für seine fernen Brüder. Damit die Liebe lebe, muß sie immer wachsen und zunehmen und sich ausbreiten.

Wo ist der Priester, der wirklich begeistert wäre für das Heil der Seelen, der nicht zugleich für seine eigene Seele sorgte? Wo ist der Katholik, der für die Rettung anderer betet, um die eigene aber sich nicht kümmerte? Wird ihm nicht in seinen Kämpfen und Schwierigkeiten die Barmherzigkeit, die er erweist, auch Barmherzigkeit erwerben? Darum nur keine Sorge! Lasset sie aufflammen, die Flamme heiliger Begeisterung für die Weltmission, und sie wird auch eure Arbeiten für Stadt- und Landmission und die Mission der Gemeinden erleuchten; lasset ihn dahinströmen, den starken Strom eurer Liebe für die fernen Armen, er muß, aus Gott und aus der Quelle eurer Herzen kommend, zuerst durch das Land der Heimat fließen, das ihr bebaut.

„Aber das Geld, das Geld? Wir brauchen selbst so nötig Geld", sagt man mir. Eine Menge Aufgaben steht vor uns, mit frommen Seufzern baut man keine Kirchen, keine karitativen Anstalten. Nein! Aber die Missionsbegeisterung schafft auch Geld. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß die Menschen dann am liebsten geben, wenn ihr Herz dabei ist, — und ihr Herz ist da, wo ihre Be-

geisterung ist, — eine Begeisterung, die nicht einem schnell verrauchenden Strohfeuer gleicht, sondern aus der Einsicht in die Notwendigkeit und Größe und Schönheit und den Segen des Werkes hervorgeht. Wo die Liebe wirkt, da wirkt sie wie das Sonnenlicht, allstrahlend, allumfassend. Darum hat die Erfahrung den Satz bestätigt, den innere Gründe schon beweisen; wo das Almosen für die Missionen fließt, da fließt es auch reichlich für alle andern guten Zwecke: „Alle Güter kommen zugleich mit ihr", kann man auch hier sagen. Ist einmal der Sinn für die soziale Verpflichtung auf religiösem Gebiete erwacht, dann wird er auch schärfer für alle andern. Das ist neulich bei der Missionskonferenz der Priester in der Diözese Münster mit unwiderleglichen Zahlen bewiesen worden. Ohne die Damen der Missionsvereinigung im einzelnen zu kennen, darf ich kühn und ohne die Gefahr, widerlegt zu werden, den Satz aussprechen: Weitaus die meisten von ihnen arbeiten auch in den Vereinen und Organisationen karitativer und sozialer Art, und keine unter ihnen hat mehr Verständnis und mehr Begeisterung für die innere Mission als diejenige, die am eifrigsten wirkt für die äußere.

Wann und wo immer wir darum ein Missionsfest feiern, ist diese Feier ein Fest für die äußere und die innere Mission zugleich. So brauche ich Sie nicht erst zu bitten, daß Sie in einer und derselben großen göttlichen Liebe beides umfassen und opferwillig in Treue pflegen: die innere und die äußere Mission.

Man sagt uns, daß gerade unsere Zeit, also wir Katholiken der Gegenwart, besondern Grund zur eifrigen Anteilnahme an dem Werke der Heidenmission hätten: Eine Entscheidungsstunde sei gekommen. Die Ausdehnungskraft

der Völker im Bunde mit den Ausdehnungsmitteln hat für die Mission eine neue Lage und neue Wege, allerdings auch neue Aufgaben geschaffen; eine Lage, die nur mit jener verglichen werden kann, als das Christentum einstens in die Welt trat. Auf der andern Seite ist bei den Völkern der Heidenländer nun eine „Fülle der Zeiten" gekommen. Ein Suchen und Sehnen nach dem erlösenden Licht, nach der erlösenden Hilfe und der erlösenden Liebe zittert in ihnen einer neuen Zeit entgegen: es ist wie eine Adventssehnsucht. Lassen wir diese Sehnsucht nicht unerfüllt. Jetzt oder vielleicht nie! Wenn wir ihnen nicht den Erlöser geben, so werden sie sich andern zuwenden, die ihnen kein Heil bringen.

Auf! Nehmen wir alle das Kreuz! Die Missionsvereinigung ist der Frauenkreuzzug. Sie selbst können nicht hinausgehen, — oder doch? Einige aus Ihnen vielleicht hören die Stimme, die Stimme der noch nicht Erlösten und die Stimme des Erlösers: „Komm herüber zu uns und hilf uns!" Aber Ihr Gebet geht hinaus. Hinaus zieht Ihr Opfer, Ihre Liebe, zu den Kindern, zu den Frauen. Das ist eine herrliche Frauenbewegung. Und nicht nur hinaus, auch hinein in die Gemeinden tragen Sie das Kreuz: „In Zeiten des Krieges muß jeder Mann ein Soldat sein" und jede Frau eine Hilfe. Heute muß jeder Katholik ein Apostel und jede katholische Frau oder Jungfrau eine Missionärin sein! Gehen Sie hinein in die Familien und in die Gesellschaft und verkünden Sie, wie einst die Frauen am Ostertage der Welt: „Surrexit: Er ist auferstanden." „Er lebt, und auch ihr werdet leben", in ihm und durch ihn!

14. Die Katholiken in der Diaspora und der Bonifatiusverein.

Rede auf der Katholikenversammlung zu Bonn, 26. August 1900.

Hochverehrte Versammlung!

Ich bin der letzte Redner an diesem Abend; das heißt: es ist spät, und Sie alle drängen danach, andern Verpflichtungen nachzukommen; darum will ich kurz sein. Aber Sie müssen mich hören an diesem Abend, nicht meinetwegen, sondern der Sache wegen, die ich zu vertreten die Ehre habe. Ein Hilferuf soll durch mich zu Ihrem Herzen dringen, ein Hilferuf, der, wenn er nicht durch die Unzulänglichkeit meiner Kraft abgeschwächt würde, so markerschütternd durch diesen Saal ginge, daß Sie seine Töne nicht hören könnten, ohne sein Flehen zu erhören, ein Hilferuf im Namen von Hunderttausenden von Katholiken in der Diaspora, d. h. unter einer überwiegenden, oft erdrückenden Majorität Andersgläubiger lebenden Glaubensbrüdern, ein Hilferuf von Menschen ohne Kirche und ohne Priester, ohne Sakramente, ohne eine geordnete Seelsorge oder doch vielfach ohne hinreichende Seelsorge, ein Hilferuf von Verschmachtenden um die Wasser des Glaubens und um die höchsten Güter des Lebens, um Kirche und Sakramente, um Priester, die ihnen das Brot des Lebens brechen.

Alljährlich seit 50 Jahren ergeht dieser Ruf vom Bonifatiusvereine hinaus in die weite katholische Welt, und unermeßlich groß ist der Segen, den die Antwort des katholischen Volkes ihm gab, und der durch die gesegneten Hände des Bonifatiusvereins auf Tausende von Katholiken zurückfloß.

Wir sind jetzt so glücklich, in diesem Jahre einen tieferen Blick tun zu können in die glorreiche Geschichte des Bonifatiusvereins. Zwei hochangesehene Männer des Generalvorstandes haben sich mit Hingebung der Aufgabe unterzogen, das ungeheure Material zu sichten und zu ordnen und weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Sie haben ein goldenes Werk zum goldenen Jubiläum des Bonifatiusvereins geliefert, das Werk, das den Titel trägt: „Der Bonifatiusverein, seine Geschichte, seine Arbeit und sein Arbeitsfeld", und ich glaube, meine verehrten Anwesenden, in Ihrem Namen und im Namen des gesamten katholischen Deutschlands und besonders im Namen der Diaspora zu sprechen, wenn ich den Herren Professor Dr. Kleffner und Domkapitular Woker hier die öffentliche Anerkennung für ihr herrliches Werk ausspreche.

Meine geehrten Herren, wer die Geschichte des Bonifatiusvereins gelesen hat, in der lebendigen Schilderung des Professors Kleffner, dem ist es, wenn er an seinem Schlusse angekommen, voll tiefer Ergriffenheit, als ob der Erlöser selbst an ihm vorübergegangen sei: „pertransiit benefaciendo". Das ist die Geschichte des Heilandes, aber auch die Geschichte des Bonifatiusvereins. Diese Herren sind nicht nur Geschichtschreiber, sie sind auch Apologeten des Glaubens und der Liebeskraft geworden, die in der katholischen Kirche Deutschlands in diesem Jahrhundert offenbar und wirksam geworden ist.

Und wiederum, meine verehrten Anwesenden, steht der Bonifatiusverein in dieser Katholikenversammlung vor Ihnen mit dem alten, aber noch nicht veralteten Wort, das der Bekennerbischof Konrad Martin von Paderborn ausgesprochen hat: „Die Förderung des Bonifatiusvereins ist

und bleibt die Hauptaufgabe der Katholiken Deutschlands."

So anmaßend vielleicht das Wort klingen mag, meine verehrten Herren, so wahr ist es doch, und wenn Sie noch nicht überzeugt wären von seiner Wahrheit, an diesem Abend müssen Sie sich davon überzeugen lassen, Sie müssen mit mir bekennen, daß von allen hier zur Verhandlung stehenden Fragen keine so aktuell, keine so wichtig und vital ist wie die, die den Bonifatiusverein betrifft, daß die Zukunft der katholischen Kirche Deutschlands von der Zukunft des Bonifatiusvereins, wenigstens in einem großen Teile Deutschlands abhängt, und daß, meine Herren, wenn diese Versammlung auseinanderginge, ohne einen neuen Anstoß zu einer großen Bewegung in Sachen des Bonifatiusvereins gegeben zu haben, sie eine der wichtigsten Erwartungen, die man auf sie gesetzt hat, nicht erfüllt hätte.

Meine verehrten Herren, wenn ich die Sache des Bonifatiusvereins in Ihrer Mitte vertrete, dann komme ich mir vor wie ein Mann, der von einem Schiffbruch gerettet, am Lande stehend, um Hilfe ruft. Er weiß, daß draußen Tausende von seinen Brüdern noch mit Wind und Wogen auf den letzten Planken kämpfen, um sich dem sichern Verderben zu entreißen.

In den Strömen der Völkerwanderung, die das Gesetz der Freizügigkeit vom 1. November des Jahres 1867 eröffnet hat, sind Hunderttausende von Katholiken aus friedlichen und gläubigen Verhältnissen heraus auf die hohe See geworfen und hinausgetrieben worden in Länder, die seit Jahrhunderten dem katholischen Glauben fremd oder gar feindlich gegenübergestanden. Gott Dank! dürfen wir bekennen: es sind viele, die hinlängliche Lebenskraft in

sich besessen haben, um den Gefahren der Entfremdung im Glauben widerstehen zu können. Es sind jene heldenhaften Katholiken, ähnlich denjenigen, von denen einst Bischof Ketteler auf der ersten Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Mainz und später auf dem Rochusberge bei Bingen berichtet hat, daß sie die Freude seines priesterlichen Wirkens gewesen sind, jene Katholiken, die vor hundert Jahren von der Pfalz und vom Rhein her nach Pommern verpflanzt wurden auf allerhand Versprechungen hin, und die hundert Jahre lang, ohne in Berührung mit dem öffentlichen katholischen Leben zu sein, ihren katholischen Glauben treu bewahrt und dem damaligen fürstbischöflichen Delegaten Beweise von Glaubensfreudigkeit, von Glaubenstreue gegeben haben, die ihn zu Tränen rührten und an die schönsten Zeiten der katholischen Kirche erinnern.

Aber leider, leider, sind auch viele zu Grunde gegangen, und, meine Herren, wenn ich Ihnen jetzt die Zahl derer nenne, die zugrunde gegangen sind, dann werden Sie staunen und vielleicht ungläubig die Köpfe schütteln. Wenn ich Ihnen sage, daß die katholische Kirche in Deutschland im Laufe dieses Jahrhunderts um eine Million Seelen ärmer geworden ist, dann mag Ihnen das die Gefahr zeigen, der wir entgegentreiben, und den Abgrund auftun, vor dem wir stehen, wenn wir die Sache des Bonifatiusvereins nicht ernst nehmen. Ich nehme nur ein einziges Beispiel, das mir nahe liegt, das Beispiel von Berlin.

Wir haben, meine verehrten Herren, in Berlin allein innerhalb der letzten fünfzig Jahre mindestens 250000 Katholiken verloren, und es sind andere, die sagen, daß die Zahl noch viel zu gering gegriffen sei. Sie werden

nun allerdings fragen: „Wie kann das möglich sein, wir sind heute 230 000.“ Aber wenn Sie das Verhältnis des Zuzuges vom Reich her nach Berlin in Anschlag bringen, dann müssen Sie zu der Überzeugung kommen, das wir eigentlich jetzt in Berlin mindestens 500 000 Katholiken haben müßten; wir haben etwas weniger als die Hälfte davon.

Meine Herren, wir hätten noch viel mehr, vielleicht das Doppelte verloren, hätte nicht die neu erwachende und zur Ausstrahlung ihres Lichtes und ihres Feuers nach außen drängende Glaubens- und Liebeskraft der heiligen katholischen Kirche ein Mittel gefunden, schon ehe das Bedürfnis so klar erkannt und ehe die Not so schreiend war, wodurch sie sich hineinstellte wie ein Damm gegen die verheerenden Fluten, und wie ein Fels und Pharos, um die Hilflosen zu sammeln, und damit ihre zeitliche und ewige Rettung zu sichern. Es sind allein vom Bonifatiusverein in der Zeit seines Bestehens gegen 40 Millionen für die Diaspora und für die dort lebenden Katholiken und ihre Bedürfnisse geflossen. Es sind über 3000 Gemeinden zum Teil ganz neu ins Leben gerufen, zum Teil noch verstärkt und weiter unterstützt worden durch die Mittel des Bonifatiusvereins. Es sind zur Stunde noch Tausende, die auf seine Unterstützung angewiesen sind und ohne sie nicht leben könnten. Meine Herren, es sind, wie noch im vorigen Jahre der hochwürdige Herr Prälat Propst Nacke nachgewiesen hat, allein in der nächsten Zeit, spätestens in drei Jahren, wenigstens 130 neue Stationen zu begründen, wenn weiterem Abfall von Katholiken von ihrem heiligen Glauben vorgebeugt werden soll.

Meine verehrten Herren, ich bin jetzt eigentlich schon fertig; denn in dem, was ich gesagt, liegt die Begründung des bischöflichen Wortes: „Die Förderung des Bonifatiusvereins ist und bleibt die Hauptpflicht der Katholiken Deutschlands." Lassen Sie mich das nur durch einige Gedanken weiter ausführen.

Meine verehrten Herren, es gibt eine Not der Armut, die groß ist und schwer zu tragen; das ist die leibliche und die irdische Armut; aber größer noch ist die Armut an Wahrheit und Gnade. Es gibt eine Seelenqual, die den Menschen zum Menschen treibt, weil er nicht allein sein kann in seinem Schmerze; aber es gibt keine Qual, die größer wäre als ein friedleeres, schuldbeladenes Gewissen und der Mangel eines Arztes, der im Namen eines Höheren die Schuld heben und ihm den Frieden, den die Welt nicht hat, dafür bieten kann. Es gibt Gefahren für das Leben des Menschen und der Völker und für ihre Ehre, in denen der einzelne sich nicht schützen kann, wo die Allgemeinheit für ihn eintreten muß; aber es gibt keine Gefahr, die größer wäre als die, die das Seelenheil bedroht, und keine Ehre, die mehr zur Verteidigung drängte, wenn sie angegriffen wird, als die Ehre Gottes und seiner Werke.

Nun denn! Armut und Not und Gefahr Tausender von Seelen sind, wenn irgendwo, so in der Diaspora; ihnen abzuhelfen ist Aufgabe des Bonifatiusvereins.

Ich will Sie nicht hinführen an jene Orte der Not in der Ferne, wo die Katholiken „pusillus grex, eine kleine Herde", unter einer weit überwiegenden Mehrzahl von Andersgläubigen wohnen, wie sie vorbeigehen an den Erinnerungszeichen einer einstigen Einheit im Glauben, einer

katholischen Zeit, vorbei an jenem steinernen Heimweh und jener steinernen Klage um alte, vergangene und einst so herrliche Tage, wie sie dann ihr kleines Kirchlein suchen oder eine Scheune, oder einen Saal in einem Wirtshaus und da hineingehen und dort manchmal ohne Priester und ohne Meßopfer vor einem kleinen und einfachen armen Altar ihre Andacht am Sonntag verrichten. Und doch! es liegt etwas Rührendes über diesen Stätten, wie über jeder Armut. Wenn ich ihrer gedenke in diesem Augenblick, dann ist es mir wie den Kindern Israels, die in der Ferne Sions gedachten. Seid uns gegrüßt, ihr heiligen Stätten, in der Diaspora! Ihr habt nicht das, was die herrlichen Kathedralen im Rheinland haben; aber doch ruht auf euch ein unbeschreiblicher Zauber, und eine überwältigende Kraft geht von euch aus: es ist der himmlische Zauber und die majestätische Kraft, die von der ersten christlichen Notkirche in der Welt ausgegangen ist, von der Krippe des Weltheilandes zu Bethlehem.

Meine verehrten Herren, ich sagte Ihnen, ich brauche sie nicht zu schildern, diese Not. Vor Männern, die zusammengekommen sind, um sich ihres Glaubens zu freuen und in der Einheit desselben sich zu bestärken, vor Männern, deren Beratung das Wohl der Kirche und des Vaterlandes betrifft, vor opferfreudigen Frauen, in deren Herzen eine tiefe Religiosität lebt, vor diesen braucht man nur zu sagen, daß uns eine Million Katholiken verloren gegangen ist, und daß Hunderttausende in diesem Augenblicke die Hände ausstrecken und Ihre Hilfe erflehen —, und die Frage drängt sich auf ihre Lippen: „Wie kann ich helfen, was kann ich tun? Kein Opfer soll mir zu schwer sein.“ Ja, Sie müssen helfen, meine verehrten Anwesenden, Sie müssen alle zusammen

helfen, daß das Werk des Bonifatiusvereins mehr blühe, mehr Früchte bringe für die Diaspora! Wenn Sie das nicht tun, dann steht ein Gut in Gefahr, für dessen Erhaltung in diesem Lande Sie einst glorreiche und herrliche Kämpfe geführt hatten. Wie sind die Erinnerungen so herrlich, die man in den Rheinlanden hat, wenn man vergangener Zeiten gedenkt! Damals, als man Ihr Teuerstes rauben wollte, die Reinerhaltung des katholischen Glaubens, damals, als man Ihre Priester herabwürdigen wollte zu Kreaturen der Menschen, damals, als Ihr eigen Kind in Gefahr war, — was haben Sie damals getan? Glorreiche Zeiten! Priester im Gefängnis, Bischöfe in Verbannung, Männer an der Wahlurne, die den Weg nicht zurückgelegt hatten, ohne durch Schimpf und Spott zu gehen, und ohne vielleicht ihre Stellung gelassen zu haben; Männer, die wie Märtyrer in die politische Arena hinunterstiegen, um Recht und Freiheit der Kirche, das kostbare Gut ihres angestammten Glaubens, zu verteidigen; und ein Volk in Gebet, und in Opfer und Almosen! Was waren das herrliche Zeiten! Grüßen Sie sie, meine Herren! Denn es ist die Geschichte Ihres Ruhmes, die mit diesen Zeiten an Ihnen vorübergeht.

Nun sage ich Ihnen: wenn auch in Ihren eigenen Herzen ein wahrhaftes Bewußtsein lebt von dem Wert des katholischen Glaubens, wenn er Ihnen dadurch noch teurer geworden ist, daß Sie seine Schönheit selbst erkannt und studiert haben, wenn Sie glauben, meine verehrten Anwesenden, daß es eine Ewigkeit gibt, und daß als unerläßliche Mittel, sie zu einer glücklichen zu machen, die Treue im Glauben, in der Wahrheit und in der Gnade Bedingungen sind, die nicht erlassen werden können, wenn Sie selbst das kostbare Erbe Ihrer Väter, Kinder

der katholischen Kirche zu sein, auch Ihren Kindern wieder geben wollen, wenn in Ihrer Brust lebt ein katholisches Herz, das heißt, ein großes, ein edles, ein mitleidiges, ein opferfähiges und begeistertes Herz, dann, meine verehrten Anwesenden, muß die Sache des Bonifatiusvereins Ihnen überaus teuer sein, dann müssen Sie nach materiellem und geistigem Vermögen Förderer der Bonifatiussache werden.

Es ist nicht Fanatismus, wenn wir so reden; sonst wäre es auch Fanatismus, wenn der Soldat die Ehre seiner Fahne liebt; dann wäre Fanatismus gewesen der Not- und Entrüstungsschrei, der durch Europa ging und insbesondere durch Deutschland, als im fernen Osten der deutsche Name mißhandelt worden war; dann wären Fanatismus die Rufe des Monarchen, um die gekränkte Ehre wieder herzustellen und Sühne zu verlangen für das Unrecht. Aber niemand wird das sagen; nein, das ist kein Fanatismus. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!" Und ich weiß, wenn heute das Vaterland in Gefahr wäre, und wenn der Monarch hinträte vor Sie selbst und würde Sie bitten, daß Sie ihm mithelfen zur Verteidigung des Vaterlandes, dann würden mit derselben freudigen Begeisterung, mit der in den letzten Wochen Hunderte katholischer Söhne, unter andern auch der Sohn unseres hochverehrten Herrn Präsidenten, hinausgegangen sind, um die Ehre des deutschen Namens in Ostasien zu verteidigen, — dann würden Sie alle ohne Bedenken sagen, was einst der selige Windthorst gesagt und versprochen hat für die Zeit des Kampfes und der Not: „Der letzte Mann und der letzte Groschen!"

Meine Herren! Es ist aber auch darauf hingewiesen worden in dieser Versammlung, und zwar in der Einleitungsrede des hochverehrten Herrn Präsidenten, daß, so sehr wir Katholiken unser Vaterland lieben, wir uns dennoch bewußt sind, daß über dem irdischen ein himmlisches Vaterland steht, und daß uns der Weg dazu, die heilige Kirche, teurer sein muß als das irdische Vaterland. Diejenigen, die das bemäkeln wollen und bekämpfen, untergraben damit die Fundamente des irdischen Vaterlandes selbst. Wer die Kirche liebt, liebt auch das Vaterland um des Gewissens willen. Die beiden stehen nicht gegensätzlich einander gegenüber. Aber höhere Aufgaben noch, als das Vaterland zu leisten hat, hat die Kirche zu leisten; eine höhere Kultur muß sie uns geben; sie muß uns geben das, wovon doch im Grunde der Wert aller Kultur und ihre Krone abhängig ist, den Ausbau des irdischen Reiches hinein in das ewige, himmlische Reich Gottes; sie muß uns geben, was für uns alle am notwendigsten ist, die Rettung der unsterblichen Seele für die Ewigkeit.

Aber wir dienen noch in einer andern Weise, wenn wir die Sache des Bonifatiusvereins fördern, dem Vaterlande. Ich will nicht davon reden, daß der Bonifatiusverein nichts anderes sucht, als das Werk zu erneuern, welches einst St. Bonifatius in den deutschen Gauen begründet hat, jenes Werk, auf dem nach dem oft zitierten Worte eines nichtkatholischen Geschichtschreibers alles ruht, was auf geistigem, kirchlichem und politischem Gebiet in Deutschland erwachsen ist. Ich will nur darauf hinweisen, daß wir in dem Bonifatiusverein eines der wirksamsten und wichtigsten Mittel im Kampf gegen die Sozialdemokratie der Diaspora besitzen.

Man hat auf diesen Gedanken vielleicht noch zu wenig hingewiesen. Meine verehrten Herren, man hat manchmal gesagt, daß der Bonifatiusverein eine Spitze habe gegen die gläubigen Elemente anderer Konfessionen. Nichts von alledem! Es hieße den andern Konfessionen ein schlechtes Zeugnis ausstellen, wollten wir sagen, daß die von der Kirche abgefallenen Katholiken eben noch gläubig genug seien, um andern Konfessionen noch als Gläubige zu gelten.

Es ist nicht wahr, daß der Verein sich gegen andere Konfessionen richtet. Wohl aber richtet er sich gegen die Sozialdemokratie. Sehen Sie, meine verehrten Herren, diejenigen, die abfallen von der katholischen Kirche, werden keineswegs gläubige Angehörige anderer Konfessionen; sie vermehren meist die Sozialdemokratie, indem sie gleichgültig und ungläubig werden. Der Abfall von der katholischen Kirche vollzieht sich auf dem Wege, den einst Friedrich Wilhelm Weber in den Versen angegeben hat: „Erst kommt die Lauheit, dann der Zweifel, dann Widerspruch, dann Haß und Spott; das halbe Denken führt zum Teufel, das ganze Denken führt zu Gott.“ Wer aber Gott und der katholischen Kirche ganz gewonnen ist, der ist der Sozialdemokratie verloren.

Von welcher Wichtigkeit gerade der Verein in dem Zentrum der Sozialdemokratie, in Berlin, ist, darüber brauche ich Ihnen keine weiteren Ausführungen zu machen. Glauben Sie, daß von den 250 000, die uns verloren gegangen sind, wenigstens in den Arbeiterkreisen, sehr wenige sind, die den andern Konfessionen angehören. Aber das sind die Rekruten geworden für die Sozialdemokratie; denn ihre Ziele sind die ihrigen geworden, nachdem sie von der Kirche abgefallen waren. Ja, meine verehrten Herren, man berät in den Re-

gierungen, wie man dem immer weiter greifenden Vordrängen der Sozialdemokratie Einhalt tun könnte. Man denkt so oft nicht daran, daß es vor allen Dingen notwendig ist, den Geist zu erneuern, der in diesem Organismus der Arbeiterwelt lebt, und daß erst, wenn ein neuer Geist, der christliche Geist, mit dem einzig Leben hervorzubringen und Fortschritt zu bewirken ist, wieder diese Massen beherrscht, auch gesündere und sichere Zeiten für die Erhaltung der staatlichen Ordnung gegeben sind. Es wäre im Interesse der Regierung gelegen, wenn sie beschlösse, daß sie jährlich mindestens eine Million an den Bonifatiusverein beisteuert, und zwar hauptsächlich, um dem Umsichgreifen der Sozialdemokratie in Berlin selbst zu steuern. Meine verehrten Herren, wir brauchen, so groß auch die Fortschritte sind, die der Katholizismus dort tatsächlich gemacht hat, so groß der Seeleneifer des Berliner Klerus auch ist, wir brauchen tatsächlich noch viel mehr Kirchen und viel mehr Priester, wollen wir auch nur der allergrößten Not gegenwärtig steuern.

Es sind nach einer Berechnung, die vielleicht noch viel zu niedrig ist, gegenwärtig mindestens 8—10 Millionen Mark allein für Berlin notwendig, um jene Anzahl von Kirchen herzustellen, die genügend ist, daß man für ungefähr 6000 bis 7000 Seelen eine Kirche hat.

Ja, meine verehrten Herren, es sind nicht nur Kirchen notwendig, es sind auch Priester notwendig, und wenn irgendeiner ist, der das Wort von der Not der Diaspora hört, namentlich in dem Zentrum der Diaspora, in Berlin, und dem der liebe Gott den hochherzigen Entschluß ins Herz gegeben hat, in den Missionen ihm zu dienen, der möge von seinem Bischof die Erlaubnis erbitten, hinzugehen nach

Berlin, und ich bin überzeugt: er hat Arbeit genug, daß er dort sein ganzes priesterliches, opferfähiges Herz erschöpfen kann.

Wir Dominikaner, meine verehrten Freunde, die eine sechshundertjährige Tradition zu dem Rechte und zu der heiligen unabweisbaren Pflicht verbunden hat, mit der Mark Brandenburg und mit Schlesien und insbesondere mit Berlin innigst verwachsen zu sein und an deren Seelsorge regen Anteil zu nehmen, wir Dominikaner, sage ich Ihnen aus voller Überzeugung und in aller Wahrheit, wir beten darum, daß auch andere Ordensleute als wir nach Berlin kommen könnten, und daß namentlich diejenigen hinkämen, die nicht in das Deutsche Reich hinein dürfen, insbesondere die Väter der Gesellschaft Jesu.

Nicht Propaganda machen wir. Und doch ist es eine Propaganda, die der Bonifatiusverein fördert: es ist die Propaganda des Friedens. Regina pacis ist das Zeichen, unter dem wir hier tagen, und eine regina pacis soll auch diese Katholikenversammlung sein, eine Königin des Friedens, friedlicher Arbeit, friedlicher Gesinnung und der Erhaltung auch des konfessionellen Friedens.

Auch in dieser Hinsicht, meine verehrten Freunde, hat der Bonifatiusverein keineswegs eine Spitze gegen die gläubigen Elemente anderer Konfessionen. Meine verehrten Freunde, wohl aber hat er einen Zweck der Propaganda des Friedens, d. h. eine heilige Vermittlung anzubahnen, die auf dem Boden der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe aufgebaut ist und auf dem wir — es ist meine feste Überzeugung — doch über kurz oder lang, wir alle, die wir uns noch gläubige Christen nennen, uns zusammenfinden müssen um das Zeichen der Liebe, um das Symbol unseres

Glaubens und um das Zeichen ewiger Gerechtigkeit, um Jesus Christus, den Gekreuzigten.

Es ist im Jahre 1855 gewesen: da starb in Luxemburg einer der edelsten Förderer des Bonifatiuswerkes, der Professor Dr. Michelis. Vor seinem Hinscheiden hatte er als seine letzten Worte ausgesprochen: „Ein Hirt und eine Herde und der Bonifatiusverein." Wie kommen diese beiden Dinge zusammen? Es ist dieselbe Idee, die der Bischof Konrad Martin zu seiner Lieblingsidee gemacht hat, und die er auch in den beiden Schriften, deren Massenverbreitung von der Katholikenversammlung eifrigst empfohlen werden muß, ausgesprochen hat, die Idee, den Bonifatiusverein zu gebrauchen als Mittel zur Wiedervereinigung der im Glauben getrennten Brüder.

Es ist auch die Idee, die der hochverdiente Veteran der Bonifatiussache, der alte — „Unser einer!" — der hochwürdige Dechant Hammer aus der Pfalz, immer und immer wieder in den Artikeln des Bonifatiusblattes ausspricht, und ich meine: es ist eine so großartige, so die Herzen erhebende Idee, daß ich in der Tat nicht an ihr vorübergehen kann, wo mir das Thema, über den Bonifatiusverein zu sprechen, gestellt ist, ohne sie wenigstens gestreift zu haben.

Nicht mit Kampf, meine verehrten christlichen Freunde, wollen wir andere besiegen, nicht durch Haß und Zwietracht, nimmermehr! Die Katholikenversammlungen haben eine glänzende Geschichte in bezug auf die Wahrung des konfessionellen Friedens aufzuweisen. Meine Herren, es hat eine Zeit gegeben, wo wir es verstanden haben, selbst da zu segnen, wo man uns geflucht hat. Aber eines will allerdings der Bonifatiusverein und eines will auch die Katholikenversammlung: daß bei Andersgläubigen immer mehr

und mehr die Vorurteile fallen mögen, die sie gegen die heilige katholische Kirche haben, daß sie sie sehen mögen in ihrer Wahrheit und in ihren Vertretern heil und unbefleckt, als heilig und vom Himmel kommend. Das allerdings soll auch der Bonifatiusverein leisten und er stellt an die Katholiken der Diaspora die heilige Verpflichtung, daß, wie sie durch das Almosen der katholischen Liebe groß und in ihrem heiligen katholischen Glauben erhalten worden sind, sie auch dieses heiligen Glaubens Zeugen seien in einer Welt, die diesen Glauben nicht mehr oder vielfach nur von Zerrbildern und Verleumdungen kennt, daß sie beweisen, daß ein wahrer Katholik etwas wirklich Edles in seinem ganzen Leben hat, daß er für alles Sinn und Begeisterung hat, was wahr, groß und schön ist, daß er mit einer heiligen Liebe und einer großen Hochachtung auch dann alle diejenigen umfaßt, die nicht zu seinem eigenen Glaubensbekenntnis gehören, wenn er wünscht, daß sie die Kirche, die er als sein teuerstes Gut immerzeit hochhält und verteidigt, immer mehr erkennen mögen und so vielleicht, wenn auch nicht jetzt, so doch für diejenigen, die nach uns kommen, die Wege gebahnt werden mögen zu einer Wiederversöhnung aller Christen zu einem einigen Deutschland im alten christlichen Glauben.

Es kann nicht ausbleiben, daß es bald wenigstens zur Annäherung kommen wird. Die Zeichen der Zeit deuten dahin, daß die Geister immer mehr sich scheiden zur äußersten Linken und zur äußersten Rechten, und auf der äußersten Linken, meine Herren, steht das Wort, das den reinen Subjektivismus verkündigt, das Wort, das der jüngst verstorbene Friedrich Nietzsche ausgesprochen hat: „Nichts ist wahr,

und alles ist erlaubt", das ist die letzte Konsequenz der Richtung, die sich losgelöst hat von Jesus Christus und von seiner heiligen Kirche. Und auf der rechten Seite steht die Autorität, deren Preis wir gestern nachmittag in so wunderbar herrlichen Worten haben verkündigen hören; da steht die gottgesetzte, irrtumsfreie, von Gottes Schutz beschirmte Autorität der Kirche, die sagt: Es gibt eine Wahrheit, es gibt eine Sitte.

Meine Herren, jetzt zum Schlusse! Ich erinnere Sie an ein trostreiches Bild aus der Geschichte der Kreuzzüge. Einst kam vom Morgenlande her ein armer Einsiedler und verkündigte die Not der Christen an den heiligen Stätten, die von den Türken genommen waren. So groß war seine Begeisterung, so tief der Schmerz, der durch seine Seele glühte, indem er die Greuel an den heiligen Stätten schilderte, und so wirksam war die Aufforderung zum Kreuzzug zur Wiedereroberung der heiligen Stätten, daß, als er geschlossen hatte, die Menge rief: Deus vult, Gott will es, Gott will es! und sie nahmen das Kreuz.

Meine verehrten Herren, auch ich möchte Sie bitten an diesem Abend, das Kreuz zu nehmen zu dem Kreuzzug, den das Werk des hl. Bonifatius verfolgen will. Voran gehen die Bischöfe und geht der Adel. Beide haben miteinander ein heiliges Bündnis geschlossen von den Zeiten der Gründung des Vereins an. Die Bischöfe namentlich sind mit dem Bonifatiusverein in innigster Weise verwachsen; sie haben es anerkannt, insbesondere bei der letzten feierlichen Versammlung am Grabe des hl. Bonifatius beim Jubiläum des Vereins im vorigen Jahre und haben es anerkannt in zahlreichen herrlichen Rundschreiben, die sie seitdem zur Unterstützung und Empfehlung des Bonifatius-

vereins in die Welt gesandt haben. Sie haben bewiesen, daß es nicht nur der Dank ist, den der Episkopat dem Bonifatiusverein für seine Arbeit und seine Opfer schuldet, sondern daß es die Gemeinsamkeit der Interessen und der Arbeit ist, die sie beide für immer verbindet.

Meine hochverehrten Herren, aber ähnlich ist es auch mit dem katholischen Adel. Es ist ein herrliches Bild, das Bild des edlen Mannes, Grafen Joseph zu Stolberg, des berühmten Sohnes des noch berühmteren Konvertiten Leopold Friedrich Grafen zu Stolberg; ein Bild der Hingabe und des Opfermutes an die Sache des Bonifatiusvereins, wie sie nicht leicht erreicht werden können. O meine verehrten Herren, möge das ein glückliches Zeichen sein, daß auch der katholische Adel Deutschlands in weiterem Umfange noch als bisher und in größerer Opferfreudigkeit unter das Zeichen des Kreuzes und in den Kreuzzug eintritt, den der Bonifatiusverein führt, um kostbare Güter, die uns genommen worden sind, für viele wieder zurückzuerobern. Auf der Versammlung zu Fulda beim Jubiläum hat der leider nun schon verstorbene Bischof Haffner ausgerufen, indem er mit begeisterten Worten das Werk des Bonifatiusvereins pries: „Bonifatius ist nicht tot, er lebt in unserer Mitte!“ Und ich möchte sagen, meine verehrten Herren, das innige Band, das zwischen Episkopat und Bonifatiusverein und Bonifatiusverein und katholischem Adel Deutschlands einst geschlossen worden ist, es lebt heute noch fort. Graf Stolberg und Konrad Martin sind nicht tot; sie leben unter uns mit westfälischer Zähigkeit und Treue in den beiden Vertretern des Bonifatiusvereins zu dieser Stunde, Freiherr v. Wendt und Prälat Propst Nacke. Aber nicht allein diese, Sie alle müssen sich in die Reihen stellen — die akademische Jugend

insbesondere, die oft den ersten Impuls zur freudigen Teilnahme an den Werken des Bonifatiusvereins gegeben hat. Zur Zeit, als ich selbst Student war und unter dem Eindruck des Wirkens stand, dem seine Kraft weihte der Reorganisator des Bonifatiusvereins in Baden, der Weihbischof Dr. Friedrich Justus Knecht, hieß es: „Die katholische akademische Jugend muß voran, wie sie zu allem Ritterlichen gehört, so auch zu dem Werke des Bonifatiusvereins!"

Und Sie, meine verehrten Frauen, die Sie in der Seele eine tiefe Frömmigkeit haben, Sie haben mitgearbeitet an diesem Kreuzzug, nicht indem Sie aktiv in Linie traten; aber ähnlich wie in Kriegszeiten die Frauen zu Haus Linnen bereiten und die Mittel, um die Verwundeten zu pflegen, so haben Sie in dem Bonifatius-Paramentenverein den Diasporagemeinden wertvolle Beweise Ihrer Glaubensfreudigkeit und Ihrer Anteilnahme an dem Werk des Bonifatiusvereins gegeben, und keine von Ihnen, keine einzige, die heute abend hier zugegen ist, gehe aus diesem Saale weg, ohne sich das Gelöbnis gegeben zu haben vor sich und vor ihren Genossinnen: Ich will von jetzt ab viel treuer der großen Not zu steuern helfen, die es in Deutschland gibt, der Glaubensnot der Katholiken in der Diaspora.

Und die Kinder selbst, meine Herren! Es gab einmal einen Kinderkreuzzug. Das war ein verfehltes Unternehmen; aber ein idealer Zug ging durch diese Kinderwelt, und ich möchte ihn der Kinderwelt von heute mitteilen; wie sie arbeitet für das Werk der Kindheit Jesu, so möchte ich sagen: Ite, angeli veloces, gehe hin, du Kind, wie ein reiner schneller Bote, zu einem Volk, das um Hilfe wartet, das den Glauben oder wenigstens doch das lebendige Glaubensleben verloren hat!

Ich spreche hier vor einem Hintergrunde, wie ich noch niemals in meinem Leben einen gehabt habe, vor diesen edlen Herren, die draußen im öffentlichen Leben die Sache des Bonifatiusvereins vertreten, wie sie die Sache des Zentrums, die Sache der Katholiken Deutschlands überhaupt vertreten; ich spreche in Gegenwart der Herren Abgeordneten des Zentrums und unter dem Eindruck ihres Beispiels. Die Herren mögen für Sie alle, meine verehrten Anwesenden, ein leuchtendes Vorbild in der Mitarbeit in dem großen Kreuzzug des Bonifatiusvereins bleiben!

Auf denn zu einem heiligen Kreuzzug! „Das ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen: es ist ein Kreuzzug, es ist ein heiliger Krieg“[1], und ich meine, seitdem ich davon gesprochen hätte, sei diese Stunde selbst eine heilige Stunde geworden und die Rednertribüne wird zur Kanzel, und diese Katholikenversammlung wird zur religiösen Versammlung, und diese Halle wird zum großen, mächtigen Gotteshaus, und über uns waltet unsichtbar, aber doch nahe mit seinem Gebete und mit seiner Fürbitte am Throne Gottes der hl. Bonifatius, der Anführer des Kreuzzuges, mit dem Kreuz in der Hand, dem Schwerte der Krieger Gottes, dem Zeichen der heiligen Liebe. Ich kann an ihn nur die Bitte stellen, die ich in Ihrer aller Namen an ihn richte: Emitte spiritum tuum et creabuntur, hl. Bonifatius, gib uns deinen Geist, den Geist des Glaubenseifers, des Glaubensmutes, der Glaubens- und Opferfreudigkeit und der Glaubenstreue, gib ihnen allen deinen Geist! et creabuntur, und neue Schöpfungen werden erstehen in dem Bonifatiuswerke; neue Gemeinden in der Diaspora werden ihre Kirchen erhalten,

[1] Theodor Körner: „Aufruf!“

neue Priester werden kommen und werden das Evangelium verkünden, et renovabis faciem terrae, und Segen wird herniederquellen vom Himmel auf diese Orte der Diaspora und von dort aus hinaus zum Wohl der Kirche und zum Wohl des Vaterlandes.

15. Katholische Kirche und Karitas.

Rede, gehalten auf der Katholikenversammlung zu Mannheim, 1902.

Ein vierfaches Brautgeschenk hat Christus seiner Kirche gegeben: Unzerstörbarkeit ihres Wesens, Unfehlbarkeit ihrer Lehre, Autorität ihrer Regierung, Karitas ihrer Wirksamkeit. Wir sind in unserer Zeit des besondern Glanzes dieser vierfachen Auszeichnung Zeugen gewesen. Zum Tode verfolgt und totgesagt *lebt* die Kirche heute in derselben ewig jungen Kraft, mit der sie begonnen; inmitten der wild aneinanderprallenden Wogen menschlicher Meinungen und Irrtümer leuchtet auf dem Felsen Petri der Pharus des durch göttlichen Schutz unfehlbaren Lehramtes, in einer Zeit, wo trotz der Vermehrung äußerer Machtmittel das Schwinden der Autorität nicht aufgehalten werden kann, steht als größte *geistige* Macht das Papsttum in der Welt, und während über die Erde ein dumpfes Stöhnen geht, das über das Wachsen des Egoismus und des Elends klagt, entfaltet in einem in ungeahnter Mannigfaltigkeit und Kraft sich regenden Wetteifer selbstloser Liebe unsere heilige Kirche das Sternengewand ihrer Karitas.

Unter diesem Zeichen steht die Kirche in unsern Tagen. Zwar ist es ihr immer eigen gewesen; denn so notwendig ihr nach dem Willen ihres Stifters Unzerstörbarkeit, Unfehlbarkeit und göttliche Autorität sind, so notwendig gehört

zu ihr die Karitas. Nur wenden, zumal auf sozialem Gebiete, die Forderungen unserer Zeit sich mit besonderem Nachdruck gerade dieser Seite ihrer Tätigkeit zu und eindringlicher erhebt die Kirche ihre Stimme im Rate derer, die der Hebung des Volkes, der Heilung seiner Übel sich opfern; so notwendig die gesetzliche Regelung des materiellen Wohles der Arbeiter- und Armenwelt ist, so entschieden auch die Forderungen der Gerechtigkeit betont werden müssen, so wenig wird man der Karitas und daher der katholischen Kirche entraten können, denn katholische Kirche und christliche Karitas sind eins. Nicht als ob ich sagen wollte, die katholische Kirche sei die einzige Institution, innerhalb derer Karitas geübt wird. Nein! Mit freudigem Danke und rückhaltloser Bewunderung erkennen wir an, daß, abgesehen von der unter dem Titel „Humanität" geübten, jedoch des tieferen Motives und der höheren Sanktion ermangelnden Wohltätigkeit, in den außerhalb der katholischen Kirche stehenden christlichen Kreisen Karitas in weitem Umfange und mit vielem Erfolge geübt wird, wohl aber behaupten wir, daß Wesen, Geschichte, Eigenschaften und Ziele der katholischen Kirche den Satz beweisen: Kirche und Karitas sind eins.

Was ist die katholische Kirche, meine Herren? Was ist diese Institution, so oft und so vielseitig genannt und besprochen in den Kabinetten der Fürsten, in den Parlamenten, auf den Kathedern, in den Tagesblättern? Was ist sie? Sie lebt ein sichtbares Leben mitten in der Welt, sie lehrt in öffentlichen Orten und Schriften, ihre Diener wirken unter den Augen der Menschen, und doch die widersprechendsten Urteile! Die einen sagen: „Er ist gut!" die andern: „Er verführt das Volk!" Wissen Sie, von wem

man dieses gesagt hat? Nun, wenn Sie es wissen, dann wird es Sie nicht wundern, daß man von der Kirche sagt: „Die katholische Kirche ist jene Anstalt, die die Anmaßung begeht, sich für die wahre Kirche Christi zu halten, während sie das Wort Christi verdunkelt und entstellt hat; sie ist jene fürchterliche Macht, die seit Jahrhunderten es verstanden hat, durch List und Gewalt die Gewissen zu tyrannisieren; sie ist das Werk herrschsüchtiger Priester, welche die Beschränktheit des Volkes mißbrauchen, und das wenige Gute, das einzelne ihrer Glieder geleistet, wird weit überwogen durch das Elend und die Qual, die sie in die Welt gebracht!" — Ist sie das? — Mein Gott, wenn sie das wäre, dann müßte ich an dem Abend, da ich beauftragt bin, über Kirche und Karitas zu Ihnen zu reden, Ihnen die Karitas verweisen, eine flammende „Los-von-Rom"-Rede halten und Sie allesamt auffordern, aus einer solchen Kirche auszutreten.

Aber nein! Wahrhaftig, das ist sie nicht! Wollen Sie wissen, was sie ist, so studieren Sie ihre Lehre, lesen Sie ihre Geschichte, fragen Sie die großen und edlen Geister, die aus ihr hervorgegangen, fragen Sie selbst ihre vorurteilsfreien Gegner und sie werden Ihnen sagen: „Die katholische Kirche ist nach dem Ausspruche des Apostels der geheimnisvolle Leib Christi, in welchem Christus fortlebt, fortlehrt, fort seine Gnade spendet, fortregiert, fortverfolgt und fortverherrlicht wird. Sie ist jene auf den Felsen Petri, das Papsttum, gebaute Anstalt, die den Auftrag hat, das Werk Christi unter den Menschen fortzusetzen bis zum Ende der Zeiten, Christi Wahrheit und Gnade und Liebe der Welt zu vermitteln; sie ist jene wunderbare, in der Geschichte fortlebende Macht Christi, die Mutter und Erzieherin der Völker, die Trägerin der Zivilisation, die das

Antlitz der Erde auf geistigem, sittlichem und sozialem Gebiete erneuert hat, und ihre weltüberwindende Macht war weltüberwindende Liebe. Das ist die katholische Kirche. Nun denn, wenn sie nach dem Willen ihres Stifters und nach ihrem innersten Bewußtsein nichts anderes ist und sein will als Fortsetzung des Werkes Christi, und wenn christliche Karitas nichts anderes ist als die in Christo sichtbar gewordene Liebe Gottes und jene Liebestätigkeit, deren Grund, Kraft und Krone Christus ist, haben wir dann nicht das Recht, zu sagen: Kirche und Karitas sind eins?

Kennen Sie das schöne Bild, das den Heiland alles Elendes darstellt? Auf ihm sind Elende und Arme aller Art: Blinde, Lahme, Aussätzige, Kranke, Verlassene, eine unübersehbare Schar, aber über allen liegt ein großer Friede. In ihrer Mitte steht voll Majestät und doch in unendlicher Liebenswürdigkeit ein Mann; mit dem Auge des Mitleids, in grenzenloser Liebe blickt er sie an, er breitet seine Arme aus, wie um die Menschen an sich zu ziehen mit flehender Gebärde und sagt: Mich dauert das arme Volk. Kommt zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, es ist süß und meine Bürde leicht. Das Himmelreich ist euer, in eurem Herzen soll es sein, ein Reich voll Kraft, voll Ergebung und Mut und heiligem Trost und unendlichem Frieden.

Setzen Sie an Stelle Christi, der nicht mehr sichtbar unter uns weilt, die seine sichtbare Stellvertreterin auf Erden ist, die Kirche, und Sie haben dasselbe Bild: Kirche und Karitas. Wenn irgendein Zug Christi an der Kirche gefunden werden muß, dann ist es dieser: die Liebe. Daran wird man erkennen, daß sie sein Werk ist, daß sein Geist in ihr wirkt, so gut, als für den einzelnen die Liebe das

Zeichen der Jüngerschaft Jesu ist. Nicht umsonst ist Petrus erst auf das dreimalige Bekenntnis seiner Liebe hin die Regierung der Kirche übertragen worden, denn er sollte vor allen andern ein Stellvertreter der in Christo erschienenen Gottes- und Menschenliebe sein.

Nicht zum Fluch, sondern zum Segen sollten sich seine Hände erheben; nicht im Herrschen, sondern im Dienen sollte er der erste sein; nicht reich zu werden, sondern reich zu machen war seine Aufgabe. Der Armut und dem Elend, der tausendfachen Not der Menschheit gelte seine Sorge; der Kirche Gut sei der Armen Gut, ihr größter Triumph: über Elend und Not zu triumphieren. Hat sie sie erfüllt, diese herrliche Aufgabe, die katholische Kirche? Ach, ich weiß wohl, was sie entgegnen werden, denn ich weiß, was sie geantwortet haben alle jene, die nur die Flecken in der Sonne sehen und die Fülle des Lichtes darüber vergessen; sie werden auf einzelne Personen und Fälle hinweisen, die das Gegenteil von unserem Satze beweisen sollen. Wir Katholiken sind die letzten, die rechtfertigen wollten, was je gegen die Liebe geschehen ist. Aber all das, was geschehen, und was der Haß der Gegner und Apostaten dazu gedichtet, all das kann den Satz nicht umstoßen, denn wie das Wesen der Kirche und Karitas, so beider Geschichte bekundet: Kirche und Karitas sind eins.

I.

Aus demselben Feuer einer unendlichen Liebe haben beide ihren Ursprung. Es ist ein den Kirchenschriftstellern der ersten Zeit geläufiger Gedanke: aus dem Herzen des Gottmenschen am Kreuze ist die Kirche und die Liebe hervorgegangen. Von dort herab fielen die Funken echter Menschen-

liebe auf die erlöste Welt, und als der Geist der Liebe im Sturmwind kam am ersten Pfingstfeste, da wurden die Funken zur Flamme, über den Häuptern der Apostel waren sie sichtbar, und von Jerusalem aus nahm das heilige Feuer seinen Lauf über die Erde. P. Lacordaire, dessen Namen ich gelegentlich der diesjährigen Katholikenversammlung mit besonderer Freude und Dankbarkeit nenne, weil wir dieses Jahr das Zentenarium seiner Geburt gefeiert haben, hat schon in seiner genialen Weise auf jene weltgeschichtlich große Stunde hingewiesen, in welcher die junge Kirche, vertreten durch Petrus und Johannes, die Autorität und die Liebe, zum ersten Male dem Elend und der Armut entgegentrat. Es war an der Porta Speciosa zu Jerusalem. Ein Lahmer saß dort und bat um ein Almosen. „Sieh uns an!“ sprach Petrus zu ihm, „ich habe nicht Gold noch Silber, aber was ich habe, gebe ich dir.“ Sie hatte nicht immer materielle Gaben, die Kirche, dieser bedurfte es auch nicht zuerst und nicht allein; sie hatte mehr und Höheres. Sie hatte, um mich der schönen Form zu bedienen, die ein Bewunderer Lacordaires dessen Gedanken gegeben, sie hatte Augen, um die Armut und das Elend anzusehen mit dem Blick der Liebe und Erbarmung, welche die alte Welt in all den Jahrhunderten nicht gehabt hatte, seit sie an ihnen vorübergegangen; sie hatte Ohren, um ihre Klagen zu hören, einen Mund, um Worte des Friedens und Trostes zu sprechen, Hände, um sie ihnen entgegenzustrecken, Füße, um sich aufzumachen und sie heimzusuchen auf dem einsamen Lager, das bisher nur Schmerz und Verzweiflung als einzige Genossen umstanden; sie hatte ein Herz, um sie zu lieben, einen Leib, ihnen zu dienen. Im Namen Jesu sage ich dir, stehe auf! Und das Wunder

geschah: er stand auf, der Lahme, und pries Gott. Und auf stand die Armut und das Elend. Ehedem verachtet und stolz gemieden, sahen sie sich jetzt von Hochachtung und Liebe umgeben. Die gesellschaftlichen Unterschiede verloren alles Bittere, denn das Feuer der Liebe schmolz die Gegensätze, löschte aus alles Unreine, verbrannte die niedrige Selbstsucht. „Sie waren ein Herz und eine Seele, und niemand nannte etwas sein eigen." Seht, wie sie einander lieben, riefen staunend und bewundernd die Heiden. Wohl brachten die Verhältnisse folgender Zeiten mit sich, daß das Ideal christlicher Liebe nicht von allen in dem Glanze seiner ersten Reinheit verwirklicht werden konnte. Aber wie die menschliche Seele eine und dieselbe bleibt in den verschiedenen Altersstufen, so ist ein und derselbe Geist der Liebe geblieben, der für die verschiedenen Zeiten der Kirche die entstehende Form seiner Wirksamkeit suchend der jeweiligen Not Abhilfe schuf. Von dem apostolischen Institut der Diakonie an bis herab zu den uns bekannten modernen karitativen Organisationen, nie und in keiner Not ist die erfinderische Liebe der Kirche hinter den Forderungen einer bedrängten Zeit zurückgeblieben. Ich würde die Geschichte der Kirche erzählen, wollte ich vor Ihnen die Geschichte der christlichen Karitas entrollen. Durchgehen Sie die sieben leiblichen Werke der Barmherzigkeit, um nur diese zu nennen, nennen Sie Hunger, Durst, Blöße, Fremde, Gefangenschaft, Krankheit, Tod, und unschwer werden in Ihren Erinnerungen die Gestalten lebendig, welche dieser siebenfachen Not wirksame Helfer geworden sind. Und beachten Sie wohl: Ohne sich einzig an bestimmte Formen der Karitas binden zu lassen — „der Geist weht, wo er will" — so hat es dem Geiste der Liebe doch gefallen, dem Mangel an Gottes-

und Menschenliebe, dem Vater alles Elends und aller Not, die Fülle der Gottes- und Nächstenliebe, die Mutter alles Segens, als Ersatz zu geben, und diesen Ersatz schuf er vorab in den karitativen Orden der katholischen Kirche. Schmäht sie, wie ihr wollt, verfolgt sie, soweit ihr könnt, ihr Unwissenden und Undankbaren und Apostaten, eure Hände und eure Macht reichen nicht zum Himmel; und am Himmel der katholischen Kirche die Milchstraße sind, nach einem schönen Worte P. Lacordaires, die Orden. Blicken wir mit Ehrfurcht hinauf zu dieser Bahn des Lichtes und Segens. Es sind Heroen der Menschheit unter denen, die dort wandeln. Ihm nach, dem Einzigen, dem Größten, dessen Leben lauter Liebe war, gehen sie dahin, pertransierunt benefaciendo, Männer wie Martin und Gregor von Tours, die ihre Zeit als Fuß der Lahmen, Auge der Blinden, der Waisen Väter und Tröster der Witwen pries; St. Benedikt, der Patriarch, dessen Orden der Träger der Zivilisation und Karitas Jahrhunderte hindurch für einen großen Teil Europas gewesen; St. Franziskus, der minnigliche Bettler von Assisi, der die Armut mit Leidenschaft liebte und in seinen Mindern Brüdern die Reinheit und Liebe der apostolischen Zeiten erneuerte; und nach ihm eine unübersehbare Schar, an ihrer Spitze die herrlichen deutschen Frauengestalten St. Hedwig und St. Elisabeth — Männer und Frauen, die Reichtum, Heimat, Familie und Freiheit verlassen, um den Armen und Elenden zu dienen und in der Torheit des Kreuzes ihre Lippen und ihre Liebe auf die Wunden der Menschheit zu legen. Lassen Sie sie vorüberziehen, diese Helden der Karitas, aus jedem Volk und Stand und Geschlecht, der Ruhm der Menschheit und der Kirche Gottes zieht an uns vorüber.

Sehen Sie die ernste und doch so milde Gestalt, die nun kommt! Ein Priester ist's im einfachen schwarzen Gewande, sein Antlitz ist gealtert, von Sorgen gefurcht, aber in den Furchen wohnt Mitleid und Güte, aus dem Auge leuchtet ungebrochener Seeleneifer, wie eine Gloriole leuchtet der Silberglanz seiner Haare, auf dem Arme trägt er ein Kind, und um ihn zahllose Kinder, die er gerettet, Arme, denen er geholfen, Kranke, die er getröstet, Jungfrauen, die ihm gefolgt und Jugend und Schönheit und Glanz den Armen gegeben, Frauen, die ihr Vermögen geopfert und Millionen den Armen geschenkt, die Söhne von St-Lazare zu Paris, die sein Werk fortgesetzt — hl. Vinzenz von Paul, du Ruhm der Kirche und der Karitas — sei uns gegrüßt! Meine Herren! Wo immer jemand ist, der das Verständnis für echte Menschengröße sich bewahrt hat, er mag einer Konfession oder Partei angehören welcher er will, er beuge in Ehrfurcht sein Haupt vor diesem Apostel der Menschenliebe — unter allen, die der Menschheit je ein Segen gewesen, ist er der größten einer!

Ich will hier abbrechen in der Aufzählung glänzender Namen, deren Träger Typen sind für eine Fülle karitativer Arbeit. Aber wenn ich auch schweige von andern, die Steine reden weiter, all die Denkmäler der Glaubens- und Liebeskraft des Mittelalters, die Stiftung zur Heilung jeglicher Art, die Hospitäler zum süßen Heiligen Geist, deren ehrwürdige Ruinen den Traum vergangener Zeiten träumen — und was sie sagen, ist unser Satz: Die Kirche ist Karitas.

II.

Weil sie eins sind, die zwei, weil die Karitas zur Kirche sagen kann: „Ich bin Fleisch von deinem Fleisch, Bein

von deinem Bein", darum tragen beide dieselben Züge und Merkmale; katholisch, apostolisch, heilig und einig wie die Kirche muß auch die Karitas sein.

1. Katholisch ist sie, d. h. überall hindringend, die Karitas „mit dem weitschauenden Auge". Weit wie die Welt ist ihr Gebiet, keine Zeit, kein Ort, kein Mensch ist von ihrer Tätigkeit ausgeschlossen. Soll sie auch nach der Mahnung des Apostels ihre Gaben zuerst den Glaubensgenossen zuwenden, so wäre sie doch nicht katholisch, wenn sie nicht allen gälte. Wenn die Kirche ihre Missionäre hinaus zu fernen Ländern und Menschen schickt, dann geht die Karitas mit, ihnen den Weg zu bahnen. Allumfassend wie das Leid der Welt ist ihre Liebe, die es heilen will. Sie nimmt das Kind vom Schoße der armen, hilflosen Mutter, und legt es an ihr eigenes warmes Herz; sie schützt in den Anstalten, in denen Engel der Barmherzigkeit mit Mutterliebe der Kinder warten, die zarte Knospe der Menschheit; sie sendet den Kleinen kleine Gaben in heidnische Länder, um die Lieblinge Gottes dem Heiland und dem Himmel zu retten; sie lehrt und erzieht die heranwachsende Jugend; sie schützt die Tugend der Jungfrauen und führt die gefallenen Mädchen der heilenden Sorge des guten Hirten zu; sie wacht über den Jüngling und ersetzt den wandernden Gesellen Heimat und Familie; sie gründet christliche Ehen und heilt und heiligt die Wurzel der Gesellschaft in der Familie; sie sammelt die Mütter um aller Frauen Preis und Krone; sie leitet die starke männliche Kraft; sie geleitet wie ein Raphael die fernerhin Wandernden und stützt den müden Greis, der dem Hause der Ewigkeit zuwankt; sie sucht die, die das Verbrechen oder unwürdiger Genuß entwürdigt, um sie der Gesittung, dem Leben, der Ehre wiederzugeben, —

kurz, so weit und tief das Meer der Not ist, so weit und tief ist ihre Liebe.

2. „Ein großer Arzt mußte kommen, weil ein großer Kranker daniederlag." Dieses Wort, das der hl. Augustinus von Christus sagt, gilt auch von der Karitas, die dem kranken Volke helfen soll. Eine mehr als gewöhnliche, eine apostolische Karitas tut not. Was den Apostel zum Apostel macht, das ist nicht das Ansehen und die Macht der Geburt, nicht der Einfluß des Wissens und der Rede, das ist auch nicht einzig die Weihe, es ist die Liebe. „O Priesterherz, weit wie das All, unendlich hoch wie der Himmel, glühend wie Apostelliebe, dürstend wie des Heilands Herz! Wer ahnt dein Sehnen, deine Leiden, deine Todesängsten, deine Triumphesfreuden?" So ruft so schön ein frommer Jesuit und Erzieher der Jugend aus[1]. Ja, ein priesterliches Herz hat die echte, die christliche Karitas, jene geduldige, milde, selbstlose Liebe, die alles glaubt, alles hofft, alles trägt, alles überwindet, die niemals ruht, die stärker ist als der Tod; jene Liebe, die im Herzen der Apostel brannte, als sie weggingen vom Hohen Rat, voll Freude, gewürdigt worden zu sein, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden; jene Liebe, die die ersten Jahrhunderte erfüllte, die Rom nach dem Worte des hl. Ignatius zur Fürstin der Liebestätigkeit und die ersten Bischöfe zu Vätern der Armen machte; jene Liebe, die wagt, die opfert, die vertraut; jene Liebe, vor der alle Selbst- und Eifersucht schwindet wie Nebeldünste vor der Sonne; jene Liebe, die nicht aus einer sentimentalen Anwandlung hervorgeht, die nicht kühle Berechnung und irdische Rücksicht,

[1] P. A. v. Doß S. J., Gedanken und Ratschläge [25] (Freiburg, Kap. 135) 1919.

noch die Not und staatlicher Zwang geschaffen, sondern jene Liebe, die aus Gott geboren und heilig ist.

3. Ja, heilig sei die christliche Karitas. Aus dem edelsten und höchsten Motiv, aus welchem Menschen handeln können, gehe sie hervor, aus reiner Gottes- und Menschenliebe; nach Art eines Sakraments wirke die Wohltat erhebend und bessernd auf den Spender, und so fern aller aufrichtigen und heiligen Liebe der Mißbrauch der Karitas zu selbstsüchtigen Zwecken, zur Proselytenmacherei ist, sie vergesse bei ihren eigenen Glaubensgenossen nie, daß alle materiellen Gaben zur sittlichen Hebung führen und daß die höchste Karitas, die einem Menschen erwiesen werden kann, die Rettung seiner Seele, sein ewiges Glück ist. Heilig sei die Karitas. Und zur Heiligkeit gehört, daß uns die Armut und der Schmerz selbst heilig sei, daß wir im Nächsten unsern Bruder sehen, aus dem das Auge des Erlösers bittet, der die Sache der Armen zu der seinigen gemacht hat; heilig sei sie, und dazu gehört die Klugheit, die zwischen wirklicher Armut und Scheinarmut unterscheidet, und die Demut, deren schonende und dienende Art verhütet, daß da, wo man wohltun will, nicht tiefere Wunden geschlagen werden. Heilig sei die Karitas. Und darum vergessen wir nicht, daß auch jenes stille Gebet, jene glühenden Seufzer und heroischen Opfer, die aus den geweihten Stätten des Gebetes und der Buße zum Himmel steigen, kostbare Taten der Karitas sind, und — wenn auch weltfern — wirksamer vielleicht als materielle Gaben der Not des Herzens von dem zu Hilfe gesandt werden können, der die Kraft, die in diesem stillen Strom der Liebe dahinfließt, auf die Gebiete unserer äußeren karitativen Tätigkeit übertragen kann. Darum, wer immer Liebe hat, der gebe

sie, die organisatorische Kraft des Geistes Gottes wird sie der Heilsökonomie des Ganzen nutzbar machen.

4. Ich habe das vierte Merkmal der Karitas und Kirche genannt: ihre Einigkeit und Organisation. Und bei diesem Gedanken hebt sich die Brust und das Herz wird weit, meine Herren; ja, es ist wahr, auch hier sei gesagt: Die Ehre und heilig stolze Freude unserer Kirche, die Bewunderung ihrer Gegner, die Garantie ihrer Festigkeit und Dauer, das Mittel ihrer Fruchtbarkeit und ihres weltumspannenden Segens, ein Beweis ihrer Größe und der Göttlichkeit ihres Ursprungs ist ihre Einheit und Geschlossenheit, ihre wunderbare Organisation. Die zentrifugale und zentripetale Kraft, die durch die natürliche und übernatürliche Welt geht, sie beherrsche auch unsere Karitas. Wer Kirche sagt, sagt Organisation, wer die Karitas der Kirche üben will, muß organisierte Karitas üben. Welche Erfolge eine möglichst weitgespannte und doch enggegliederte Organisation geben kann, das könnte uns, hätten wir es nicht selbst erfahren, ein Blick auf alle Gebiete des politischen und sozialen Lebens zeigen. Nur Kenntnis und Ausnützung aller für das Wohl des Volkes in Betracht kommender Faktoren kann möglichst wirksame Hilfe bringen. Dem Himmel sei Dank, daß unsere moderne katholische Karitas unter diesem Zeichen der Organisation steht. Sie, meine Herren Arbeiter, wissen davon zu erzählen; es bleibe Ihre Aufgabe, diese Organisation nach den Prinzipien Ihres Glaubens, insbesondere nach dem Programm des Arbeiterpapstes Leo XIII. in seinen berühmten Enzykliken, festzuhalten und zum Segen der Arbeiterwelt durchzuführen. Auch die andern Gebiete karitativer Tätigkeit beginnen sich zu ordnen. Es wird ein Ruhmesblatt unserer badischen

Heimat bleiben, daß von hier aus unter der bis jetzt so bewährten Ägide des hochverdienten Msgr. Werthmann der „Karitasverband des katholischen Deutschlands" seine heute schon von so reichen Erfolgen gekrönte Wirksamkeit begonnen hat, daß er wachse, dieser Baum der Organisation, daß er seine Wurzel tiefer senke in das Erdenreich christlicher Liebe, um möglichst alle Kräfte aufzunehmen und sie der Krone zuzuführen, unter deren Schatten das arme Volk Labung findet, das sei unser Wunsch und unser Gebet. Meine Herren! Sie alle müssen dazu mithelfen, auch der Ärmste kann Karitas üben, hat doch die größte Karitas der Ärmste der Armen, Jesus von Nazareth, vollbracht. Meine Herren! Kardinal Manning hat einmal den Ausspruch getan: „Jedwede Träne eines Kindes, nutzlos vergossen, ist ein Blutflecken auf dieser Erde." O helfen Sie mit, daß sie nicht zahlreicher werden, diese Blutflecken, daß keine Träne fließe, die wäre verhütet worden, wenn das Netz der organisierten Karitas das Leid hätte erreichen, heben und heilen können, aus dem sie floß.

III.

Allerdings, alles Leid wird sie *nicht* heben. Der paradiesische Zustand, wo keine Angst und Trauer, kein Schmerz und keine Plage mehr sein wird, gehört einer andern Welt an. Wie den einzelnen Menschen, so wird auch die Menschheit der Schmerz als Schatten oder Licht begleiten, bis zum ewigen Schatten oder zum ewigen Lichte, je nach der Auffassung des Schmerzes und der Art, ihn zu tragen. Aber das Große geben, was alles Leid erträglich, das Erdendasein nicht freudlos macht, *das* geben, was doch schließlich allein wahres Glück begründet und hält, das kann

die Kirche und ihre Karitas; auch darin sind sie eins: sie wollen der Menschheit Glück durch Versöhnung und Frieden. Versöhnung und Friede. Seliges Wort! Einst war er da, der Friede und das Glück, wie im Abglanz der göttlichen Seligkeit lag er über der sündlosen Welt. An dem Tage, da man getrennt, was so innig verbunden, Gottes Ehre und der Menschen Glück, da wich er von uns. Er ist nur wiedergekommen und wird nur wiedergefunden in dem, welcher „unser Friede und unsere Versöhnung" geworden, in dem, der in der heiligen Nacht das Programm zur Heilung aller sozialen Not hat verkündigen lassen: „Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Friede den Menschen". Nicht den Frieden, den man aus der Auffassung des Sozialismus hofft, nach welcher das gesamte politische, geistige und soziale Leben nur das Produkt des sinnlichen Daseins, und dessen Bedingung gleiche äußere Lebenslage und darum gleicher Anteil am Glück des Sinnengenusses sei — das ist kein Friede; nicht jener Friede, dessen einziges Lebensideal und höchstes Glück der Menschheit „die sittliche und ästhetische Ausbildung des menschlichen Herzens und Geistes zugleich" ist — das allein gibt keinen Frieden; die es erfahren haben, gestehen das ein. Nein! Friede ist Glück der Seele; alles, was diesen fördert, ist ein Gut, das Gute aber wird bewirkt durch die Liebe. „Das Beste im Leben", sagt ein Engländer (Drummond), „ist die Liebe, die nicht das ihre sucht, sondern das, was des andern ist." Das Glück ist nichts Willkürliches, es unterliegt nicht dem Zufall, sondern einem bestimmten Gesetze. Wir müssen nur die Bedingungen üben, die zu ihm führen. Nur in der Gemeinschaft mit Christus und in der Arbeit für andere finden wir wahres Glück. Diesen Frieden, der aus der Gottes- und Menschen-

liebe folgt, hat die Kirche und ihre Karitas den Menschen gegeben, die guten Willens sind.

So notwendig und dankenswert alle gesetzlichen Maßnahmen sind zur Versöhnung der Gesellschaft zum sozialen Frieden, es wird keiner ohne den einen Pfeiler, auf der das Wohl der Gesellschaft mitberuht, die christliche Karitas. Erst wenn sie nicht mehr wäre, könnte die Menschheit sehen, was sie ihr verdankt: „Ströme von Elend", sagt Maxim du Camp, „würden die Zivilisation überfluten." Aber nein! Die Karitas stirbt nicht, so wenig als Gott, das Christentum und die Kirche sterben. Solange die Menschheit und ihre Not sein werden, so lange wird die Liebe sein bis zum großen Tage, da sie Gericht halten wird über die Völker. Mag ein irregeleiteter Teil der Arbeiter höhnen, wenn man das Elend ihrer Brüder zu lindern sucht, mögen sie — wie es geschehen — das sozialkaritative Wirken der Kirche als „Schwindel" erklären, sei es; wir verstehen den Grund. Allerdings, wenn man den Zusammenbruch der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung will um jeden Preis, und deshalb Vermehrung des Übels, damit er um so schneller erfolge, wenn man dem Elend des Volkes nur das Recht zu verzweifelter Klage und den Wechsel auf die sozialistische Zukunft gibt, dann muß man jede Hilfe, die nicht in radikalem Sinne geleistet wird, als Hemmnis und Aufschub betrachten. Aber dieser Mangel an Verständnis und gutem Willen wird die Kraft nicht aufhalten können, die seit zwei Jahrtausenden heilend und versöhnend in der Welt wirksam ist und die Welt von Grund aus erneuert hat, das wird nicht hindern können, daß die Kirche den Weg ihrer friedlichen Arbeit ruhig weitergeht, nicht hindern können, daß auch in der Gegenwart Tausende von

Männern und Frauen zwar nicht immer reich an Gaben, aber reich am Geiste christlicher Liebe sich in persönlichen Opfern der Not widmen, nicht hindern können, daß die Bande zwischen Arbeiter und Priester, d. h. zwischen der arbeitenden Welt und der Liebe der Kirche, sich immer fester knüpfen. Lassen Sie mich, christliche Arbeiter, sagen, was ich kürzlich in Dortmund gesagt, und der gebenedeiten Stunde gedenken, in welcher in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Vorsehung den Bund zwischen Priester und Handwerker schloß in dem Manne, dessen Namen ich mit Ehrfurcht nenne, in Kolping, der beides war, und uns beide für immer verband. Nicht um die Arbeiter zu bevormunden und zu beherrschen, nicht um sie, nachdem sie der Schule und der Familie entwachsen, mit den Fesseln religiöser Formen der Freiheit und der Freude zu berauben, ist dieser heilige Bund geschlossen worden, sondern um dem Handwerker und Arbeiter zu sichern, was ihm in den bedrängten Zeiten vor allem nottat, einen uneigennützigen, opferfreudigen, erfahrenen Freund und Vater, der die junge Rebe bindet, daß sie, statt im Staub zu kriechen, frei sich in die Lüfte windet, der ihm die sittliche Freiheit bewahren hilft und ihn schützt, daß er nicht bald am Grabe des Besten steht, was er besessen. Und wahrlich! Das katholische Priestertum hat dieses herrliche Erbe mit Ruhm bewahrt und, angeregt durch den Arbeiterpapst Leo XIII., durch freudige Arbeit in neuen Aufgaben erworben. Sie rufe ich nun an, meine lieben Arbeiter, stehen nicht in Ihrer Erinnerung Priester, die alles mit Ihnen geteilt: die paar Groschen ihres einfachen Gehalts, die das Notwendigste oft weggegeben, um Ihnen zu helfen! Leben sie nicht fort, diese Abende, wo ein armer Kaplan, müde von des Tages

Arbeit und den Anstrengungen des Sonntags, zu Ihnen kam, um Sie zu belehren, Sie aufzumuntern, sich mit Ihnen zu freuen, zu spielen, nur damit Sie für ein paar Stunden die Wärme der Familie und einer edlen Freundschaft empfänden? Sind nicht zahlreiche Priester, die sich geopfert, die durch eine nie auf sich selbst Rücksicht nehmende Tätigkeit in jungen Jahren den Todeskeim in sich großgezogen, die für die Arbeiter gestorben sind?

Meine lieben Freunde, mögen es andere uns in vielem voraustun an Macht der Mittel und der Rede, an Einfluß und Erfolg, — in einem können sie uns nicht übertreffen, ja es wird schwer sein, uns nur nahezukommen, und das ist in der starken, selbstlosen priesterlichen Liebe. Mögen sie über uns lachen und spotten, das ist eine bequeme Ware, sie müssen am Ende doch von den Ideen leben, die sie bekämpfen. In der Tat, ich habe mich immer staunend gefragt, auf welchen Grund hin sozialistische Bestrebungen dem aussaugenden Kapitalismus den Krieg erklären. Im Namen der kämpfenden Gerechtigkeit, der Gleichheit der Menschenrechte? Aber wer sagt es uns denn, wenn es uns Gott, wenn es uns Christus nicht sagt, daß alle Menschen ein Recht auf Gleichheit haben? Wir verlangen das im Namen der Menschheit, sagen uns die Sozialisten. Aber was könnten sie denn antworten, wenn ihnen ein moderner Mensch, ein Herren- und Übermensch im Sinne Nietzsches sagte: Mit demselben Recht, mit welchem Sie die Ansichten über Religion und religiöses Leben als veraltet und überwunden erklären, erkläre ich Ihre Ansicht veraltet von der Gleichheit der Menschen. Sind jene menschlichen Ursprungs, also auch die Ihrigen. Was Menschen geschaffen, können Menschen wieder verwerfen. Im Kampf ums Da-

sein hat nach Ihren eigenen darwinistischen Anschauungen nur der Tüchtigste ein Recht auf Leben. Die Macht, die Gewalt allein ist entscheidend; das Glaubensbekenntnis der ungläubigen Zukunft wird nicht heißen: Gleiches Recht für alle! sondern: „Was du zu tun die Macht hast, dazu hast du auch das Recht." „Herdenmenschen" und „Herrenmenschen", das ist die Scheidung, „die Schwachen und Mißratenen sollen zugrunde gehen" — erster Satz der Menschenliebe — nach Nietzsche, „und man soll ihnen dazu helfen". „Was ist schändlicher als irgendein Laster?" fragt er weiter. „Das Mitleiden der Tat mit allen Mißratenen und Schwachen, das Christentum." Das sind entsetzliche Lästerungen, aber es sind die letzten furchtbaren Konsequenzen einer Weltanschauung ohne Glauben und christliche Liebe und beweisen besser als viele Worte die Notwendigkeit christlicher Karitas. Ja, meine Herren! Nur wenn ein höherer Wille als menschlicher für mich bindend ist, nur wenn eine stärkere Macht als menschliche der gesellschaftlichen Ordnung Sanktion gibt, nur wenn jenseits die letzte Entscheidung fällt, ob wir im Menschen einen gleichberechtigten Mitmenschen, ein Kind desselben Vaters, einen Bruder des gemeinsamen Erlösers, ein Werk des einen Heiligen Geistes gesehen haben, ob wir die Gottesliebe verstanden haben als Übung echter Menschenliebe, nur dann haben die Forderungen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit Sinn und Berechtigung. Wo immer christliche Gesinnung und christliches Leben herrscht, da werden sie erfüllt.

Lassen Sie mich mit einem herrlichen Worte P. Lacordaires schließen:

„Wenn einst", so lautet das Schlußwort seines Briefes über den Heiligen Stuhl, „die Zeit Gericht gehalten über

jene unseligen Theorien, die mit der Unterjochung der katholischen Kirche ihr auch einen großen Teil der sozialen Wirksamkeit geraubt haben, dann wird man über das rechte Heilmittel nicht mehr im Zweifel sein können. Man wird erkennen, daß die Regierungskunst nicht darin bestehe, das Böse in wilder Strömung loszulassen auf die Menschen, das Gute aber in engem und sicherem Verschluß zu halten. Man wird dann auch das Gute freigeben und man wird den Weltmüden sagen: Ihr wollt euch dem Dienste Gottes weihen? Weihet euch demselben. . . . Ihr wollt mit eurem Reichtum das Elend eurer Brüder lindern? Lindert es. Ihr wollt euer Leben dem Unterricht der Kinder und der Armen widmen? Widmet es demselben! . . . Und ihr alle, die ihr das Gute wollt, unter welcher Gestalt es sei, kommt und vollbringt euer Werk. Wir haben unsere Kraft aufgerieben an dem babylonischen Turmbau menschlicher Weisheit, ohne einem gesunden, vollkräftigen Herzschlag des sozialen Lebens genügen zu können. Darum wer Leben hat, spende es! Wer Liebe hat, teile sie mit! Wer das Geheimnis weiß, verkünde es allen! Dann werden neue Zeiten beginnen und eine neue Fülle des Reichtums wird über uns ausgegossen. Der wahre Reichtum aber — ist einzig und allein die Liebe. Mit diesem Elemente hat die Kirche, die die Tradition jener Liebe bewahrt, die von Gott selbst ausgegangen, die Welt umgewandelt, indem sie unser Herz umwandelte. Und das Element verschwindet immer mehr in der Welt, und alle Weisheit und Wissenschaft der Menschen vermag nicht so viel davon wieder zu erlangen, als nötig wäre, um den Durst einer einzigen Seele in einer einzigen Sekunde erwachender Sehnsucht zu stillen. Möge deswegen die katholische Kirche ohne Sorgen sein um ihr künftiges

Schicksal, wie die Sonne am hohen Himmel ohne Sorge ist um ihr strahlendes Licht. — Je mehr die Liebe in der Welt verschwindet, um so mehr wird die Kirche, eben weil man sie vermißt, Geltung gewinnen, bis zu dem Tage, wo das sittliche Elend seine Höhe erreicht hat, und Isaias abermals dem verwüsteten Jerusalem zurufen wird: „Jauchzet, o Himmel, und juble, du Erde, denn der Herr tröstet sein Volk, und seiner Armen erbarmet er sich. Du sollst erfahren, daß ich der Herr bin, an dem nicht zuschanden werden, die auf ihn vertrauen!"

Ich bin am Ende. Nur noch ein kurzes Wort. Ich freue mich, als Sohn des Badener Landes in dieser imposanten Kundgebung katholischen Lebens das Wort haben ergreifen zu dürfen. Ich danke dafür. Wenn wir uns auch nicht niederlassen dürfen im Lande Baden — fern sei von mir jedes Wort der Bitterkeit, denn wir kennen das Wort: „Segnet, die euch fluchen, und betet für die, die euch hassen und verfolgen" —, lieben dürfen wir doch unsere Heimat. Und aus dieser Liebe zu unserem herrlichen Deutschen Reiche und zu unserem schönen Baden, unserem nächsten wärmsten Vaterlande, „das" — um mit Ritter v. Buß zu reden — „am Saume Deutschlands noch die Reize sammelt, um stolz zu prangen gegenüber der Fremde", habe ich eine letzte Bitte an Arbeitgeber und Arbeiter. Zu den ersteren sage ich: Achten und schätzen Sie Ihre Arbeiter in christlicher Verehrung und Liebe; sorgen Sie noch mehr als für den Gewinn Ihres Geschäfts und die Höhe der Dividenden für die Versöhnung der gesellschaftlichen Kluft, die so viele Kreise spaltet. Lassen Sie den höchsten Ruhm Ihres Geschäftes die auf der Erfüllung vernünftiger Forderungen beruhende, dankbare Freude Ihrer Arbeiter sein. Ich

weiß, Sie zürnen mir nicht, daß ich das sage, und ich habe das Vertrauen zu den Arbeitern, daß sie meine Worte in derselben Gesinnung auffassen, aus der heraus sie gesprochen sind. Es ist eine Stunde der Karitas, in der wir leben.

Friede sei ihr Schluß. Und Sie, meine teuern Freunde, tragen Sie mit sich aus diesem Katholikentag die Freude und den Frieden, der aus der Unterwerfung unter Gottes Anordnung, aus der Liebe zur Arbeit, die Christus geadelt hat, aus Hochachtung Ihrer Arbeitgeber, aus der Sorge für andere, für Ihre Familie zumal, quillt. Arbeiten Sie nun, lassen Sie die Karitas der Kirche arbeiten an Ihrer geistigen und sittlichen und sozialen Hebung als gehorsame Kinder Ihrer Kirche und als begeisterte treue Söhne Ihres Vaterlandes. „Wisset, daß ihr nur in dem frei sein könnt, der für eure Freiheit gestorben ist!" so rief in den Schreckenstagen der Revolution in Paris ein edler Mann der wilden Menge zu, indem er ein Kreuz erhob, das er vor Lästerungen zu schützen suchte. Ja, er will Ihre Freiheit, der Gekreuzigte, deswegen ist er gekommen, deswegen verkünden wir ihn: Freiheit von allen entwürdigenden Fesseln, Freiheit von niedrigen Leidenschaften, Freiheit von jeder Menschenfurcht, die Freiheit, die die Wahrheit gibt und die die Liebe vollendet. Nach dieser Freiheit lassen Sie uns ringen und rufen:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen bauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!"

II. Der soziale Geist im Christentum.

16. Katholisches Glaubensleben[1].

Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; das größte aber unter ihnen ist die Liebe (2 Kor. 10, 3).

Meine andächtigen Zuhörer!

Vor wenigen Tagen bin ich an einer für die Katholiken dieses Landes ewig verehrungswürdigen Stätte gewesen. Dort, wo der Wisconsin in schnellem Laufe seine Wasser mit dem „Vater der Wasser" vereinigt, an der Stätte, wo die frommen Väter der Gesellschaft Jesu der Wissenschaft und Erziehung der Jugend leben, habe ich einen Tag voll großer Erinnerungen und wertvoller Anregungen verlebt. Die Stätte ist geheiligt durch den Namen eines Mannes, den kein echter Amerikaner ohne Ehrfurcht nennt, und dessen Geist noch über den Wassern schwebt, die er entdeckt und gesegnet hat, der P. Marquette S. J. Einst fuhr er krank und unter unsäglichen Mühen den Mississippi hinauf, die Lande an ihm einzuweihen für künftigen Segen.

Welch ein Unterschied zwischen damals und heute! Wenn er heute vom Himmel auf dieses Land und auf diese Schar katholischer Männer herabsieht, welch glühender Dank und selige Freude muß ihn bewegen. Eine neue Welt ist ent-

[1] Gehalten bei der 14. Generalversammlung der Katholischen Union von Missouri in der St.-Peters-Kirche zu St.-Charles am Sonntag, den 13. Mai 1906.

standen, neue Menschen sind gekommen; aber diese neue Welt und diese neuen Menschen haben das Schönste in dem alten Glauben, den er einst gepredigt, finden in neuer Begeisterung für die alte apostolische Arbeit, die er einst getan, und in neuer Liebe zu den ewigen Zielen, die er erreicht, sich zusammen, um das kostbare Erbe zu verdienen und es kommenden Generationen zu vermachen. Seien Sie gegrüßt, katholische deutsche Männer, gegrüßt im Namen des Erlösers und im Namen aller Großen, die vor Ihnen gearbeitet haben; sei gegrüßt, du mächtiger Stamm am Baume der katholischen Kirche Amerikas, dessen blühender Zweig hier vor uns steht, um den Tau des Himmels und das Sonnenlicht des Glaubens zur Reife und Frucht aufzunehmen; seid gegrüßt, ihr herrlichen Banner, Symbol der Einheit, Kraft und Ehre, die ihr von Arbeiten, von Opfern und von Triumphen erzählet, die in den Schlachten Gottes eure Träger errungen haben.

Welch ein Fest, meine Christen! Ein Fest des Dankes für Gottes Segen, ein Fest der Ernte, die Sie mitbringen zum Altare Gottes, ein Fest der Weihe zu neuer Arbeit, neuen Kämpfen und neuen Siegen!

Was wollen Sie, indem Sie zuerst zur Kirche kommen, ehe Sie Ihre Arbeit beginnen? Was anders, als bekunden, daß Sie auf dem Boden des katholischen Glaubens stehen, daß Sie die höchste Kraft von dem erwarten, der unser ganzes Heil ist, und daß all Ihre Arbeit eine Tat der Liebe sei, wie sie der in die Welt gebracht, der uns aus Liebe erlöst hat. Wie andere Feste wird auch dieses vergehen, aber aus ihm werden Sie als bleibenden Gewinn die Auffassung Ihrer Arbeit im Geiste des katholischen Glaubens tragen, neuen Mut in kommenden Kämpfen und

neue Liebe, die weltumspannend und weltüberwindend nimmer vergeht, auch dann nicht, wenn Sie aufhören müssen zu kämpfen.

Möge Gottes Geist in dieser Stunde mit uns sein, daß dieser Glaube, dieses Vertrauen und diese Liebe in uns sich stärke!

Meine Herren! Es ist Ihnen bekannt, daß die Mehrzahl der im Staatsverband zusammengeschlossenen katholischen Vereine ursprünglich den Zweck gegenseitiger materieller Unterstützung hatten. Diese Aufgabe ist auch heute noch eine den Vereinen eigentümliche. Aber sie ist nicht die einzige und kann es nicht sein.

Ich behaupte, meine Herren, daß es unter denkenden Katholiken undenkbar ist, eine katholische Vereinigung zu gründen, die nichts anderes als eine Art katholischer Lebensversicherung wäre. Das Wort „katholisch" kann mit keiner wie immer gearteten Einrichtung bloß äußerlich verbunden sein; entweder es durchdringt die Sache, oder es gibt sie auf. In diesem Worte ist eine solch gewaltige geistige Kraft genannt, die jeden Rahmen sprengt, der sie auf rein irdische Verhältnisse festlegen wollte.

Das ist die gewaltige, wunderbare Wahrheitsmacht und der Wahrheitsdrang in der katholischen Kirche. Es ist dem katholischen, d. h. aufs Ganze gerichteten Denken und Handeln unmöglich, auf einem Gebiete, sei es auch nur irdischer Art, dauernd zu arbeiten, ohne dasselbe mit den höchsten und letzten Zielen der Menschheit in Verbindung zu bringen, ohne sein Hoffen und Wünschen in dem Grunde der Ewigkeit zu verankern, ohne seine Liebe von dem Lichte der unendlichen Liebe durchleuchten und verklären zu lassen. Daß es so kommen muß, das können Sie

leicht erkennen, wenn Sie mir die Antwort auf die Frage geben: Warum sind wir katholisch? — Ja, meine Herren, es verlohnt sich wahrhaftig zu fragen, warum wir katholisch sind. Die nächstliegende Antwort weist uns auf unsere Eltern, auf die Abstammung aus katholischer Familie. Die Antwort genügte für uns, solange wir kleine Kinder waren, sie mag auch manchen großen Kindern noch genügen. Aber sie genügt nicht für denkende Menschen. Wenn einer erkannte, daß die Religion, die ihm seine Eltern gegeben, nicht die wahre ist, so müßte er sich an das Wort des Herrn erinnern: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert." Nun, warum also sind wir katholisch? Aus Zwang? Die Frage stellen heißt, sie verneinen. Keiner ist gezwungen durch äußere Macht, katholisch zu sein. Warum also, so frage ich noch einmal, sind wir katholisch? Wir sind katholisch, nicht aus Gewohnheit, nicht aus Zwang, nicht aus Rückständigkeit, sondern weil wir denkende Menschen sind. So sollte es wenigstens sein. Unser Glaube an die Kirche ist die Konsequenz des Glaubens an Christus, an die Wahrheit und Treue seiner Worte. Unser Glaube an Christus ist die Konsequenz unseres Glaubens an Gott, und unser Glaube an Gott ist die Forderung unserer gesunden Vernunft. Hat ein Katholik das eingesehen, — und jeder sollte sich bemühen, die Gründe kennenzulernen, die ihm zu dieser Einsicht verhelfen, — dann ist er katholisch, weil er die göttliche Macht und den göttlichen Ursprung seiner Kirche erkennt, ist er so katholisch, dann wird er von selbst zum begeisterten Apostel seines Glaubens.

Übertragen Sie diese Schlußfolgerung auf Ihre Vereine und sie kommen zu demselben Ziele. Katholische Unterstützungs-

vereine waren es, weil sie von katholischen Männern gegründet wurden. Sobald sich die Vereine auf die Bedeutung des Wortes katholisch besannen, mußten sie sofort in eine höhere Sphäre treten, es war die Welt des Glaubens, die Interessen Gottes und der Kirche, und darum weihte sich — wie das z. B. an der Geschichte des Zentralvereins zu erkennen ist — der Verein auch der Förderung katholischer Interessen. Und wie er selbst, kam auf das Erwachen des katholischen Bewußtseins jene apostolische Glanztat, Gründung und Erhaltung der Pfarrschulen, eine Tat von unermeßlichem Segen. Die andere, erste Aufgabe der gegenseitigen Unterstützung in irdischen Interessen fiel nicht fort. Im Gegenteil, — sie ward erhoben, das karitative Wirken wurde weiter, wurde katholisch.

So war es einst; so ist es noch, so wird es bleiben, das hoffen wir; aber es kann nur bleiben, wenn die Entwicklung in der eingeschlagenen Richtung weitergeht. Auch hier ist das Gesetz geltend: Fortschritt ist Leben, Stillstand ist Tod. Und darum, meine Herren — lassen Sie mich das an heiliger Stätte sagen, denn die Sache ist eine heilige —, wird die Katholische Union noch weiteren Aufgaben ihr Auge zuwenden, sie wird jene Fragen auf religiösem, moralischem und sozialem Gebiet studieren, an deren Lösung sie mitzuarbeiten den Beruf und die Macht hat, sie wird Aufklärung und Interesse unter den Mitgliedern schaffen und dem Willen die Wege öffnen zur Arbeit im Sinne der Kirche und zum Segen des Vaterlandes. Meine Herren, es muß das Ziel der besten Männer dieses Landes, es muß insbesondere das Ziel der guten katholischen Männer sein, auf Mittel und Wege zu sinnen, durch welche die gewaltige Kraft, die in dem Strom des Segens in der katholischen

Kirche dahinfließt, für weite Gebiete nutzbar gemacht und übertragen werden kann. Gewiß, Sie sind keine politische Organisation, und mir liegt nichts ferner, als hier Politik zu treiben. Aber, meine lieben Herren, man darf mit dem Ruf: Keine Politik! nicht die großen, ernsten Fragen abweisen, die sich jedem, dem der Menschheit Wohl am Herzen liegt, aufdrängen, Fragen, die zum Teil das Gebiet des Glaubens und der Sittenlehre unserer Kirche berühren — ich erinnere nur an die Ehegesetzgebung —, und die für die Familie und das Land von einschneidendster Bedeutung sind.

Ich beglückwünsche Sie, meine Herren, zu dieser Entwicklung Ihrer Vereine, ich begrüße Sie, die Träger so großer Ideen und Aufgaben, ich freue mich mit Ihnen über die Wahrheitsmacht und den Segen, in welche alles hingestellt wird, was sich wahrhaft vom katholischen Geist durchdringen läßt, was ganz auf dem Boden der katholischen Kirche steht, und wir flehen den Schutz des Himmels herab auf Ihre zukünftige große Arbeit.

Sie sind nur eine kleine Zahl, aber *Männer werden nicht gezählt, sondern gewogen* — und wie Sie das echte katholische Denken haben, so muß Ihnen eigen sein die Begeisterung, die Siegeszuversicht, die das Vertrauen auf Christus und die Kirche einflößt.

Lassen Sie dieses Vertrauen wachsen durch den Aufblick zur Macht und Treue des Erlösers.

Es sind beinahe 2000 Jahre, da lebte in einer fernen Provinz des großen römischen Reiches ein Mann von wunderbarer Heiligkeit des Wandels und der Lehre. Dieser Mann hat einst zu einfachen Männern aus dem Volke einige *Worte* gesprochen. Hören Sie einige und sehen Sie, was

daraus geworden[1]. Er sprach: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie. Wie mich der Vater gesandt hat, — so sende ich euch." Und in Kraft dieses Wortes ist eine Institution ins Leben getreten, die eine der wunderbarsten ist, die die Welt gesehen; es ist die Hierarchie der katholischen Kirche; in Kraft dieses Wortes sind aus Millionen Taufbrunnen die heiligen Wasser der Gnade geflossen. Kraft dieses Wortes gehen bis zur Stunde Tausende und Tausende von Missionären lehrend zu allen Völkern, ihnen die Frohbotschaft der Erlösung zu bringen.

Er sprach: „Nehmet hin und esset, das ist mein Leib — das ist mein Blut. Tuet das zu meinem Andenken!"

Und in Kraft dieses Wortes entstand das Priestertum der katholischen Kirche, das größte Denkmal der göttlichen Wunderwerke, die Eucharistie; in Kraft dieses Wortes spielte auf dem sterbenden Antlitz der Märtyrer das Lächeln des Sieges und der Seligkeit, entstanden die herrlichsten Gottestempel, verbanden sich alle Künste, um den zu preisen, der sich uns gegeben — und noch gibt er sich, noch lebt die Kraft dieses Wortes und wird leben bis zum letzten Priester und zur letzten Kommunion am Ende der Tage. Er sprach: „Empfanget den Heiligen Geist! Wem ihr die Sünden nachlasset, dem sind sie nachgelassen." Und die Kraft dieses Wortes eröffnete jenen großen Pilgerzug aus allen Ständen und Altern, zu den Beichtstühlen der katholischen Kirche, in denen seit Jahrtausenden sündige Menschenseelen Vergebung, Frieden, Trost suchen und suchen werden bis ans Ende der Zeiten.

---

[1] Vgl. zum folgenden Stiegele, Fastenpredigten (1905) 143 f.

Er sprach: „Willst du vollkommen sein, so gib alles hin, was du hast hast, und komm und folge mir."

Und bis zu dieser Stunde ist dieses Wort Fleisch und Wirklichkeit geworden, das Jahrhunderte hindurch Millionen Menschen Wege gehen hieß und ließ, die abseits von allem dem liegen, was die Welt liebt — und sie gingen und die Kraft lebt.

Wahrhaftig, meine Herren, ein Mann, der mit solchen Worten solche Wirkungen hervorruft, zwei Jahrtausende noch nach seinem Tode, — ein solcher Mann ist mehr als ein Mensch, das ist Gottes Sohn, Gott selber.

Er ist es, und wir beten ihn an!

Nun denn, katholische Männer, dieser Mann ist der Grund unseres Vertrauens und unserer Hoffnung. Die Männer Gottes sind Männer des Vertrauens, des Wagemutes, der Initiative, des sieghaften Vorwärtsdringens trotz alles scheinbaren Mißerfolges, trotz aller Niederlagen.

Sehen Sie auf unsere Mutter, die heilige katholische Kirche. Ihre Geschichte ist die Bestätigung eines andern Wortes, das Christus gesprochen: Portae inferi non praevalebunt. Es verbürgt uns den Sieg in der Zukunft. Sehen Sie nur: Die Kirche war da, eine kleine Schar von Menschen, als das gewaltige römische Reich die gesamte damals bekannte Welt umspannte, — das Römerreich fiel — die Kirche steht — sie ist noch da. Non praevalebunt.

Die Kirche war da, als die große Völkerflut von Osten kam und überall neue Staatengebilde entstanden, — die Gebilde lösten sich — die Kirche blieb, noch ist sie da. Non praevalebunt.

Die Kirche war da, als Karl der Große das Römische Reich Deutscher Nation begründete — ein Jahrtausend hatte

es gehalten, bis der eiserne Fußtritt des korsischen Eroberers es zum Falle brachte; das Römische Reich Deutscher Nation ist dahin, die Kirche steht, noch ist sie da. Non praevalebunt.

Die Kirche war da, als Europa zitternd vor Napoleon lag, und die Kinder der Kirche mit Entsetzen sahen —, daß er den Papst selbst in Gefangenschaft nahm — Napoleon starb, ein einsamer Mann, die Kirche lebt, noch ist sie da — non praevalebunt.

Tausendmal verfolgt, ist sie tausendmal gerettet, tausendmal bekämpft, ist sie tausendmal Siegerin geworden, tausendmal totgesagt, ist sie tausendmal zu neuem, herrlicherem Leben erstanden. — Hoch und niedrig hat an ihr gesündigt, ihre eigenen Kinder haben sie oft geschmäht — und doch, sie ist da, sie lebt und sie liebt wie eine Mutter!

Muß uns das nicht ein Hochgefühl der Begeisterung und Zuversicht geben! Sind das nicht alles Tatsachen, unabweisbare geschichtliche Tatsachen?

Darum Vertrauen, meine Herren: „Fürchte dich nicht, du kleine Schar; denn es hat dem Herrn gefallen, dir das Reich zu geben." Das Vertrauen weckt den Mut, erhebt bis zur Begeisterung und sichert uns die Kraft Gottes, die unüberwindlich und siegreich ist. — Daß ein jeder von Ihnen sich erfüllen lasse von diesem Geiste: „ich kann und darf und soll meine Kraft einer großen Aufgabe leihen, ich darf fürs Höchste kämpfen, das Menschen begeistern kann, und ich kämpfe nicht vergebens." Selbst wenn wir sterben müssen, die Sache stirbt nicht, und unser ist am Ende der Sieg. Je weiter die Geschichte voranschreitet, um so mehr wird die Menschheit erkennen, daß sie ohne die Kirche nicht fertig werden kann, dann blüht die Saat, die Sie unter Opfern gesät, und kommende Geschlechter werden wie wir

heute auf die Arbeit der Pioniere, auf den Segen hinweisen, der aus dieser gemeinsamen Arbeit katholischer Männer hervorgegangen: „Das haben unsere Väter getan!“ Ehre ihnen und Dank für immer! „Nun bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe — diese drei; das Größte aber unter ihnen ist die Liebe.“

Das Größte ist die Liebe! Ja, meine Herren. Es ist die Vollendung alles andern, und das eine, ohne welches alles andere nichts wäre. Wer katholisch arbeiten will, der muß mit dem Grunde alles Heiles, mit Jesus Christus, in noch innigerer Verbindung stehen, als sie der Glaube und das Vertrauen gibt, er muß in seiner Liebe bleiben. „Bleibet in meiner Liebe!“ „Wie der Rebzweig keine Frucht bringen kann, wenn er nicht am Weinstock bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibet.“ Darum gelte als oberstes Gesetz all Ihrer Arbeit und als der tiefste Grund ihres Segens die Erfüllung des größten und ersten Gebotes: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele!“ Weg mit aller Halbheit, allem Indifferentismus und hindurch durch Selbstzucht und Selbstverleugnung zum vollen Ernst des übernatürlichen Lebens!

Meine Herren, die äußere Arbeit, selbst die Arbeit, die den höchsten Zielen gilt, kann die Gefahr in sich schließen, daß man die Arbeit an sich und in sich vergißt. Und doch ist dies das eine Notwendige, und würde der Gewinn der ganzen Welt nichts nützen, käme unsere Seele dabei zu Schaden. Aber auch der Sache wäre nicht gedient. Die Sache, der wir uns geweiht, verlangt ganze Menschen. Das sind jene, von denen das Wort gilt: „Fürchte Gott und halte seine Gebote, das ist der ganze Mensch.“

Gottes Gebote sind auch der Kirche Gebote. Wer darum Gott liebt, muß auch der Kirche Gebote halten. Nicht der Zwang, sondern die Liebe leitet ihn. Wie in der Kirche die höchste Gewalt die Liebe ist, so soll auch bei Männern die Einsicht in die Notwendigkeit und Größe des Gebotes die Begeisterung wachhalten, die in Liebe gibt, was sie aus Liebe empfangen hat. Nur die Unfreien und Rückständigen fühlen die Autorität des Gebotes als Druck und Last, den Freien und Selbständigen ist es ein Hebel, ein Flügel, eine Macht, an der sie selbst sich emporrichten.

Wo die Liebe die Einordnung ist in das Gesetz des Lebens, da findet sich auch die Unterordnung unter jene Bedingungen, die unserer Arbeit für die Ehre Gottes und das Wohl der Brüder die Garantie des möglichst großen Segens und möglichst weitgreifender Wirkung gibt. In die Sprache der Praxis übersetzt und auf Ihre Aufgaben angewandt, heißt das: da ist Organisation, da ist geordnete, planmäßige, intensive Ausnutzung aller verfügbaren Kräfte zur Erreichung eines möglichst großen Erfolges. Überall, wo große Arbeit geleistet wird, kennt man dieses Gesetz. Überall erhebt man den Ruf: Organisiert euch, wenn ihr etwas erreichen wollt. Eine Armee ohne Organisation, ohne Feldherrn, ohne Schlachtenplan, ohne stramme Disziplin, ist ein verlorenes Heer. Es bedarf unter vielen Verhältnissen der gewaltigen Massen, wenn eine Sache rasch zum Siege geführt werden will. Es ist traurig, daß es so ist, aber es ist einmal so, daß sich manche mehr durch die Macht der Massen als durch die Macht der Gründe imponieren lassen.

Meine Herren, das alles sind bekannte Wahrheiten. Die Organisation nach ihrer edlen Bedeutung sollte aber niemand mehr im Blute liegen als dem Katholiken. Wer Kirche sagt,

sagt Organisation, wer die katholische Kirche nennt, der nennt die größte, die umfassendste, die segensreichste Organisation, die es gibt. Das ist die heilig-stolze Freude unserer Kirche, das Geheimnis ihrer weltumspannenden Wirksamkeit der Grund der Bewunderung ihrer Gegner.

Die Organisation ist daher ein wesentliches Mittel für den Erfolg unserer Arbeit. Der alte Satz des Sallust: Omne imperium iisdem artibus tenetur, quibus partum est — Jedes Reich wird mit den Mitteln erhalten, die es erworben haben, gilt auch hier. Durch Zusammenschluß haben Sie die vergangenen Erfolge erreicht, die immer weiter ausgreifende und immer straffere Organisation wird Sie zu noch größeren Siegen führen.

Uns, die wir deutscher Abstammung sind, meine Herren, ist diese Wahrheit ganz besonders vertraut. Die beiden Züge, die heute zumal durch das deutsche Volk gehen, die ihm die Festigkeit, die Stetigkeit seiner Arbeit und die Erfolge gebracht, sind der rationelle und der soziale Zug. Wir wollen wissen, warum etwas ist, wir wollen die vernünftigen Grundlagen einer Arbeit kennen, und wir wollen uns zusammenschließen, damit die als vernünftig und notwendig erkannte Arbeit möglichst wirksam sich durchsetze. Diese Züge hat der Deutsche auch in dieses neue Vaterland mitgebracht, und es wird ein ewiger Ruhm des katholischen Deutschtums in den Vereinigten Staaten bleiben, sie hier zur Geltung und zum Segen geführt zu haben. — Möge diese Einheit im Raten und Tun in dieser weihevollen Stunde gestärkt und vermehrt werden!

Zusammenschluß aber, meine Herren, bedeutet nicht Abschließung gegen andere, am allerwenigsten gegen

solche, die grundsätzlich oder doch tatsächlich denselben Zielen zustreben. Darum bedeutet der Zusammenschluß der Deutschen keinen Abschluß gegen Glaubensbrüder anderer Nationalitäten, im Gegenteil, er ist ganz natürlich von der Tendenz getragen, alle in der großen Föderation zu einer großen gemeinsamen Operation zu vereinigen. Ja selbst mit Andersgläubigen können wir, wenn wir uns auf einem gemeinsamen Boden oder doch zu denselben Zielen vereint finden, zusammengehen — in manchen Fragen sicherlich — um dem Guten desto wirksamer zum Siege zu verhelfen. Denn wer katholisch sagt, der sagt Weite des Blickes und Größe des Herzens.

O möge dieser Geist, der echte katholische Geist, alle Kinder der Kirche erfüllen, daß sie zurückstellend alles Sonderinteresse, zu dem mißverstandener Patriotismus drängen will, und aufgebend alle persönliche Selbstsucht, die das Beste verderben kann, in der einen großen Aufgabe für das eine große Ziel leben und arbeiten, für das unser Erlöser am Kreuze gestorben ist: die Ehre Gottes und die Rettung der Welt. So wird unser Schlußgedanke zum Gebet, mit dem einst der Heiland am Abend vor seinem Tode sein Leben der Liebe geschlossen: „Vater, erhalte sie in deinem Namen! Laß sie eins sein, wie du und ich eins sind!“ (Joh. 17, 21.)

Ja, o mein Gott, segne diese Männer und erfülle sie mit deinem Geiste, segne ihre Arbeit und segne ihren Bund, laß den Geist des Glaubens, des Vertrauens und der Liebe unter ihnen wirksam sein, segne die katholische Kirche in diesem Lande und segne ihre Hirten, segne dieses Land und denjenigen, den du in dieser Zeit zu seinem Präsidenten bestellt hast, segne die von uns Getrennten und gib, daß sich erfülle das Wort: „Es wird ein Hirt werden und eine Herde!“

Wir aber, meine Herren, wollen in diesem Augenblick auf den Altar, wo unser Höchstes sich opfert, das Gelöbnis niederlegen, mit neuem Glauben, neuer Begeisterung und neuer Liebe aus dieser 14. Konvention zu unserer glorreichen, wenn auch opfervollen Arbeit zurückzukehren. Nehmen Sie im Geiste das Kreuz mit hinein in Ihr Leben, in Ihre Familie, hinein in die Welt, verkündigen Sie in Wort, in Schrift, in Tat das hohe Evangelium der Freiheit und der Liebe, jener Freiheit, die aus der Wahrheit kommt und jener Liebe, die die Welt erlöst. Amen.

17. Der Geist unserer sozialen Arbeit.

Gedächtnisrede auf Dr. Tonio Böhiker[1].

Andächtige Trauerversammlung!

Das eben beendete feierliche Requiem ist die kostbarste Ehrung, welche nach unserem heiligen Glauben einem Mann geschehen kann, denn es ist das Opfer und Gebet in, mit und durch unsern Herrn Jesus Christus für die Seelenruhe des im Herrn Entschlafenen. Sonst liebt es die Kirche, sich in stillem Schmerz vor der Majestät des Todes zu beugen, und wer je das Wort empfunden hat: daß wenn man sich wahrhaft etwas zu sagen hat, man sich gedrängt fühlt, zu schweigen, der wird dieses herrliche und so eindrucksvolle Schweigen der Kirche vor der Stille des Todes verstehen können. Aber es gibt Augenblicke, wo das Schweigen selbst so voll Gedanken und Empfindungen ist, daß es im Wort eine Befreiung sucht. Solche Gedanken

[1] Gehalten in der St.-Hedwigs-Kirche zu Berlin am 8. Februar 1907.

und Empfindungen bewegen Ihr Inneres vor dem Sarge eines der edelsten Männer unserer Zeit und unseres Volkes, an dem Sie stehen, zum letzten Gruß und stummen letzten Dank, und aus dem ein anderes großes Leben so eindringlich, so mächtig zu unserer Seele redet.

Als am Abend des 4. Februar die Nachricht durch die Lande ging, „der ehemalige Präsident des Reichsversicherungsamtes, Dr. Tonio Bödiker, ist tot", hat diese Kunde in Deutschland und weit darüber hinaus eine Teilnahme geweckt, die wie ein neues und mächtiges Aufbrechen einer alten, großen, bewundernden Liebe war, die sich der Präsident im Leben erworben. Keines Ministers Tod, keines Feldherrn Heimgang kann eine größere Bewegung hervorrufen, als sie dem Lebensende dieses vor einem Jahrzehnt aus seinem öffentlichen Amte geschiedenen Staatsmannes gefolgt ist. Aus allen Kreisen der Bevölkerung, vom Arbeiter an, durch alle Stufen der gesellschaftlichen Ordnung bis hinauf zum Monarchen, ist ihm einmütiger Dank, einmütige Bewunderung geworden, und selbst der Gegner hat ihm öffentliche Anerkennung nicht versagt.

Wie eine Zusammenfassung alles dessen, was die Mitwelt nah und fern fühlt, ist diese große Trauerversammlung, der ich im Namen des Toten und im Namen der teuren hinterbliebenen Familie den innigsten Dank für dieses Zeichen ihrer Liebe sage. Ein Echo alles dessen sollte die Gedächtnisrede sein, wahrlich eine schwere Aufgabe, an die ich auch nie herangetreten wäre, hätten aufrichtige Dankbarkeit und bewundernde, liebende Verehrung, wie die Freundschaft, die mich mit dem Lebenden verband, nicht die Bedenken überwunden, die ich hatte, als ich gebeten wurde, dem Toten den letzten Gruß zuzurufen. Nicht eine Wiederholung

des oft und in so schöner Form in diesen Tagen und früher zum Lobe dieses teuren Toten Gesagten sei unser letzter Gruß. Ich möchte das Leben und Wirken dieses seltenen Mannes aus dem Geheimnis zu erklären suchen, das sein tiefinnerstes Wesen war, das im Grunde seines ganzen Wirkens leuchtete, dem er seinen Erfolg verdankt, den Erfolg im Leben und den Triumph im Tode: „Das Größte aber ist die Liebe!" Sie ist das Größte im Christentum sie ist auch das Größte im Leben des Verblichenen. Und gleich jenem Helden des Mittelalters, den auch die Kirche in das Verzeichnis ihrer Helden aufgenommen hat, der in seinem Brautring das Bild des Gekreuzigten trug, mit den Worten als Unterschrift: „Gott, — Vaterland — und den Namen seiner Gemahlin —" waren die drei großen Gegenstände der Liebe des Heimgegangenen: Gott, Vaterland und seine Familie.

Ein Leben großer Liebe war das Leben Bödikers. — Sie werden es verständlich finden, daß die Liebe ihm auch die Gedächtnisrede hält. Daher die warmen Töne, mit denen ich den Verstorbenen ehre: Ich denke an Goethes Wort: „Dem Besten gegenüber gibt es nur eine Freiheit, die der Liebe", und wenn man jemand lieben muß, um ihn zu verstehen: nun denn, ich habe ihn lieben gelernt. So schildere ich ihn:

„Tief in mein Herz hab' ich sein Bild geschrieben,
Wär' ich sein Sohn, ich könnt' ihn mehr nicht lieben!"

I.

Dr. Tonio Bödiker stammte aus einer alten katholischen Familie Hannovers. Von der Mutter her, die ihm hochbetagt erst im letzten Oktober in die Ewigkeit voraus-

gegangen, — von dieser Zeit an kränkelte er, — hat er das tiefreligiöse Gemüt, die Liebe zu seinem Gott und der Religion empfangen. Er ist in schweren Zeiten inmitten des öffentlichen Lebens gestanden, in Zeiten, wo es schwerer war, den Glauben zu bekennen, als es heute ist, da das Beispiel unseres Kaisers auch auf diesem Gebiete in vielen Kreisen nicht ohne Einfluß geblieben, — er hat sein Bekenntnis zwar nie auf den Markt und die Straßen geworfen, d. h. er hat sein religiöses Leben nicht in aufdringlicher und unangebrachter Weise hervorgekehrt, aber er hat in all den Zeiten nie einen Hehl aus seiner Religion gemacht. Er ist in schweren Tagen und in den Tagen des Friedens ein treuer Sohn seiner Kirche geblieben.

Und das nicht äußerlich bloß. Wer wie ich das Glück hatte, ihn von dieser Seite näher kennen zu lernen, der kann nicht anders als heute, da sein Leben nun abgeschlossen vor uns liegt, mit Bewunderung an die Herzlichkeit und Tiefe, den Ernst und die Treue seines religiösen Lebens denken. Heil dem Menschen, der seinem Gott mit der inneren Treue dient, wie es Bödiker getan; er konnte am Ende seines Lebens sagen: „Ich habe den Kampf gut gekämpft, den Lauf vollendet, die Treue bewahrt!“ — Zwei Worte aus dem Buch der Bücher, die seine Lieblingsworte waren, die er oft und oft wiederholte, lassen auch Sie einen Blick in seine Seele tun: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet!“ — und jenes andere: „Auf dich, o Herr, habe ich vertraut, ich werde ewiglich nicht zuschanden werden!“

Und dieser Glaube war kein stumpfer Glaube, der die Augen schließt vor Schwierigkeiten — dieser Glaube war kein Gewohnheitsglaube, der die uralten Traditionen der

Familie achtend, die Dogmen beiseite schiebend, sich schlecht und recht in den Rahmen des Bekenntnisses zwängt — dieser Glaube war ein erleuchteter Glaube, der nach den Gründen fragte, der mit einem für einen Laien ungewöhnlich hohen Maß an theologischem und philosophischem Wissen im Bunde stand, der für alle großen Probleme im geistigen Leben der Gegenwart offene Augen und ein fühlendes Herz hatte.

Und dieser Glaube lebte in der Liebe: Katholisch bedeutete ihm: allumfassend in Liebe. In seinem langen öffentlichen Leben ist Dr. Bödiker mit Männern der verschiedensten Bekenntnisse, Anschauungen und Parteirichtungen in Beziehung getreten. Keiner von allen wird ihm das Zeugnis versagen, daß nie die religiösen oder philosophischen Anschauungen anderer der leiseste Grund zu einer Veränderung in seinem Verhalten gewesen sind. Die Wahrheit und Treue seiner eigenen Überzeugung, der Anspruch, daß sie auch von Andersdenkenden Achtung verdiene, hat ihn dieselben Züge und dasselbe Recht in andern ehren lassen, wo immer sie ehrlich ihm gegenübertraten.

Gott war der erste und höchste Gegenstand seiner Liebe. Aus diesem Born hoher Liebe floß der Geist, der sein Verhalten gegen die Menschen bestimmte, jene ritterlich vornehme Art, jene unwandelbare Treue zu den Freunden, seine Liebenswürdigkeit im Umgang, die bezauberte, jene heitere Freude, die sein ganzes Leben verklärte.

II.

Aus diesem Grunde floß auch sein Lebenswerk, das dem Vaterlande und der Menschheit galt.

Noch erinnere ich mich lebhaft des Eindrucks, den seine Begeisterung auf mich machte, als er einmal in einer Unterhaltung von der unvergleichlich sozialen Botschaft des Erlösers sprach. Es wäre undankbar, wenn ich hier in dieser Kirche und bei der Totenfeier eines Bahnbrechers auf sozialem Gebiet nicht der Arbeit des ehemaligen großen Propstes von St. Hedwig, des späteren Bischofs von Mainz, Wilhelm Emanuel Freiherrn v. Ketteler, und derer, die in seinem Geiste gewirkt haben, gedächte, die um viele Jahrzehnte zurück, der Sozialreform im christlichen Sinne das begeisterte Wort und die unermüdliche Tat geweiht haben. Es war der Geist des Christentums, der sie beseelte, derselbe Geist, der in der Liebe Bödikers wirkte. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!" Ach, wenn wir Ernst machten damit, welch eine neue Welt, welcher Friede, welch glückliche Menschheit würde dann sein! Aus diesem Geiste, so versicherte er, wolle die denkwürdige kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 verstanden sein, in der Bödiker das Morgenrot einer neuen Zeit im sozialen Leben begrüßte, und in dieser Auffassung wußte er sich eins mit seinem hohen, ihn außerordentlich schätzenden Gönner Bismarck, dem großen Kanzler. — Aus diesem Geiste erklärt sich auch sein Lebenswerk, die Verwirklichung des großen sozialpolitischen Gedankens der Botschaft, ein Werk, das seinen Namen für immer leuchtend in der Geschichte der Sozialpolitik machen wird. Den wirtschaftlich Schwachen Hilfe zu bringen ist Pflicht des Staates — so lautet die Botschaft. — Aber wie, auf welche Weise, durch welche Mittel? Diese Fragen blieben zu beantworten. Die Antwort war es, auf die alles ankam. Heute, wo wir nach einer Erfahrung von einem Vierteljahrhundert vor der

Arbeiterversicherungsgesetzgebung und ihrem Segen als vor etwas Selbstverständlichem stehen, ist es schwer, sich die Größe der Tat, mit der sie einsetzte, klarzumachen.

Es bedurfte eines genialen Blickes, den Weg zu entdecken, auf dem der große Gedanke Verwirklichung finden konnte, es bedurfte einer riesigen Arbeitskraft, die Pionierarbeit von dieser ungeheuren Bedeutung zu tun, ein Wald von Vorurteilen war zu fällen, Furchen zu graben in dem neuen Erdreich einer nahezu ungekannten und unbebauten Materie, Brücken zu schlagen von Arbeitgebern zu den Arbeitnehmern; es bedurfte des ganzen Mannesmutes eines Staatsbeamten, in einer Zeit sozialer Aufgeregtheit und wachsender staatsfeindlicher Massen, durch Zweifel, Bedenken und vorhandene Befürchtungen hindurch, unbeirrt von Verkennung und Gefahren, auf das Berechtigte in den Forderungen der Arbeiter hinzuweisen und auf die Pflicht des Staates und der Arbeitgeber, den Hilfsbedürftigen nicht einfach auf das Almosen zu verweisen, sondern mit ihm auf dem Boden der sozialen Gerechtigkeit zu verhandeln, es bedurfte eines starken Glaubens an das Gute im Menschen, an den guten Willen der Arbeiter und den edlen Sinn der Industriellen, es bedurfte der Macht einer überragenden Persönlichkeit und einer alles überwindenden selbstunüberwindbaren Liebe. Und dieser Mann war Bödiker. In ihm fand sich das alles.

Mit einem scharfen, klaren Verstand begabt, mit dem genialen praktischen Blick in alle Verhältnisse des Lebens, mit einem warmen mitfühlenden Herzen, — die Errettung eines Kindes vor einem daherbrausenden Eisenbahnzug mit Gefahr des eigenen Lebens, die er als Landrat in München-Gladbach wagte, ist wie eine Prophetie seines späteren

Werkes, — ein Staatsmann, nicht mit dem kalten Blick von den Höhen der Wissenschaft allein, sondern ein Mensch, der mit seiner ganzen großen Seele in seinem Amte aufging, ein Mann von besiegender Liebenswürdigkeit und unbeugsamem sozialem Pflichtgefühl, — das war Bödiker.

Ohne ihn, den nach dem Zeugnis seiner Beamten unvergleichlichen Meister, wäre der große Wurf wohl nie gelungen.

Und in ihm war es die Macht seiner Persönlichkeit, die den Sieg errang.

Das Unternehmen, so gewagt es erschien, der Erfolg hat dem Meister recht gegeben.

Und welcher Erfolg! Ich kann ihn im einzelnen nicht schildern. Nur auf zwei Momente lassen Sie mich hinweisen. Die Paragraphen der Gesetzgebung für Arbeiterversicherung sehen dürr und trocken aus: aber in ihnen steht ein Arbeiterrecht, welches in den unvermeidlichen Notlagen des modernen Erwerbslebens jeden Hilfsbedürftigen mit seiner schützenden Fürsorge umgibt, in ihnen stehen Blut und Leben, stehen gehobene Not, getrocknete Tränen, in ihnen steht Selbstachtung und Vertrauen des Arbeiters, steht Mut und Hoffnung auf eine noch bessere Zukunft.

Und vor ihnen stehen laut sprechende Zahlen: Wenn auf Grund dieser Gesetzgebung allein bis zum Jahre 1899 im ganzen vierzig Millionen Personen die Summe von $2^1/_2$ Milliarden Mark an Unterstützung und Entschädigung erhalten haben, wenn bis zur Stunde täglich eine Million Mark auf die Arbeiterfürsorge verwendet wird — dann, meine Herren, die Sie Vertreter des Arbeiterstandes sind, haben Sie wohl Grund, hier am Sarge ihres Wohltäters

und edlen Freundes zu erscheinen, und in Ihnen wird dieselbe Empfindung leben, der bei dem schweren Abschied aus dem Reichsversicherungsamte einer der Ihrigen Ausdruck gegeben in den Worten: „Die Arbeiter können Ihnen, Herr Präsident, kein Denkmal aus Stein oder Erz setzen, aber Sie selbst haben sich ein unvergängliches Denkmal in den Herzen der Arbeiter gesetzt."

Aber das ist nur etwas von der einen Seite des Erfolges. Daß ein Staatsmann, ein Mann der Regierung in unserer Zeit die Herzen der Arbeiter gewonnen, daß er jenen, die gegen die bestehende Staatsordnung kämpfend, sich als die alleinigen Freunde des Volkes, der Arbeiter verkündigen, Waffen aus der Hand genommen — nicht gewaltsam, sondern mit der ihm eigenen Liebe —, daß er des Volkes Vertrauen zu Kaiser und Reich hat mehren helfen, daß er durch seine wissenschaftliche Tätigkeit und seinem persönlichen Einfluß dem deutschen Namen im Auslande neuen Glanz gegeben, daß unsere sozialpolitische Gesetzgebung in vieler Hinsicht vorbildlich geworden, — das alles kann nicht hoch genug in Wert gestellt werden.

Wahrlich, meine Herren, er hat das Vaterland geliebt; er hat der bestehenden Staatsordnung, der Regierung und dem monarchischen Prinzip einen herrlichen Sieg erfochten. Ihm gebührt der Lorbeer unvergänglicher Dankbarkeit, der Lorbeer, den nicht das Blut gefallener Soldaten rötet, sondern der von den Tränen und Freuden glücklich gewordener Menschen.

III.

Ich habe es schon gesagt: Aus seiner Persönlichkeit wuchs sein Erfolg. Der Meister, der seine Beamten als

seine Mitarbeiter bezeichnet, der in den Glanz, den er erhalten, jeden stehen läßt, der mit ihm gearbeitet, der liebenswürdige Mensch, der allen in gleicher Liebe entgegenkommt, der sozial fühlende Richter, der nicht nach der Strenge des Buchstabens, der oft tötet, sondern in ausgleichender Gerechtigkeit und Liebe urteilt, — der Mensch hat es ihnen angetan, den Arbeitgebern und den Arbeitnehmern. Vor der Macht der Liebe beugen sich alle. Die Anerkennung auch von seiten der Herren der Industrie, die den größten Teil der Last zu tragen haben, ist Beweis dafür. Und einer Anerkennung sei hier in ehrfurchtsvoller Dankbarkeit Erwähnung getan: es ist der schönste Schmuck unter den vielen Ordensauszeichnungen, die die Brust des Heimgegangenen zierten; in ihm begegnen sich Kaiser und Volk: der hohe Wilhelmsorden für besondere Verdienste auf dem Gebiete der Sozialpolitik.

Meine Herren! In dieser Hinsicht ist Bödikers Person eine Lehre, ein Programm von einer solchen Bedeutung, daß ich den Gedanken, der sich daran knüpft, nicht unausgesprochen lassen kann: Wenn alle die Männer, die Fürsten und Regierungen durch ihr Vertrauen erheben, wenn die gebildeten Stände überhaupt und die Beamten insbesondere, in ihren Beziehungen zu dem Volke, zu den Arbeitern diesen Einschlag der Liebe ihrem Wirken mitgeben — dann ist das allein schon eine soziale Kraft von solcher Gewalt, daß der endliche Sieg nicht ausbleiben kann. Der Arbeiter, in dessen Seele ein Tropfen echter Liebe geflossen — nicht in gnädiger Herablassung, sondern in Achtung der gleichberechtigten Menschenwürde —, der ist gefeit, zum großen Teil wenigstens gesichert gegen die Einwirkung staatsstürzender und staatsgefährlicher Tendenzen. — Auch der Gegner muß das

anerkennen in seinen besten Stunden und er hat es anerkannt. — Es steht nicht schlecht um den Staat, wenn seinen besten Beamten der Gegner die Anerkennung nicht ganz versagen kann.

Aber dem Mann, dessen Leben eine so hohe Bedeutung für das Vaterland erlangt hat, darf ein Zeichen nicht fehlen, das jeder große Mann trägt: er muß für sein Werk leiden. — Schmerz und Leid stehen entweder am Anfang oder am Ende einer großen Aufgabe, eines großen Lebens als dessen Krönung. Bödikers Werk ziert diese Krone. Mitten in der Arbeit, noch voll von großen Ideen für den Ausbau seines Werkes, mit der Begeisterung, die der Erfolg gibt, vor dem nicht mehr fernen Siege, mußte er das Feld seiner Tätigkeit verlassen.

Wer dem Feldherrn nachfühlen kann, der unmittelbar vor der letzten großen Entscheidung abgerufen wird, wer den Künstler versteht, der sein bestes Werk unvollendet lassen muß, wer den Schmerz empfunden hat, mit gebundenen Armen der Gefährdung von Menschen zusehen zu müssen, der mag es Bödiker nachfühlen, mit welchem Schmerz er aus dem Amte schied, als er im Jahre 1897 sich innerlich genötigt sah, um seine Entlassung zu bitten.

Nicht aus gekränktem Ehrgeiz. Hätte er seinem Werke wirklich dienen können, er hätte die Opfer gebracht, die mit seiner Stellung je länger, je mehr verbunden waren. Aber als er fühlte, daß er die Liebe zu seinem Volk und Vaterland nicht mehr in dem Maß betätigen konnte, wie sie seiner großen Seele Bedürfnis war, als er Maßnahmen sah, die ihm als eine Gefährdung des Weiterbaues seines Werkes oder doch eine Hemmung erschienen, da ließ er dem durch ihn geschehenen Teil für immer das Siegel seines Geistes und

verließ den andern, den er mit seiner Person nicht decken konnte — mit verwundetem Herzen.

Ob das Opfer den Mann nicht doch innerlich verzehrte? Ob in den heitern Frieden seines Lebensabends nicht doch hie und da das blutige Leuchten fiel, das dieses Opfer bedeutet? Merkwürdig, der Mann, dessen Leben Liebe war, starb an einem krank gewordenen Herzen. Als ob es zu viel der Liebe gewesen sei, so daß das Herz sich erschöpfte, schwächer und müder ward, bis es stillstand. Wohl hat sein rastloser Tatendrang ihn eine Zeitlang an die Spitze eines der größten industriellen Unternehmen geführt. Aber es war doch nicht sein Werk. Wir aber stehen heute mit einem tieftragischen Gefühl an seinem Sarge bei dem Gedanken, daß zehn Jahre der kostbaren Kraft des Meisters, wenn auch nicht ganz der Allgemeinheit, so doch seinem Werke verloren gegangen.

Doch für all die Opfer fand er in seinem Gott und seiner Familie Trost. Seine Familie, der dritte große Gegenstand seiner Liebe!

Es gibt Männer, deren öffentliches Leben die Bewunderung der Welt hervorgerufen, deren Privat- und Familienleben aber nicht auf der Höhe ihres Ruhmes stand. Nicht so bei Bödiker. Er selbst war eine große Harmonie, und diese Harmonie ward erhöht durch seine Familie. — Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, wenn ich die zarten Saiten, die in dem trauten Heiligtum Ihrer Familie erklangen, hier berühre. Aber ich würde denen, die gekommen sind, um vor der Leiche Ihres Mannes noch einmal die großen Züge seines Lebens zu verehren, einen schönen Teil des Bildes verhüllen, wollte ich hiervon schweigen. Ein geradezu ideales Familienleben war nach dem einstimmigen

Zeugnis aller, die das Glück hatten, es in der Nähe zu sehen, das Leben in dem Hause Bödiker. Es ist mir verboten, von der großen Liebe, dem seltenen Verständnis, das wuchs mit der Aufgabe des Mannes, zu reden, wie eine gleichgesinnte Frau diesem Manne zur Seite gestanden hat, seit jenem glücklichen 16. Juni 1874, wo das junge Paar in der Schloßkapelle zu Knippenburg bei Bottrop in Westfalen den ewigen Bund geschlossen. Wenn nichts Großes im Leben geschieht, an dem nicht die Frau als Mutter, Gattin und Schwester einen näheren oder entfernteren Anteil hätte, dann darf auch die Schuld des Dankes, die wir der Gattin abzutragen haben, hier nicht unausgesprochen bleiben.

Sechs Kinder, zwei Schwiegersöhne, sechs Enkel, die alle mit derselben unbegrenzten Verehrung und Liebe die Mutter umfassen, wie ihnen das Andenken des Vaters heilig ist, sind das kostbare Erbe, das der Selige Ihnen hinterlassen. Ich kann bei dem Gedanken daran nur den einen Wunsch aussprechen: O, daß doch alle Väter, die hier sind, das Glück genössen, das dem Heimgegangenen die Anmut und die Liebe seiner Töchter bis an sein Lebensende in die treuen, lieben Augen strahlte, daß Sie alle so viel Sonnenschein und Wärme als Entschädigung für so viel Arbeit und Opfer, für die Enttäuschungen und Bitterkeiten des Lebens im Kreise Ihrer Familie fänden! Wenn nur jeder Vater seinen Söhnen das Ideal darstellte, zu dem sie mit der grenzenlosen Verehrung und dem heiligen Stolze aufschauen dürften, die das unvergängliche Glück der Söhne dieses Mannes ausmacht. Ach, wie viel bessere, wie viel friedlichere und glücklichere Familien hätten wir dann! Sie, meine jungen Herren, die Söhne und Schwiegersöhne

des Heimgegangenen, erlauben Sie mir, daß ich in dieser feierlichen und denkwürdigen Stunde ein Wort sage, das Sie sich selbst oft in diesen und in früheren Tagen gesagt haben: Es ist schwer, der Sohn eines berühmten Mannes zu sein, so schön und erhaben es auch ist. Sie nehmen eine ehrenvolle, aber große Anforderungen stellende Last mit ins Leben, es sind die schwerwiegenden Verdienste Ihres seligen Vaters. Möge auf Sie das Wort Anwendung finden: „Sub pondere surgo — Unter der Last werde ich größer!" In Ihnen lebt sein Name fort, — fortlebe in Ihnen auch seine Gesinnung. Ihr Leben und Ihre Arbeiten den großen Gegenständen seiner Liebe, — Gott, — Vaterland und Familie dienend, sei Ihre Verherrlichung des großen Namens: Tonio Bödiker.

Doch auch uns, meine Herren, lebt er fort. Wie man von Sternen erzählt, die längst erloschen sind, deren Licht aber noch leuchtet, weil es bei dem großen Abstand von der Erde so langer Zeit bedurfte, um zu uns zu kommen, so gibt es Augen, die erloschen sind, Leben, die abgeschlossen liegen, aber von ihren Gräbern geht es aus wie neue Bahn des Lichtes und Segens — durch Generationen hindurch, über Jahrhunderte hin. So sei es mit Bödikers Grab! Er hat es zu Recht hier in St. Hedwig, der Mutterkirche aller katholischen Kirchen Berlins, gefunden, an der Seite der Edlen, die ihm dorthin vorausgegangen, als einer der Edelsten und Besten von uns.

Lebe denn wohl, edler teurer Mann! Du hast deine Aufgabe gelöst. „Es ist vollbracht!" — In die Hände Gottes empfehlen wir deinen Geist Nun ruhst du aus von aller Arbeit, von aller Sorge, von allen Enttäuschungen und Schmerzen, — aber nicht von aller Freude. Eine schönere

Welt ist dir aufgegangen im ewigen Licht der Liebe Gottes. Uns aber wird dein Andenken bleiben, was eine Inschrift eines römischen Katakombengrabes ausspricht: „Dulcis in aeternum — Ave pia anima!“ Amen!

18. Sankt Elisabeth, ein Frauenideal der Karitas.

Rede, gehalten zu Hildesheim 1907.

„Es geht wie ein Trauerlied von Mund zu Mund, von Land zu Land: Wir haben keine Ideale mehr.“ Wenn dieses Wort, vom seligen Prälaten Hettinger vor nahezu 25 Jahren gesprochen, auch heute noch eine schmerzliche Erscheinung im Leben weiter Kreise der Gegenwart bezeichnet, so ist doch nicht zu verkennen, daß man auch von einem Wiedererwachen der Ideale und ihrer Notwendigkeit redet. Ein Volk ohne Ideale wäre ein Volk im Verfall, reif zum Untergange. Daß noch vorwärts und aufwärts treibende Kräfte im Leben der Völker wirken, verdanken wir vor allem der Quelle aller Ideale, der Religion; sie gibt die höchsten Ideale und die höchsten Ideen, die höchsten Vorbilder und die Macht, sie zu verwirklichen.

Das Ideal, das höchste, unerreichte und unerreichbare, ist der Gottmensch Jesus Christus, höchste Wahrheit und vollkommenes Leben in einer Person. Er ist die Sonne. Sie hat in der Zeit der Nacht des Erdenlebens ihre Sterne. Diese haben ihr Licht von ihr, reden von ihr. Die Sterne am religiösen Himmel der Menschheit nennen wir Heilige. Auch sie sind Ideale, in dem Maße mehr, als sie Licht und Leuchtkraft vom Urideal selbst besitzen.

Eines solchen Sternes und Ideals Aufgang feiert in diesem Jahre das deutsche Volk. Es ist St. Elisabeth,

der Stern, den in der Legende Klingsohr im fernen Ungarland aufgehen sieht, dessen Bahn zur Wartburg und nach Marburg ging, um von dort aus über die ganze Welt zu strahlen.

Ein Frauenideal von wunderbarer Vollendung und darum auch ein Frauenideal der Karitas ist St. Elisabeth. Allen gehört sie — denn ein Ideal ist um so allgemeiner, je höher es steht — aber doch nennt sie niemand mit so viel Gründen die ihrige als die Karitas. St. Elisabeth und Karitas, das bedeutet beinahe ein und dasselbe. Wie könnte da, wo alle feiern, der Karitasverband zurückbleiben! Wenn, wo immer von karitativer Arbeit die Rede ist, St. Elisabeths Namen mit Ehrfurcht und Liebe genannt wird, dann muß er auf dem Karitastag in dem Zentenarium ihrer Geburt mit Begeisterung und Jubel begrüßt werden. Der Karitastag wird zur St. Elisabethfeier.

Mir ist die Aufgabe zugefallen, einige Gedanken auszusprechen, die gerade bei dieser Veranlassung sich nahelegen. Eine schöne Aufgabe, aber wie schwer ist sie! Man müßte ein Dichter sein wie Wolfram von Eschenbach, oder ein Walther von der Vogelweide, die am sangesfrohen Hof der Wartburg Elisabeths Wirken erfahren, um dieses von der Sage umrankte, von der Poesie verklärte Bild der großen Heiligen von Thüringen vorführen zu können, oder ein Maler. Gerade die Kunst hat sie in tausend Bildern verherrlicht, um dieses Ideal wiederzugeben, oder besser noch, denn all das ist unvermögend, und wie immer, so hier besonders, würde der Künstler den gewaltigen Unterschied zwischen der künstlerischen Konzeption und dem Produkt seiner Hand empfinden, man müßte Dichter und Maler und Komponist sein, denn das Lied und die Musik

sagen mehr als die Worte. Darum wäre wohl der Genuß eines Oratoriums von Liszt oder Müller[1] die schönste Festrede.

Da nun geredet sein muß, so kann ich nur fürchten, die Stimmung zu zerreißen, in die Sie das schon Gehörte und Gesehene versetzt hat.

Heilige Elisabeth, es ist nicht meine Schuld, wenn die Stunde, da wir von dir reden, zur religiösen Weihestunde wird. Was das ganze Mittelalter, insbesondere jenes wunderbare Jahrhundert, das dich uns gegeben, aufweist — das Jahrhundert der großen Kathedralen, der großen theologischen Wissenschaft, der mächtigen religiösen Bewegung, ist in dir in höchster Vollendung in die sichtbare Erscheinung getreten — die Verbindung von Gnade und Natur. Mit einem Hochgefühl des Dankes und der Freude zugleich sprechen wir es aus: Du warst unser! Aus den Herzen des katholischen Mittelalters heraus bist du geworden! So müssen die Menschen werden, die ganz Geist vom Geiste unseres Glaubens sind. Was dich gebildet, lebt auch heute noch, und auch du lebst uns: Aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit jener Welt versetzt, welche die höchste Wirklichkeit ist, hat die Kirche dich uns zur heiligen Fürsprecherin gegeben: Du bist unser! Aber wir haben nur dann ein Recht, dich so zu nennen, wenn wir in treuer Arbeit in deinem Geiste und in deiner Liebe dich erwerben: dann erst wirst du unser! Das sei das Gelöbnis des Karitastages im Jahre, da man zum 700. Male deinen Geburtstag feiert.

---

[1] Bei dieser Festversammlung wurden Teile aus dem Oratorium „Die heilige Elisabeth" von H. F. Müller aufgeführt.

Und wie? St. Elisabeth ist ein Juwel und Ideal der karitativen Tätigkeit, und zwar in doppeltem Sinne, denn die Karitas der hl. Elisabeth weist zwei Züge auf: ich möchte sie die aktive und die passive Karitas nennen, die Karitas, die handelt, und die Karitas, die leidet.

I.

Sie wissen, daß uns die Karitas eine heilige Sache ist. Vor drei Jahren ist mir auf dem Karitastage zu Breslau vom Präsidenten des Karitasverbandes das Thema zur Behandlung gegeben worden: „Die Karitas, eine allgemeine katholische Pflicht". Dort habe ich ausgeführt, daß die Karitas kein Sport, keine Modesache, keine Liebhaberei oder Vergnügen, auch nicht eine notwendige Last sei, sondern Pflicht. Aus Gerechtigkeit schon. Man verlangt heute ja vielfach: Gerechtigkeit wollen wir, nicht Liebe — hätten wir ihnen immer die Liebe gegeben, sie hätten nicht nach Gerechtigkeit zu rufen brauchen. Aber wo nur Gerechtigkeit ist, da schweigt die Liebe. Karitas aber heißt Liebe. So dankbar wir darum den Bestrebungen der Humanität sind, so freudig wir die gesetzlichen Maßnahmen, die auf staatlichem und kommunalem Gebiete der Not zu steuern suchen, begrüßen, unsere Karitas ist doch keine überflüssige Sache und muß eine andere sein. Christlicher Karitas Grund ist Christus. Und wir haben dabei den Vorzug, in Wahrheit den edelsten Grund des Wohltuns gewonnen zu haben: das Gute um des Guten willen zu tun. Nicht eines abstrakten, verschwommenen Guten willen, nicht des Guten willen, das wechselt, wie die Menschen wechseln, nicht eines unpersönlichen Guten willen, dem der Mensch sich nicht opfern darf, denn die Persönlichkeit darf sich im höchsten

nur der Persönlichkeit opfern — sondern dem persönlichen Guten, dem menschgewordenen Gute: das ist Christus.

1. Es wird niemand, der das Leben der hl. Elisabeth auch nur ganz oberflächlich kennt, in Abrede stellen, daß dieser Zug im karitativen Wirken der Heiligen auf das bestimmteste und ganz charakteristisch hervorleuchtet. Man mag alles abtun, was die Legende um ihre Person gewunden, man mag noch so strenge Kritik walten lassen — eines bleibt: der innere Grund der Liebestätigkeit St. Elisabeths war die Liebe zu Christus, dem Gekreuzigten. In den Armen sieht sie Christus, aus Liebe zu ihm drückt sie ihre Lippen auf die Häßlichkeit des Aussätzigen, und schön läßt in dem neuesten Drama St. Elisabeth der Dichter die Heilige das Bild des Gekreuzigten, insbesondere seine Wundmale, mit Rosen bekränzen, den Taten der Liebe, die sie den Kranken erwiesen.

Das Wunder, von dem die Legende berichtet, nach welcher der Landgraf, ihr Gemahl, Christus den Gekreuzigten an Stelle des Aussätzigen sah, den Elisabeth gepflegt hatte, ist nur Ausdruck dieser feststehenden Tatsache.

Ist der Karitas Grund Christus, so ist er auch der Karitas Vorbild in seiner Hingabe. Sie war unermeßlich. Es ist eine auffallende Ähnlichkeit in dem Bilde: Christus und die leidende Menschheit und St. Elisabeth und die Armen und Kranken. Ein Leben, das nur 24 Jahre zählt — und doch eine solche Fülle von Segen! Er drängt sich förmlich aus dem Leben der wunderbaren Frau uns entgegen. Bettelnde Arme, Kranke aller Art bis zu den Aussätzigen, Wöchnerinnen, Kinder, Greise im Krankenhause, das sie gebaut, in den Wohnungen, bei der Taufe und am Grabe — überall und immer war sie die Trösterin — „Mutter

der Armen" ist ihr glorreicher Titel. In der Wartburg und später in Marburg scheint die nimmermüde Liebe des Erlösers aus- und einzugehen, und zu ihr drängt sich alles von nah und fern, und von dort tragen sie Frieden und Freude heim. — Es war ihr ein tiefer Schmerz, wenn sie den Armen und Kranken nicht so dienen konnte, wie es die Innigkeit ihrer Liebe verlangte. Und doch, wenn man das Wirken St. Elisabeths betrachtet, das im Herzen des Mittelalters sich vollzog, es mutet einen oft an wie moderne karitative Arbeit: Sie gab nicht blind und unterstützte nicht das Nichtstun: den Arbeitsfähigen suchte sie Arbeit, den Arbeitsscheuen die Besserung, den Arbeitsunfähigen gab sie die Karitas. Und diese Mutter der Armen war eine Gattin und Mutter voll hingebender Zärtlichkeit und heiligster, treuester Pflichterfüllung. Neben dem lieblichen Bilde der hl. Elisabeth steht zu seiner Ergänzung und Erklärung ein Bild voll Männlichkeit und Kraft, voll Ritterlichkeit und Frohsinn, ein Mann voll Liebenswürdigkeit, ihr Gemahl Landgraf Ludwig von Thüringen. Wenn einer, so war er wert, dieser Frau Gemahl zu sein. Ohne Ludwig wäre Elisabeth nicht, was sie ist. Die Geschichte und Legende sind reich an Zügen, in denen St. Elisabeths und ihres Gemahls Zusammenwirken im Dienste der Karitas rührenden Ausdruck finden.

Wenn man Gott für St. Elisabeth dankt, darf man den Landgrafen nicht vergessen. Gebe Gott, daß Sie alle, verehrte Damen und Jüngerinnen der Karitas, falls die Ehe Ihr Beruf ist, solche Männer zu Zeugen und Förderern Ihres Wirkens hätten, nicht Fürsten zwar mit großen Ländereien, aber Männer voll fürstlichen Sinnes, und da wir Ludwigs gedenken, lassen Sie uns im Vorübergehen

die Männer grüßen, die zu dem karitativen Wirken ihrer Frauen die Einwilligung, das Geld und die Opfer geben, ohne welche die Frauen weder reisen — noch sonst sehr viel karitativ tätig sein könnten.

Aber es bedarf nicht nur der Unterstützung, es bedarf der Leitung.

2. Die große Hingabe an die Karitas, das nie müde Wirken im Dienste der Armen und Notleidenden, hat oft eine Gefahr in der Zersplitterung und Unfruchtbarkeit durch wahlloses Wirken. Es bedarf der Erleuchtung, zum mindesten der Vernunft, um zu unterscheiden zwischen Arm und Arm und den Mitteln, welche die besten Almosen sind. Die kalte Vernunft nun im Wirken der hl. Elisabeth war der Magister Konrad von Marburg.

Dieser Magister Konrad und die kalte Vernunft! Sie haben keine leichte Aufgabe, sie sind nicht sehr beliebt auf seiten derer, die Almosen empfangen. Sie mäßigen, sie nehmen dem einen, was den andern besser zukommt, sie sehen über die Not der Gegenwart die größere, wirksamere Hilfe der Zukunft — aber all das macht für den Augenblick oft unsympathisch. Man sieht, die Liebe hätte mehr geben wollen, alles geben wollen, aber die Vernunft hat es verhindert, weil sie weise und wirksamer die Liebe leitete.

Es mag sein, daß die organisierte Tätigkeit da oder dort eine der Härten aufweist, die wir in Konrad von Marburg bedauern. Wenn die Organisation zum einseitigen Bureaukratismus wird, der mehr Wunden schlägt als er heilt, dann hat sie allerdings mit der Karitas weniger zu tun als Konrad von Marburg mit dem karitativen Wirken der hl. Elisabeth.

Dieser Magister Konrad! Man hat ihm oft unrecht getan; sicher, es war ein harter, alter Mann, dem Landgraf Ludwig, als er die Wartburg verließ, seine junge Gemahlin in Lehre und Leitung gab. Wir möchten ihn auch oft anders handeln sehen! Aber dieser Magister darf ebensowenig wie seine Schülerin mit dem Maße gemessen werden, das wir von der Weichlichkeit und Erdhaftigkeit unserer Anschauungen nehmen, sie beide passen in diese enge Auffassung nicht hinein, und ihre Großzügigkeit und Kraft sprengen jeden modernen Rahmen. So viel ist sicher, er war auch ebenso streng gegen sich wie gegen andere, und darüber kann kein Zweifel sein, daß er ein ernster, gelehrter Mann von makellosem Wandel war. Die zwölf Lebensregeln, die er seinem Beichtkind gegeben, sind der beste Beweis, wie ernst es ihm um die Heiligung ihrer Seele zu tun war. — In den Werken der Karitas aber stellte er das Moment der Mäßigung dar; da, wo sie alles weggeben wollte, auch das ihr zukommende Wittum, verhinderte dies Konrads Befehl und gab ihr so die Möglichkeit, auch in Marburg die aktive Karitas zu üben. Und gerade auf dem Hintergrunde seiner Strenge erhebt sich um so lieblicher das Bild der gehorsamen, demütigen Fürstin der Karitas.

Der Karitas Grund war ihr Christus, der Karitas Kraft ist er, er ist auch ihre Krone, ihr Lohn.

3. Gewiß! Die Karitas trägt einen Teil des Lohnes in sich selbst. Aber das kommt ja nur daher, weil Gott seine Ehre und unser Glück so in eins verknüpft hat, daß das Suchen des einen allemal ein Finden des andern ist. Auch die Seligkeit, die uns die Träne der Dankbarkeit des Erhobenen, Geheilten und Geretteten gibt, ist ein Schimmer von der Seligkeit, die unser Anteil sein

wird in der Ewigkeit. Die hl. Elisabeth, inmitten ihrer Kranken und Armen, ist von einer Freudigkeit, von einem Glücksgefühl durchdrungen, ihr Antlitz und ihr Auge leuchten das Glück wider, das sie im Wohltun empfindet, daß wir erkennen: Christus ist mit ihr und bestätigt ihr Wirken: „Was ihr dem einen der Geringsten getan habt, mir habt ihr es getan." Am sichtbarsten ist die Krone ihrer Karitas in so manchen zarten Zügen und wunderbaren Taten zu erkennen! Wer kennt nicht das Rosenwunder der hl. Elisabeth? Sie hatte in ihrer reichen Barmherzigkeit selbst ihren Brautschatz für die Armen verwendet. Das erregte Unzufriedenheit auf der Burg. Selbst dem Landgrafen schien die Wohltätigkeit seiner Gemahlin zu weit zu gehen. Eines Tages traf er sie auf ihrem Gange zu den Armen. Sie trug unter ihrem Mantel die Gaben der Liebe. Da sie ihres Gemahls ansichtig ward, kam eine heilige Verlegenheit über sie, und gefragt, was sie unter dem Mantel verborgen trage, antwortete sie: „Rosen!" Sie meinte die Gaben der Liebe, mit denen sie das Bild des Gekreuzigten schmücken wollte. Und wie selig entzückt war sie und wie freudig erstaunt der Landgraf, als sie in Wirklichkeit Rosen statt Brot erblickten. So sieht sie am liebsten die Kunst. Mag die Kritik das Rosenwunder aus dem Wirken St. Elisabeths ausscheiden wollen — die Werke der Barmherzigkeit, die sie gespendet und die in ihrem Geiste getan sind, werden zu Rosen, die mitten im Elend der Welt einen Gottesgarten der Liebe schufen. Die schönste Krone und Verklärung aber für Elisabeths Leben ist ihr frommreiches Sterben.

Doch ehe wir davon sprechen, muß ich den zweiten Zug im Wirken Elisabeths zeigen: die leidende Liebe.

II.

Man sollte glauben, daß, wer die aktive Karitas im Leben der hl. Elisabeth besprochen habe, mit seiner Aufgabe zu Ende sei. Nicht doch! Das Größte ist noch nicht gesagt. Groß ist St. Elisabeth als Jungfrau, Gattin und Mutter in der Erfüllung der Pflichten einer heiligen Frau, größer noch in den Werken der Barmherzigkeit, am größten aber ist sie in ihrer leidenden Liebe. Ich hatte leider nicht die Zeit, alle Berichte der vorausgegangenen elf Karitastage durchzusehen. Aber sicher ist dort auch oftmals von der ungeheuren karitativen und sozialen Tat die Rede gewesen, die in der Ergebung in die Armut und Not, in der Leidensfähigkeit und dem Leidensmut gelegen sind. „Arme habt ihr allezeit bei euch!" Dieses Wort des Heilandes wird wahr bleiben. Auch wenn eine Zeit käme, wo der Achtstundentag allgemein eingeführt wäre und jeder Arbeiter einen Wochenlohn von 100 Mark hätte, würde das Leid nicht aus der Welt verschwunden sein. Auch wenn alle staatliche und städtische Fürsorgegesetzgebung, alle karitativen Bestrebungen das Höchstmaß ihrer Leistungen erreicht haben — dann wäre das Leid immer noch da. Das ist die Anordnung Gottes: „Denn dieses Leben ist nicht das Leben!"

Und nun zu zeigen durch Lehre und Leben, wie man mit dem Schmerz fertig wird, zu zeigen, daß Armut und Leid unter Umständen erstrebenswerte Güter sein können, das ist, was beinahe noch mehr not tut als Werke, die das Leid vermindern. Im höchsten Sinne ist dieser Lehrer und das Ideal dafür unser Erlöser gewesen. Er hat uns nicht befreit von Leiden, aber er hat die Natur des Leidens verändert, er hat, nach dem schönen Worte Kepplers, „das

Leiden zum Tun, das Pathos zum Ethos gemacht, durch ihn wurde, was Hindernis war, ein Hebel, was Fessel war, eine Triebfeder, Bürgschaft der Anteilnahme am Leiden der Erlösung und der Vaterliebe Gottes". Diese Wahrheit laut zu verkünden, sie als eine karitative Tat zu prüfen, zu ihrer Übung zu begeistern, ist die Aufgabe des Zentenariums der Geburt St. Elisabeths. Wie in ihrer aktiven Karitas, so ist sie in ihrer leidenden Liebe ein Frauenideal von höchster Vollendung.

Ich will nicht sprechen von den kleinen Leiden, die der Frömmigkeit der jungen Prinzessin am Hofleben der Wartburg bereitet wurden, nicht von dem gewaltsamen Tod ihrer Mutter, die blutüberronnen unter den Dolchen von Meuchelmördern fiel. Nur der großen Leidensstationen ihres Lebens, durch welche sie die Vorsehung führte, will ich gedenken.

Es waren die großen Tage der Kreuzzüge, jener Zeit, wo nach dem schönen Wort von Alban Stolz die Christenheit des Abendlandes von einem großen Heimweh nach dem Heiligen Lande ergriffen wurde. Ein neuer Kreuzzug unter Friedrich II. sollte versucht werden. Die Kreuzzugsprediger kamen auch nach Sachsen. Eines Abends saß Elisabeth in trautem Gespräch mit ihrem Gemahl. Da gewahrte sie an der Ledertasche des Landgrafen etwas wie ein rotes Tuch. Im neckenden Spiel griff sie danach. Mit einem jähen Aufschrei sank sie zu Boden. Ihre Hände hielten das Zeichen des Kreuzes, das die Ritter nahmen, die den Kreuzzug gelobt hatten. Als sie wieder zu sich kam, „tröstete sie der Fürst mit der Heiligen Schrift". Sie aber bat: „Lieber Bruder, wenn es nicht wider Gottes Willen ist, so bleib bei mir, doch wider seinen Willen wollte ich dich nicht haben. . . ." „Liebe Schwester, gönne mir, daß ich hinfahre, denn ich

habe es gelobt", entgegnete der Landgraf. „Gegen Gottes Willen will ich dich nicht zurückhalten; ich habe dich und mich ihm zum Opfer gebracht. Gottes Milde und Seligkeit sei mit dir ewiglich. Reite fort in Gottes Namen."

Und er ritt und kam nicht wieder. Im südlichen Italien raffte ihn die Pest dahin. Es war eine entsetzliche Stunde, als sie die Todesnachricht erfuhr, und schwerer der Tag, als die Gebeine des edlen Fürsten in Reinhardsbrunn eintrafen, wo man sie bestattete. Und dennoch: Nachdem sie abermals dem Schmerz über die Trennung von ihm und ihrer Liebe Ausdruck gegeben, sprach sie ergeben: „Du weißt es, o Gott, ich hätte gern mein ganzes Leben lang mit ihm in Elend und Not leben, hätte von Türe zu Türe mein Brot mit ihm betteln mögen, nur um das Glück zu genießen, mit ihm zusammenzusein, hättest du, o Herr, es erlaubt. Aber du bist auch mein Zeuge, daß ich auch nicht um den Preis eines einzigen Haupthaares den Verstorbenen zurückrufen möchte, wenn es gegen deinen Willen wäre! Ihn und mich übergebe ich deiner Gnade. Uns geschehe nach deinem Wohlgefallen."

„Dies war", fügt Montalembert der Schilderung bei, „der letzte Aufschrei der überwundenen Natur, der letzte Seufzer irdischer Liebe, die in diesem zwanzigjährigen Herzen unter der Gewalt der himmlischen Liebe starb."

Und noch höher stieg ihre Liebe.

In der heiligen Weihnacht eilte eine gebeugte Frau, anscheinend ein armes Weib, von der Wartburg nieder nach Eisenach; sie eilt in die Mette und nachher an die Pforte des Franziskanerklosters, das sie gegründet hatte, und bittet, ein Tedeum zu singen zum Danke für das Leiden und die Niedrigkeit, die ihre Flucht von der Wartburg ihr bereitet.

Neigen wir in Ehrfurcht unser Haupt, das ist eine Stunde, die zu denen gehört, die uns die Menschheit auf der höchsten Höhe zeigt. Es sind viel wunderbare Züge in dem Leben dieser jungen, großen Frau, Züge, die in ihrer Größe und Reinheit zur Bewunderung hinreißen, aber mir ist St. Elisabeth nie größer erschienen als in jener Nacht an der Pforte des Franziskanerklosters zu Eisenach. Solange der Menschengeist und der Menschheit Herz das Erhabene ahnen und empfinden kann, wird er in Ehrfurcht dieser Stunde in dem Leben dieser Frau gedenken.

Es war noch nicht genug. Von dieser großen Stunde an der Franziskanerkirche zu Eisenach bis zu ihrem Tode in Marburg ist eine kurze Zeit. Sie steht ganz unter dem Zeichen des hl. Franziskus von Assisi. Seitdem dieser liebe Heilige den Bund mit der Armut geschlossen, hatte ein mächtiger Zug zur Aszese die Völker ergriffen. Die wunderbare Ausbreitung des Franziskanerordens und franziskanischen Lebens, das im Dritten Orden seinen Ausdruck fand, ist Zeuge dafür. Als Elisabeth von dem opferreichen Leben des Armen von Assisi gehört hatte, ergriff sie eine große Verehrung für ihn. Und in der geradezu leidenschaftlichen Liebe zur Armut, zur Entsagung, zur Verachtung, zum Leiden, zum Losgeschältwerden gab sie sich kund. Es ist bekannt, daß St. Franziskus auf den Wunsch des Papstes hin, ihr ein Andenken zu geben, seinen alten getragenen Mantel ihr übersandte. Und mit dem Mantel den Geist. St. Franziskus und St. Elisabeth stehen im Bilde in der Verehrung des katholischen Volkes oft nebeneinander, ein Zeichen, daß ein und derselbe Geist beide erfüllt. Magister Konrad, dem sie, es scheint gegen seinen Wunsch, nach Marburg gefolgt war, war nur das Werkzeug, er hatte auch

hier der Nachwelt gegenüber eine schwere Aufgabe, die Heilige dem Gekreuzigten ähnlicher zu machen. Sie nahm das graue Gewand vom Dritten Orden des hl. Franziskus, die erste Tertiarin in Deutschland; hier erwartete sie, in Leiden und Demütigungen, in Selbstentäußerung jeder Art — sie hatte sich von ihren Kindern, die im Kloster erzogen wurden, und zuletzt auf Konrads Befehl auch von ihren Dienerinnen getrennt — den Tod.

Und dieses Leben ward gelebt von einer jungen Frau, Gattin und Mutter von zartestem Gefühlsleben, dieses Leben war verklärt durch eine Sonnigkeit der Freude und des Glücks, selbst inmitten aller Armut und Not. „Auf ihrem Leben", sagt ein Schriftsteller, „liegt ein wunderbarer Glanz, wie er nur von dem ausgehen kann, der selbst durch diese Welt als eine Lichtgestalt geschritten ist, die erleuchtend und beseligend hineinscheinen wird in alle Zeiten!" Und leuchtend wie ihr Leben und Wirken war ihr Sterben.

Nach dem Empfang der heiligen Sakramente blieb sie in stillem Glück mit ihrem Gott allein. „Habt ihr sie nicht singen hören, diese himmlischen Gesänge?" Ihr Glück wuchs und wuchs, und endlich rief sie: „Der Augenblick ist da, wo der Allmächtige seine Freunde zur Hochzeit ladet. Es naht der Bräutigam, die Braut zu holen!" Und das Haupt neigend sagte sie leise: „Stille, stille", und selig schlummerte sie hinüber. —

Wir sind an der Pforte des Paradieses gestanden. Kehren wir zu dieser Erde und zu unserer Arbeit zurück.

Es ist fraglos, daß die technische Kultur der Gegenwart in ihren staunenswerten Errungenschaften die Lebenshaltung der Menschheit höhergestellt hat. Aber es ist ebenso fraglos, daß sie das Leiden vermehrt. Die Leidensmacht ist stärker,

aber die Leidensfähigkeit, die Leidenskraft in der Menschheit ist schwächer geworden, die beiden großen Mächte, Leiden zu heben und Leiden zu tragen, aktive und passive Karitas, sind in dem Kreuzzuge gegen die Not die unentbehrlichen Waffen. Wir wollen sie in diesem Karitastage aufs neue segnen lassen. Eines der schwierigsten Probleme in der sozialen Frage ist die Sucht nach Genuß, die Scheu vor dem Leiden, vor Anstrengung. Wer die Mittel hat, diese Scheu vor dem Leiden zu überwinden, der gebe sie. Das ist, was uns vor allem not tut. Ein solches Mittel ist die Lektüre und die Betrachtung des Lebens der lieben hl. Elisabeth. Nach dem großen Werke Montalemberts, das auch ins Deutsche übersetzt ist, ist das Leben der Heiligen nie schöner geschrieben worden als von Alban Stolz, der dieser „gekreuzigten Barmherzigkeit" das Beste gegeben hat, was aus seiner Feder kam. Es wäre eine karitative und soziale Tat im höchsten Sinne, wenn dieses „Leben der hl. Elisabeth" unter dem Volke, insbesondere in den Hütten der Armut, dort, wo Krankheit, Not und Elend wohnen, verbreitet würde. Einer Massenverbreitung dieses „Lebens" möchte ich das Wort reden. Sie würde unsagbar viel Gutes stiften. Es wäre einer der schönsten Erfolge, den der Karitastag im Zeichen der Zentenarfeier der hl. Elisabeth aufweisen könnte, wenn er das Volk aufriefe zur Übung und zum Segen der passiven Karitas[1].

[1] Zwei Tage, nachdem ich diesen Gedanken ausgesprochen, las ich in einem alten Jahrgang der Linzer Quartalschrift folgende Stelle: Wohl nie in meinem Leben hat eine Lektüre größeren und nachhaltigeren Eindruck auf mich gemacht als jene des Lebens der lieben hl. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, welches ich zuerst durch Montalembert und später auch in der Darstellung von Alban Stolz,

Der Gedanke an St. Elisabeth ist eng verbunden mit dem Gedanken an die Wartburg. Der Gedanke an die Wartburg aber weckt zugleich die Erinnerung an die Trennung der ehemals einigen christlichen Brüder. Aber das Bild Elisabeths, das uns in jene Zeit führt, da wir einig waren, zeigt uns, was uns verbinden kann, seit wir getrennt sind, die Karitas. Gemeinsam ist uns allen der Schmerz, gemeinsam sei die Arbeit und die Liebe. Auch der Karitasverband, der zum Zusammenschluß wirbt, bedeutet keinen Abschluß. Da, wo es die Verhältnisse möglich machen, soll auch gemeinsames Wirken sein. Ein großes Wohltätigkeitskonzert, das Zusammenwirken aller verfügbaren Kräfte, will der Karitasverband. Möge St. Elisabeths Bild uns Mut und Begeisterung einflößen und das 7. Zentenarium ihrer

---

in dem mit unübertrefflicher Popularität geschriebenen „Buch für Christen", kennenlernte. Wie eine schön ergreifende Melodie oft längere Zeit im innern Ohre der Seele nachtönt, so geschah es, daß die Eindrücke, welche ich aus genannter Lektüre gewonnen, wenigstens drei Wochen lang mir in unmittelbarer Frische und Lebendigkeit in der Seele haften blieben und mich auf allen Wegen und Stegen, wo ich immer gehen mochte, begleiteten. Seitdem habe ich Tag für Tag das schöne Gebet verrichtet, welches Papst Gregor XI. zu Ehren der hl. Elisabeth verfaßt hat: Tuorum corda fidelium Deus miserator illustra et beatae Elisabeth precibus gloriosis fac nos prospera mundi despicere etc., und es ist mir kaum zweifelhaft, daß ich es der durch diese tägliche Anrufung erlangten Fürbitte der lieben Heiligen verdanke, wenn ich, obwohl ich von Natur zum Ehrgeize heftig hinneige, dennoch von derlei Versuchungen mich kaum mehr angefochten fühle und von Herzen dem Rate des Alten beipflichte:

Ama in obscuro esse,
Et a nemine reputari,
Semper ultimum locum obtinere,
Et omnium pedibus conculcari.

Geburt erweckend wirken, wie eine Wiedergeburt und Auferstehung gehe es wieder durch die deutschen Lande auf allen Gebieten der karitativen und sozialen Arbeit.

Das sei das Gelöbnis, das wir am Grabe St. Elisabeths niederlegen. Aber wo ist dies Grab? Noch steht die Kirche, jenes wunderbare Denkmal katholischer Glaubenskraft und Liebe, die Elisabethkirche zu Marburg. Wir sind nicht ganz sicher, ob ihre Gebeine noch dort ruhen[1]. Wir wollen hier aus Rücksicht auf Andersdenkende nicht die Ereignisse berühren, die den stillen Frieden des Grabes der Heiligen einst gestört haben. Wie es auch sein mag: St. Elisabeth hat ein Grab gefunden, ein Grab im Herzen des christlichen, insbesondere des katholischen Volkes. Das schöne Wort, das einst ein deutscher Sänger vom Grabe seiner Mutter gesungen, es darf auch hier gelten:

Ein Grab, o Mutter, ist gegraben dir
An einer stillen, dir bekannten Stelle;
Ein heimatlicher Schatten waltet hier
Und Blumen fehlen nicht an seiner Schwelle.

Drin liegst du, wie du starbest, unversehrt,
Mit jedem Zug des Friedens und der Schmerzen,
Auch aufzustehen ist dir nicht verwehrt:
Ich grub dir dieses Grab — in meinem Herzen. (Benau.)

Und doch, meine Lieben! Drängt uns die Liebe zu St. Elisabeth nicht, ihr ein neues sichtbares Grab zu geben? Wohl steht und wird stehen die St. Elisabethkirche zu Mar-

[1] Reliquien der hl. Elisabeth (Haupt und ein Teil der Gebeine) befinden sich seit 1782 in der Kirche der Elisabetherinnen auf der Landstraße in Wien. Vgl. Herders Konversationslexikon I. Ergänzungsband.

burg. Aber dort feiert man nicht mehr jene heiligen Geheimnisse, aus denen einst St. Elisabeth Kraft und Freudigkeit zum Opfer geschöpft, nicht mehr das heilige Opfer, dem sie in heiliger Andacht beigewohnt und in dem sie so oft ihren Heiland sah und empfing, wie Heimweh ruft die Öde des Hochaltares nach dem Opfer, für das ihn einst die Frömmigkeit des katholischen Mittelalters errichtet. Wohlan denn, schaffen wir ein neues Heiligtum, eine katholische St. Elisabethkirche in Marburg, wie der hochverehrte Präsident des Karitasverbandes angeregt hat. Die deutschen Frauen und Jungfrauen der katholischen Kirche, sie mögen begeistert von diesem „Ruhm Deutschlands", wie St. Elisabeth auf ihrem Grabmal genannt wird, in erster Reihe ihre Gaben bringen zum Bau einer neuen Elisabethkirche in Marburg. Sie sei ein Zeuge, daß der Geist St. Elisabeths noch verstanden wird und lebt in Deutschlands Frauen. Ja leben wirst du, große, heilige, deutsche Frau! „Sollte je", sagt der protestantische Geschichtschreiber Leo, „die Erinnerung an dieses edle, dieses reine christliche Leben in unserer Nation erlöschen, dann soll man ruhig auch Germaniens Wappen zerbrechen und ihm nachwerfen ins Grab!" Es wird nicht erlöschen! Ja, leben wirst du in dem Leben zahlreicher deutscher Frauen! Laß deine Zier und Schönheit aufleuchten auch in unserer Zeit — intende — erflehe allen Werken der Karitas, erflehe dem Karitasverband, der sich heute dir huldigend und Gott für dich dankend neigt, Ausbreitung und innere Kraft — prospere procede — et regna — herrsche über uns, du und dein Geist, sende ihn aus, und neue Menschen, neue Werke werden erstehen zur Ehre Gottes, zum Segen der Menschheit und zur Glorie unseres Vaterlandes!

19. Gnade und Recht in der Fürsorgearbeit[1].

Verehrte Damen!

Es erscheint fast verwegen, heute hier in einer Sache zu sprechen, die einen Weckruf an die allgemeine Wohltätigkeit richten möchte, insbesondere an die Wohltätigkeit der Katholiken der Stadt Münster. „Warum gehen Sie denn nach Münster?" schrieb mir eine Dame, die mich für einen ähnlichen Zweck anderswo zu einer Rede haben wollte. „In Münster ist alles auf der Höhe, dort kann nichts mehr gebessert werden. Wir dagegen stehen noch unten und haben Mühe, uns emporzuringen. Kommen Sie also hierher, und gehen Sie nicht nach Münster!" Ich wäre auch nicht hierhergekommen, wenn es sich bei mir nicht um die Einlösung eines alten Versprechens gehandelt hätte, das ich längst gegeben habe, es war schon vor einigen Jahren. Die Erinnerung daran und dann die Erinnerung an dasjenige, was ich einstens unter Ihnen hier erfahren habe, ließen mich das Versprechen, das ich gegeben hatte, auch gerne einlösen.

Wenn ich jetzt wieder einige Stunden unter Ihnen bin, so ist es mir eine besondere Freude, weil das Werk der rettenden Fürsorge, zu dem wir hier zusammengekommen sind, ein vornehmlich priesterliches Werk ist. Wenn an irgendeiner Stelle in den Sälen ein Priester stehen darf und ein Ordensmann, um das Wort zu nehmen, dann ist es heute hier. Ein Werk, das jenen gilt, die doch eigentlich dem priesterlichen Herzen und der priester-

[1] Rede, gehalten zu Münster in Westfalen am 19. Februar 1907.

lichen Sorge besonders nahestehen müssen: den gefährdeten und gefallenen Menschenkindern.

Meine verehrten Damen! Indem ich das Wort „Fürsorge" nenne, weiß ich ganz gut, daß sich in Ihnen vielleicht schon früher als in der heutigen Versammlung, wenn Sie da und dort die Nachtseiten des Lebens berührt sahen, ein Gefühl geregt hat, das, falls es ganz fern ist vom alten Pharisäertum, nur begrüßt werden kann: es ist die unwillkürlich entstehende Scheu der edlen Frau der Sünde und dem Unrecht gegenüber. Meine Damen! Ich kann dies Gefühl, wenn es echt und nicht vom Pharisäertum geleitet ist (ich sage das noch einmal), nur begrüßen. Denn in einer Zeit, wo die Sünde in so glänzenden Farben gemalt wird, in einer Zeit, wo der feministische Zug durch die Lande geht, das Recht und die Gerechtigkeit niederzudrücken und der Sünde frei das Wort zu reden, oder doch die Sünde immer und immer wieder zu entschuldigen, in einer Zeit, wo in Literatur und Kunst und in der öffentlichen Meinung immer mehr und mehr das eigentlich Häßliche der Sünde weggenommen wird — da tut es gut, Menschen zu finden, die Sünde Sünde, Teufel Teufel, Gott Gott und Recht Recht zu nennen den Mut haben. Dieses Gefühl entspringt offenbar aus einer ganz erklärlichen und im ersten Eindruck eigenen Scheu diesen Nachtseiten des Lebens, der Sünde überhaupt, gegenüber. Aber so gut dieses Gefühl ist, so sehr es in Ihnen gestärkt werden muß, so sehr Sie die Pflicht haben, es in andern bei Ihren Fürsorgearbeiten zu bestärken, so sehr wäre es auch verkehrt, deswegen, weil Sie die Sünde hassen, auch die Sünder zu hassen und diejenigen, die das Unglück gehabt haben,

von der Sünde selbst umgarnt, sogar beinahe erdrückt zu werden, und nun arme, unglückliche Menschen geworden sind: die das Elend in die Sünde trieb und die Sünde noch tiefer in das Elend. Nicht der Sünde reden wir das Wort, nicht dem Unrecht sei hier irgendein Mitleid gegeben, aber die Sünder und diejenigen, die arm und gefährdet sind, wenden sich an uns. Ihr Anwalt zu sein, ist mir heute abend beschieden: ich fordere, meine Verehrten, für sie ein Recht, und ich erflehe für sie eine Gnade. Diese beiden Dinge mögen Sie ihnen geben.

I.

Ich fordere für die armen, unglücklichen, gefährdeten und gefallenen Mädchen, welcher Art sie immer sein mögen, ein Recht, das Recht, das ihnen der Schöpfer gegeben hat. Das ist der höchste Titel, auf den wir uns, und auf den die sich berufen können. Der Schöpfer selbst, der ihnen die Menschennatur gegeben, der das menschliche Ebenbild nicht aus ihnen genommen hat, selbst dann nicht, nachdem die Sünde die Verwüstung dieses Bildes zustande gebracht hatte.

Meine Verehrten! Es ist leicht begreiflich, daß Sie, wenn man auf diejenigen Gegenstände sieht, denen die Karitas oder die soziale Arbeit gewidmet ist, hier und da eine Art Widerwillen oder eine Art Unbehagen empfinden könnten. Das kommt nur daher, weil wir in unserer karitativen Tätigkeit nicht so sehr für denjenigen, aus dem heraus oder dem zuliebe wir die karitative Tätigkeit unternommen haben, handeln, als vielmehr zunächst und beinahe ausschließlich oftmals in Gedanken an das, was eigentlich unsere karitative Hilfe beansprucht. Hier gilt der Satz:

„Wer das Gute um des Guten willen tut, muß das Gute immer tun, auch wenn es Menschen gilt, deren Eigentümlichkeit vielleicht an die karitative Tätigkeit manche hohe Forderung stellen mag."

1. Das Gute um des Guten willen tun! Das mögen diejenigen beherzigen, die sonst diesen Satz so gern in der allgemeinen „humanitären Wohltätigkeit" gebrauchen, vielleicht auch gebrauchen, um die Überlegenheit, wie sie meinen, der allgemeinen „humanitären Wohltätigkeit" über die christliche hervorheben zu wollen. Wir haben das Glück, nun in diesem „Guten" nicht etwa ein verschwommenes „Gute" zu sehen, nicht etwas, was doch einmal zugrunde gehen wird, sondern etwas ganz Bestimmtes, dem allein die menschliche Seele eigentlich sich opfern darf. Wenn die Menschen so oft von sich behaupten: „Wir tun das Gute um des Guten willen", so könnten wir fragen: Sagen Sie uns doch, was ist denn eigentlich gut? Sie werden dann die Antwort erhalten: „Gut ist das, was allgemein als gut angenommen wird. Gut mag vielleicht das sein, was durch die christlichen Grundsätze, die Bergpredigt, das Evangelium und den Erlöser als gut empfohlen ist." Aber, meine Verehrten, es ist nicht aufgebaut auf dem Glauben an die Gottheit des Erlösers. Es ist im Grunde nur der Glaube an ein verschwommenes Gute, an eine abstrakte Entwicklung, nicht an einen persönlichen Gott. Es ist die Lehre Nietzsches, die an die Stelle der Moral des Christentums die „Herrenmoral" der modernen „Übermenschen" setzt. Wenn es Nietzsche galt, „die alten Tafeln" zu zerbrechen und neue aufzustellen für die „neue" Menschheit, für die „Übermenschen", die er „züchten wollte", dann weiß ich nicht, was man ihm vom Standpunkte der

Natur allein, abgesehen von der Religion oder vom christlichen Glauben, entgegenhalten könnte. Es ist einfach nichts mehr dagegen zu sagen: dann stände Anschauung gegen Anschauung, Macht gegen Macht.

Nur wenn das Gute „der Gute" ist, wenn das Gute der persönlich Gute ist, nur wenn das Gute die höchste Heiligkeit und die sittliche Weltordnung, die er in uns gelegt hat, bedeutet, nur dann hat das Wort: „Das Gute um des Guten willen tun", einen Zweck. Dieser ewig Heilige, dieser persönlich Gute, dessen Wille die Grundlage für die Sittlichkeit und für alles Recht bedeutet, dieser ewig Gute heißt uns in seinem Ebenbilde, das er von den Menschen nicht genommen hat, auch ihn zu ehren, auch in jedem armen gefallenen Mädchen noch das Recht zu achten, das er ihnen gegeben hat, indem er sie an die Liebe der Menschen wies. Das sind, meine Verehrten, Beweise dafür, daß wir wirklich im Sinne des lebendigen Gottes handeln, wenn wir diesen Armen und Unglücklichen zu Hilfe kommen. Denn Gott der Herr hat sie uns gegeben, als er, die ewige Liebe, unter uns selbst getreten ist.

2. Als Jesus Christus zu den Menschen kam, hat er aufs neue den armen Unglücklichen ein Recht gegeben. Im Namen Jesu Christi fordere ich das Recht der Barmherzigkeit für diese armen, unglücklichen Menschenkinder. Nicht allein, auch nicht einmal zuerst hat sich Christus an die wirtschaftlich Armen gewandt. Wen er zu sich gerufen hat, das waren vor allem die Sünder. Wer das Beispiel des Weltheilandes in dem Evangelium liest und es sich vor Augen hält, der kann kaum je zu dem Satz kommen, den man so oft aussprechen hört, als seien die Bestrebungen des Fürsorgevereins im Grunde genommen

nichts anderes als eine Unterstützung der Sünde. Eine Unterstützung der Sünde! So müßte denn der Heiland selbst ein Unterstützer der Sünde gewesen sein, denn er ist doch auf diese Welt gekommen, um die Sünde wegzunehmen. Er ist gekommen, uns zu versöhnen, er ist gekommen, um die Sünder zu sich zu rufen. Er ist mit ihnen umgegangen in all der Liebe und unendlich gütigen Art, die wir in seinem heiligsten Herzen verehren. Heißt das die Sünde unterstützen? Zu dem Heiland kamen die armen Gefallenen. Zu ihm kam auch Magdalena. Der Herr befand sich in dem Hause eines Pharisäers und setzte sich zu Tisch. Magdalena hörte davon und begab sich in das Haus. Als sie den Heiland sah, kniete sie nieder und schluchzend barg sie ihr Antlitz in ihren Händen. Sie konnte nicht sprechen. Die Welt wußte ihr Bekenntnis, sie hatte nicht notwendig, es nochmals abzulegen. Der Heiland sah sie, doch er hatte für sie lange kein Wort. Er wollte zuerst den Pharisäern eine Belehrung geben. Die Pharisäer mochten gewiß das gesagt haben, was heutzutage so manche Menschen den Bestrebungen des „Fürsorgevereins" entgegensagen, „daß er sich der Sünder annehme". Als sie da hereinkam, schwer beladen von Schuld, mit dem ernsten Willen, von nun an Umkehr zu halten, haben manche die Köpfe zusammengesteckt und „gestichelt". Andere haben gelacht, mit dem rohen Lachen, das der Pharisäismus stets über die Sünde selbst gelegt hat. Wieder andere sagten selbst: „Nun hat er wieder die Sünderin um sich; dieser nimmt sich der Sünder an und ißt sogar mit ihnen." Aber der Heiland hat das herrliche Wort gesagt: „Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner; der eine war ihm 500 Denare schuldig, der

andere 50. Da sie aber nicht imstande waren zu zahlen, erließ er beiden die Schuld. Welchen von beiden hat er mehr geliebt?" Simon sagte: „Den, dem er am meisten nachgelassen hat." Jesus sprach: „Du hast recht geantwortet." Hierauf wandte er sich zu dem Weibe und sprach zu Simon: „Siehst du dieses Weib? Ich bin in dein Haus gekommen und du hast meinen Füßen kein Wasser gegeben, diese aber hat sie mit ihren Tränen benetzt und mit ihren Haaren getrocknet. Du hast mir keinen Kuß gegeben, diese aber hat nicht aufgehört, meine Füße zu küssen. Du hast mein Haupt nicht mit Öl gesalbt; diese aber hat meine Füße mit Balsam gesalbt." Der Heiland schloß mit den Worten: „Ihr werden viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat. Wem aber weniger vergeben wird, der liebt auch weniger." So mancher mag unter den Pharisäern gewesen sein, der sich sagte, das heiße denn doch die Sünde unterstützen. Ähnlich bei der Ehebrecherin (Joh. Kap. 9). Als alle sich von der unglücklichen Frau abwandten und als der Erlöser erklärt hatte: „Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie", da stand er, die ewige Reinheit, vor der Schuldigen und sprach zu ihr: „Weib, hat niemand dich verdammt?" Sie antwortete: „Nein, niemand, Herr!" „Nun, dann will auch ich dich nicht verdammen, gehe hin, aber sündige nicht mehr, damit dir nichts Schlimmeres begegne."

Sehen Sie, meine Verehrten, vielleicht wird auch da jemand sagen: Es heiße die Sünde unterstützen, wenn man so rasch und leicht Verzeihung gewährt. Die Welt allerdings urteilt anders, nicht vor der Sünde, und das ist das Eigentümliche, das diese Welt begeht. Vor der Sünde schmeichelt sie, preist und lockt sie

und macht die Sünde glanzschillernd in allen Farben. Ist aber ein armes Opfer von der Sünde selbst erfaßt, und hat jemand einmal gefehlt, wie grausam kann die Welt dann sein! Es gibt Kreise, die vielleicht etwas von jemand wissen, vielleicht ist es noch nicht einmal sicher geschehen, man spricht nur davon; Kreise, die denjenigen, auf den irgendein Makel gefallen ist, nie mehr unter sich dulden. Sie lassen ihn nicht wieder in ihre Gesellschaft und lassen selbst die Kinder, ja Generationen darunter leiden, wegen eines Unrechtes, das vielleicht ein einziger einmal getan hat. Das geschieht von Christen, von Menschen, die in der klaren Luft des Christentums leben? Dann frage ich mich: „Wissen diese denn, welches die einfachsten Forderungen des Christentums sind, wenn sie nicht einmal die Barmherzigkeit üben und denen, die guten Willens sind, die Wege, die Tore verschließen, und einem solchen sagen: ‚Hinaus mit dir, geh zugrunde!‘ so daß der Mann nicht wieder zu Ehren kommen kann?“ Aber vielfach ist das bei der Moral oder dem Ehrenkodex dieser Kreise selbstverständlich.

Meine Verehrten! Das ist ein merkwürdiger Gegensatz zwischen Christus, der „ewigen Reinheit“, zwischen seiner Verzeihung und zwischen der sündigen Welt. Wenn man sieht, wie sie oft die Sünde beurteilt, namentlich, *nachdem* sie geschehen ist. Ich glaube deswegen, man hat ein *Recht* zu sagen: *Im Namen Jesu Christi* fordere ich das Recht der Barmherzigkeit, der Achtung für diese armen Unglücklichen, die Ihnen heute abend empfohlen werden sollen.

3. Ich könnte auch sagen: *Im Namen der katholischen Kirche* fordere ich das *Recht*, im Namen *der* heiligen Kirche, in welcher unser Erlöser immerfort seine

Gnade spendet, fortregiert, immerfort verherrlicht und verehrt wird. Im Namen dieser Kirche fordere ich das Recht für diese armen Unglücklichen; denn sie sind ihr besonders teuer. Ehe der Heiland seine Apostel hinausziehen ließ in die Welt, hat er zu ihnen gesagt: „Empfanget den Heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten." Wollte der Heiland auch durch diese Worte etwa die Sünde unterstützen? Wer so spricht, als ob die Barmherzigkeit und Liebe, dem Elenden und Unglücklichen erwiesen, eine Unterstützung der Sünde selbst und eine Erniedrigung des Allgütigen sei, der reiße die sämtlichen Beichtstühle aus den katholischen Kirchen heraus; denn im Grunde genommen, was sprechen diese heiligen Stätten, die Stätten des Gerichts und der Barmherzigkeit, anderes aus als Vergebung für reuige Menschen, als Ergehung und Erhebung für Gefallene, als Barmherzigkeit und Liebe eines unendlich gütigen Gottes, auch der schwersten Sünde gegenüber? Selbst ein Unrecht, das zu jener Art gehört, von der der göttliche Heiland auf die Frage des Petrus: „Herr, wievielmal soll ich meinem Bruder verzeihen, siebenmal?" geantwortet hat: „Nicht siebenmal, sondern siebzigmal siebenmal." Im Namen dieser Kirche, im Namen unseres Erlösers fordere ich das Recht der Achtung und des Mitleids für diese armen Unglücklichen.

4. Aber ich habe auch ein Recht, es zu fordern im Namen dieser Unglücklichen selbst. Nun hören Sie wohl zu. Das gilt nicht Ihnen, meine Damen. Von alledem, was ich jetzt sage, ich betone das ausdrücklich, sind Sie ausgeschlossen. Aber Sie werden es verstehen, daß

ich mich im Namen des Gesetzes der Solidarität verpflichtet fühlen muß, diese Schuld vorzutragen, die sich Arme, Unglückliche zugezogen haben. Eines der schrecklichsten Bilder, von dem uns die Geschichte aus den Zerstörungstagen der französischen Revolution berichtet, wie sie lange vorher nicht gewesen sind und, gebe es der allmächtige Gott, nicht wiederkommen werden, ist jenes, das uns die „Damen der Halle" zeigt, die alles Recht, alle Sittlichkeit, alles weibliche Zartgefühl niedergehalten hatten, und an der Spitze der Revolutionäre oder vor den Karren, die die Unglücklichen zur Richtstätte brachten, johlend und singend einhergingen und ihre entsetzlichen Rufe den armen Opfern und den Umstehenden entgegenschleuderten.

Meine Verehrten! Das ist die Frau in ihrer Erniedrigung. „Nichts Heiliges ist mehr, es lösen sich alle Bande frommer Scheu, das Gute räumt den Platz dem Bösen, und alle Laster walten frei." Ganz gewiß! Wenn es schon nichts so Schreckliches gibt als „den Menschen in seinem Wahn", so ist vielleicht überhaupt nichts schrecklicher als eine Frau, nachdem sie alles niedergelegt hat, was einer Frau heilig sein muß.

Meine Verehrten! Hören Sie es wohl? Aus diesem Schreien und dem Hohngelächter dieser armen entsetzlichen Frauen, da klingt es heraus wie ein Racheschrei, wie ein Schrei der Verzweiflung der Gesellschaft gegenüber, die diese Unglücklichen so weit gebracht hat. Wie ein Racheschrei der beleidigten und entehrten Frau ist dieses entsetzliche Bild der „Damen der Halle" zur Zeit der französischen Revolution. Die Gesellschaft, bis hinauf zu den höchsten Klassen, hatte das Ihrige getan, um das Gefühl der Sittlichkeit und Tugend aus dem

Herzen der Frauen herauszureißen. Es waren ja Jahrzehnte und Jahrhunderte voraufgegangen, in welchen viel dazu getan wurde, die Frau um die Würde zu bringen, die ihr der Erlöser gegeben hatte. Nachdem sie sich so weit erniedrigt hatte, ich kann es verstehen, schreckte sie vor nichts Weiterem mehr zurück. Aus diesem Schrei, aus diesem Lachen verzweifelter Frauen ist der Anklageschrei gegen die Gesellschaft selbst zu hören. Es ist etwas Ähnliches heute. Wenn man an dieses Heer von armen Menschen, an diejenigen denkt, die auf die tiefste Stufe gesunken sind, auf die eine Frau sinken kann — auch unter diesen gab es vielleicht einstmals gute und edle Mädchen —, wenn man diese gräßliche Zerstörung sieht, die gerade die Sittenlosigkeit heute in der Welt angerichtet hat, dann steht man allerdings auch vor einer Wirkung, die auf ihre eigentliche Ursache zurückzuführen ist, die aber nicht diesen armen Unglücklichen zur Last gelegt werden kann. Ich denke an eine Gerichtsverhandlung, in der ein jugendlicher Verbrecher, der ein entsetzliches Vergehen begangen hatte, zur Verantwortung gezogen wurde. Da schleuderte der Anwalt dieses Unglücklichen den Richtern die Anklage entgegen: „Nicht dieser arme, unglückliche junge Mensch gehört hier auf die Anklagebank, sondern die Gesellschaft von heute. Sie selber sind es, die ich anklage." Diese Anklage spricht auch aus dem Elend, aus der sittlichen Not, aus der Verkommenheit so vieler armen, unglücklichen Geschöpfe: „Nicht wir sind selbst so geworden aus uns allein; aber eure Literatur, eure Kunst, eure Wissenschaft, eure Väter und eure Brüder, diese alle haben uns zu dem gemacht, was wir geworden sind. Nicht durch uns allein sind wir in diesen Abgrund hinuntergestiegen. Euch

alle, die Gesellschaft, klagen wir an." Sie haben wahrhaftig nicht unrecht gesprochen. Ja, ihr Herren Dichter und Theaterdirektoren, solche wenigstens, die sich kein Gewissen daraus machen, dem Volke eine Kost vorzusetzen, an dem es sich vergiften muß; ihr Herren Künstler und Romanschriftsteller, ihr habt nichts danach zu fragen, welche Wirkung eure Dinge haben könnten, wenn ihr nur klingende Münze bekommt! Ihr Theaterdirektoren, nur dann mag es gut sein, wenn euch die schaulustige Menge in ein paar Abenden gefüllte Taschen bringt; wieviel Elend dadurch heraufbeschworen wird, wieviel Unheil das alles nach sich zieht, daran habt ihr nicht gedacht, daran habt ihr nicht zu denken? —

Heilige Kunst, du wunderbare edle Himmelstochter, wie haben sie dich herabgezerrt in diese Tiefen, in diese Nachtseiten des Lebens! Zur Kellnerin haben sie dich erniedrigt, die du die Aufgabe hast, den „Stoff" zu bringen, an welchem die Menschen den Rausch des Lebens trinken! Noch erst letzthin hat ein Professor der Hochschule in Berlin, keiner von den sogenannten „Gläubigen", von denen, die vielleicht von vornherein auf Grund ihrer Weltanschauung in dem Verdacht stehen, als ob sie immer so reden müßten, nein, ein Mann, der sonst ganz freien Anschauungen huldigt, in bezug auf Frenssens „Hilligenlei" das Wort ausgesprochen: „Ich wünschte, die Herren Dichter hätten etwas mehr Verantwortlichkeitsgefühl, ehe sie ihre Werke schreiben!" Es wäre wahrhaftig zu wünschen, daß sie es hätten. Es wäre zu wünschen, daß auch die Gesellschaft etwas mehr Verantwortlichkeitsgefühl zeigte. Dann würde nicht so viel Unglück in der Welt sein, wie es leider heute der Fall ist.

Jörgensen hat einmal in seinen „Parabeln" eine geschrieben, worin er von den schlechten Literaten spricht, die das Land überschwemmen. Er schildert einen Dichter, natürlich einen ungläubigen, der soeben sein Werk verfaßt hat. Dieser sitzt eines Abends in seinem mit allem Komfort der neuen Zeit ausgestatteten Zimmer, vor sich ein Glas Rotwein, in seiner Hand eine Zigarre. Da klopft es plötzlich an seine Tür. Herein kommt ein junger Mensch, fahlen Antlitzes, die beiden Augen tiefliegend, aus denen der Hunger und das Elend wie die Sünde zugleich schaut. Er kommt zu ihm heran. Ganz erstaunt sagt er: „Entschuldigen Sie, daß ich Sie noch so spät störe, ich wollte Ihnen bloß danken, ich muß Ihnen die Hand drücken. Sie haben mich zu dem gemacht, was ich bin." Dann schaute das Lachen des Halbirrsinnigen aus seinen Zügen: „Sie haben mich zu dem gemacht, was Sie hier sehen. Was Sie geschrieben haben über das Leben, danach habe ich gelebt, und daran bin ich zugrunde gegangen. Nun bleibt mir nichts anderes übrig, als die Pistole zu ergreifen und mit meinem armen Leben abzuschließen." — „Aber", antwortete der Dichter, „ich habe doch nicht für unreife Menschen geschrieben, das war nur für „große Geister". Und der junge Mensch entgegnete: „Sie haben nicht verhüten können, daß ich es las. Das Werk war nicht allein für ‚große Geister' verkäuflich, sondern auch für die Jugend. Ich habe es aufgenommen und bin daran zugrunde gegangen. Wie die Helden, die Sie gezeichnet haben, so wollte ich leben, das Leben auch leben. Nun ist das Ende da." Der Mann konnte nichts mehr sagen, so war er erschüttert von diesem entsetzlichen Bilde, wie es gewöhnlich geschieht, wenn ein Unglück entlarvt wird. Der

junge Mann stürzte hinaus. Ein Schuß krachte, und der Arme lag da in seinem Blut. Er hatte sich das Leben genommen. — Das ist die Wirkung, die der ganze Geist des modernen Unglaubens und der entsittlichten Richtung auf so viele arme Menschen ausgeübt hat. An solchem Geiste sind sie gescheitert, diese Armen, diese Betrogenen, die man um ihr Bestes brachte, sie können ruhig sagen: „Euch klagen wir an, ihr habt uns zu dem gemacht, was wir geworden sind."

Ich kann den Gedankengang jetzt hier nicht weiter ausführen. Sie sehen, es eröffnet sich uns eine Perspektive von so furchtbarer Tragik, von solch erschütterndem Ernst, daß ich meine, man braucht es nur anzudeuten, um in der Tat sagen zu können: „Sie haben ein Recht, sie brauchen nicht bloß um Gnade zu bitten, die menschliche Gesellschaft ist den Armen verantwortlich im Schuldbewußtsein: „Mea culpa", sie hat an ihrem Elend schuld. Diesem Verantwortlichkeitsgefühl dürfen wir uns nicht entziehen. Wir sind solidarisch haftbar. Wenn die andern ihre Pflicht nicht einsehen, haben wir um so mehr ein Recht, diese Pflicht zu erkennen. Jesus Christus ruft uns auf, die Pflicht in die Wege zu leiten, sich in einem praktischen Leben zu betätigen. Heute abend haben Sie hier ein solches Werk; hier ist eine Gelegenheit, einen Teil der Schuld, die vielleicht manche selbst noch vermehrt haben, gutzumachen.

Meine Verehrten! Ich will Ihnen etwas ganz ehrlich sagen: Alle diejenigen Damen, die diese „modernen Romane" zweideutigen Inhalts lesen, alle die Damen, die von der modernen Anschauung über Kunst, ich meine diese unsittliche sogenannte „Kunst", ergriffen sind, tragen mehr oder minder dazu bei, durch ihr Beispiel oder ihre Indolenz

diesen Geist immer mehr zu verbreiten. Sie haben eine Schuld auf sich geladen, wenn sie es gleichwohl nicht bewußt getan haben. Sie taten die Schuld mit. Als denkende Menschen hätten sie sich vorher sagen müssen: „Ich bin mitverantwortlich, wenn ich meinen Teil des Willens mit zu der Tat lege, die einen andern ins Unglück bringt." Ist das nicht ein Recht, das die armen Unglücklichen haben? Aber Sie selbst, haben Sie sich freizusprechen von all diesem? Haben Sie keinen Bekannten, der Ihnen nahesteht, von dem Sie vielleicht Ähnliches wissen? Meine Verehrten, dann wollen wir heute abend dieses Recht, das aus den Unglücklichen spricht, diese ernste, erschütternde Sprache nicht ungehört verhallen lassen. Wir wollen unser Bestes tun, ihnen zu helfen, wenn wir helfen können, mitzuarbeiten an der sittlichen Erhebung des Menschengeschlechts. Ich will es Ihnen sagen: Ich kehre genau den Satz um, den man so oft gegen den „Fürsorge-Verein" anführt als gegen ein Werk, das nicht der besondern Befürwortung wert sei: „Es heißt die Sünde unterstützen, wenn wir dies Werk nicht unterstützen." Sie unterstützen in der Tat die Sünde, wenn Sie nicht in Ihrer Weise daran mitarbeiten, daß wir vorbeugen und nachher fürsorgend für die Gefährdeten eintreten, die noch Unschuldigen für die Guten und für die Erhebung derer, die tatsächlich gefallen sind. Ist das nicht ein Recht, das die Armen haben? Im Namen dieser Armen fordere ich heute dies Recht.

Doch das ist es nicht allein. Wo nur kaltes Recht gefordert wird, da ist noch immer etwas Verletzendes. Um dem Rechte Wirkung zu verschaffen, muß die Liebe mitwirken. Die Liebe muß das Recht zur Ausführung bringen.

So sei es denn auch heute abend. Ich fordere nicht ein Recht allein. Ich erflehe für die Unglücklichen auch eine Gnade.

II.

Meine Verehrten! Wenn ich ein Kind wäre, eines von jenen Kindern, die zu Tausenden und aber Tausenden aus solch unglücklichen Verhältnissen hervorgegangen sind, eines von denen, die sich händeringend an eine Mutter wenden möchten; wenn ich ein Kind wäre, und ich könnte Sie bitten, diesen armen Kindern Ihre Augen, Ihre Hand und Ihr Herz ein wenig zu öffnen; wenn ich ein Dichter wäre, und ich könnte Ihnen die Nachtseiten des menschlichen Daseins zeigen, vielleicht so, wie sie ähnlich Maxim Gorki in seinem „Nachtasyl" geschildert hat; wenn ich ein Maler wäre, und ich könnte im Bilde festhalten, wie der berühmte Wirtz es getan hat in einem Gemälde, das sich im Museum zu Brüssel befindet, wo geschildert ist, wie eine Mutter, die dem Wahnsinn verfallen ist, ihr eigenes Kind zerteilt, in kochendes Wasser tut und später langsam verzehrt; wenn ich ein Apostel wäre, und ich könnte zu Ihnen sprechen mit der feurigen Zunge eines hl. Paulus, so wie er gesprochen hat in seinem wunderbaren 13. Kapitel des Korintherbriefes von der hohen Liebe, das mit den Worten beginnt: „Wenn ich die Sprache der Engel und der Menschen redete und hätte die Liebe nicht"; wo es dort von den Eigenschaften der Liebe heißt: „Sie empfindet alles, sie duldet alles", bis zu dem wunderbaren Schluß: „Nun bleibet: Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, die größte aber ist die Liebe" — wenn ich Ihnen alles das so sagen könnte und Sie um Gnade anflehte für diese armen Unglücklichen,

gewiß, Sie würden heute abend aufstehen und selbst mir sagen: „Wir wollen auch unsere Hand an das Werk legen, auch uns vereinigen mit denen, die bisher gearbeitet haben. Kann es nicht unsere ganze Tätigkeit sein, so wollen wir durch Gaben unsere Anteilnahme bezeugen und das Werk unterstützen durch Empfehlung mit allen Kräften, die uns zu Gebote stehen."

Eine Gnade erflehe ich. Wissen Sie, von wem ich sie erflehe? 1. Zunächst von den Frauen. Auch die gefallenen Mädchen bleiben Frauen, und das Edle, was an Frauen ist, spricht selbst noch aus diesen Gefallenen: ganz kann es doch nicht zertreten werden. Es ist vielleicht verunstaltet, vielleicht ganz entstellt; es ist beschmutzt von Sünde und Elend; aber immer noch spricht das, was die Frau für das Menschengeschlecht sein konnte, auch aus der gefallenen Frau, auch aus den armen, unglücklich gewordenen Mädchen. Im Gedanken an alles das, was sie sind und was sie sein könnten, erbitte ich von den Frauen zunächst diese Barmherzigkeit und Gnade für die Unglücklichen. 2. Auch von den Männern möchte ich das erbitten. Wenn ich vor so vielen Männern sprechen könnte, als heute hier Frauen zugegen sind, ich würde den Männern sagen: „Meine lieben Herren! Sie alle haben eine Mutter, Sie haben vielleicht noch eine Schwester, die Sie verehren, deren reines Wesen wie ein Engel durch das Heiligtum Ihrer Familie geht. Was Sie in dieser Schwester, in dieser Mutter ehren, das ehren Sie zugleich in der Frau, nicht das Unrecht; aber vielleicht ehren Sie dadurch Ihre Mutter und Schwester selbst und das Höchste aller Frauen, wenn Sie den armen Unglücklichen eine Hilfe bringen." Ist das eine Bitte, die von Frauen kommt und die ungehört gelassen werden könnte?

An das Edle in Ihnen, was Sie sein könnten, was Sie sein werden, an Ihre Hilfe appelliere ich, wenn ich um Gnade bitte für diese armen Mädchen. Das ist die Hilfe, die der „Fürsorge-Verein" heute abend von Ihnen allen fordert.

Ich erbitte das von den glücklichen Frauen: Gnade von denen, die nie das Elend des Lebens kennengelernt haben. Wenn Sie wüßten, wie glücklich Sie sein können! Sie müßten einmal in die großen Städte gehen oder in die Gefängnisse, um das Unglück der Menschen zu sehen, und darum die Größe Ihres Glückes abwägen zu können. Sie müßten einmal eine Zeitlang in Berlin gewesen sein und dort Gelegenheit gehabt haben, mit diesen entsetzlichen Nachtseiten des Großstadtlebens in Berührung zu kommen. Sie müßten es wissen, daß es viele Kinder gibt, die oftmals vaterlos und mutterlos aufwachsen, oder die, was noch schlimmer ist, vielleicht einen Vater und eine Mutter haben, aber nicht an sie denken können, weil sie „Rabenväter" und „Rabenmütter" in des Wortes schlimmster Bedeutung geworden sind. Sie müßten die Kinder sehen, die auf die Straße zum Betteln geschickt werden, kaum daß sie gehen können, deren Leben sich in allen Jugendjahren auf der Straße abspielt; des Nachts vielleicht in Wohnungen, die ich nicht schildern kann, in einer Dürftigkeit und Enge, und in den namentlich für das sittliche Empfinden der Kinder geradezu entsetzlichsten Verhältnissen. Wie entsetzlich ist es, daran zu denken. Ich kenne Mädchen von 14 Jahren, die von ihren Müttern auf die Straße geschickt wurden, denen man sagte: „Gehet hinaus in die Nacht und verdienet euch Geld." Sie müßten diese Armen gesehen haben, die um einen Hungerlohn arbeiten müssen, Tag für Tag, jene Heim-

arbeiterinnen, die sich nicht einmal von ihrem Lohn allein ernähren können und womöglich noch für eine Mutter sorgen und andere unterstützen müssen; wie sie dann aus dem Elend in die Sünde und von der Sünde wieder in neues Elend gekommen sind. Alles das müßten Sie einmal selber sehen, um sich dann sagen zu können: „Wie dankbar müssen wir doch Gott sein, daß er uns in Verhältnisse hineingestellt hat, die so glücklich, so rein waren, die uns mit der Mutterliebe und mit des Vaters Vorbild von Anfang an umgeben haben, die uns herausgehoben haben aus allen Leidenschaften des Lebens, die uns heute vielleicht nicht einmal etwas wissen lassen, was ein großer Teil der Menschheit leidet. O ihr Glücklichen, die ihr nie etwas davon erfahren habt! Alle diese unglücklichen Menschen, diese Kinder und armen Mädchen, sie bitten euch um eine Gnade, um eine Barmherzigkeit. Sie wissen es nicht, wie weh es tut, arm zu sein und zu tragen, was mit der Armut manchmal verbunden ist. Das Elend des sittlichen Lebens kommt vielfach aus der Armut. Das allein spricht so eindringlich, daß Sie hier Ihre Hilfe nicht versagen können. Wie edel ist es, wenn eine vornehme Frau nicht etwa mit den Spitzen ihrer Glacéhandschuhe das Elend berührt, sondern mit ihrer feinen Hand auch eine schuldige Hand drückt! Wie glücklich wird so ein armes Mädchen sein, das sich aus der Gesellschaft ausgestoßen weiß und nun von einer edlen Dame aufgenommen wird!

Solch ein Beispiel habe ich einst in einem Aufsatz eines belgischen Jesuitenpaters gelesen. Einer Dame des Fürsorgevereins gelang es, drei gefallene Mädchen im „Guten Hirten" unterzubringen. Sie führten sich ausgezeichnet und sind ganz vortreffliche Mädchen geworden. Zu dieser Dame

kam einstmals ein vornehmes Fräulein der ersten Gesellschaftskreise. Beide gingen auch in das Haus der Schwestern vom „Guten Hirten". Die Damen wollten ihren drei Schützlingen einen Besuch abstatten. Sie mußten eine Zeitlang warten, aber nicht lange dauerte es, da stürzten die drei jungen Mädchen in das Zimmer auf die Dame zu, und merkwürdigerweise, alle drei suchten sie zu umarmen und sprachen mit ihr in einer Herzlichkeit, die ihre Freundin und Begleiterin in Staunen und Schrecken setzte. Als der Besuch beendet war, sagte die Begleiterin zu der Dame: „Was, Sie lassen sich von diesen Mädchen umarmen?" „Siehe, mein Kind", entgegnete die kluge Dame, „man muß sich in der Welt so manches gefallen lassen. Ich muß auch in unserer Gesellschaft manche umarmen, die mir viel weniger lieb sind als diese armen Mädchen, Personen, denen ich weniger zugetan bin." „Aber", antwortete die Begleiterin, „meine Dame, bedenken Sie doch, was sie gewesen sind!" „Recht wohl", antwortete die Dame, „das hindert nicht, daß ich mich auch der Armen, Verlassenen annehme. In der Gesellschaft findet man vielfach nicht immer offene Herzen; ich will lieber zu denen gehen, die es ernst gemeint haben." Meine Verehrten! Wie mächtig mag dieses Beispiel der Frau auf diese armen drei Kinder gewirkt haben! Ich flehe Sie an, Sie, die Glücklichen. Jedoch nicht die Glücklichen allein, auch die Reinen und Guten möchte ich anflehen. Der Geist Gottes hat uns einen Orden erweckt, den man, wenn wir von der „Fürsorgearbeit" reden, stets mit besonderer Begeisterung begrüßen muß. Allen diesen Klosterfrauen, die in stiller Klause verborgen sind, die mit der großen Welt nicht in Berührung treten, diesen Engeln der Barmherzigkeit, den Schwestern vom „Guten

Hirten", möchte ich auch danken im Namen der armen, unglücklichen Mädchen, die durch Sorge und Liebe aufgehoben sind, denen sie sich gewidmet haben, nicht um selbst hinabzusteigen in das Elend, sondern um die Armen heraufzuziehen, um sie an das Herz der Liebe zu drücken, sie zu neuen Menschen, zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. Ich möchte ihnen danken für all den unermeßlichen Segen, der aus ihren Werken schon hervorgegangen ist. Ich habe es nie gehört, daß eine von diesen reinen Jungfrauen besudelt worden wäre dadurch, daß sie sich mit diesen armen Menschen beschäftigt und sie manchmal aus dem tiefsten sittlichen Schmutz herausgezogen hat. Ich habe es nie gehört, daß es für eine Dame, die dorthin geht, entehrend gewesen sei, auch wenn sie aus der höchsten Gesellschaft ist; es sind auch in Münster Damen aus der höchsten Gesellschaft dorthin gegangen. Ich habe es nie gehört, daß es für eine vornehme Dame entehrend ist, sich mit diesen armen Kindern zu beschäftigen. Ich habe im Gegenteil dieses heroische Opfer — denn es ist ein heroisches Opfer für eine so hochstehende und zartempfindende Frau — bewundern sehen, auch von Personen, die ganz fern vom Glauben stehen!

Sehen Sie, meine Damen, Sie, die rein und edel sind, zögern Sie nicht. Helfen Sie Licht hineintragen in dieses Dunkel der menschlichen Gesellschaft. Sowenig der Sonnenstrahl von alledem berührt wird, wohin er scheint, selbst wenn er in die Pfütze scheint, so wenig wird die Reinheit Ihrer Seele je verletzt werden. Ach, könnten Sie sich in dem Geiste, wie es Jesus Christus will, mit der Rettung, mit der Erhebung dieser armen, unglücklichen

Menschen beschäftigen. Ich flehe um Gnade für diejenigen, die nicht rein sind, alle diejenigen an, die sich sagen müssen: „Ich bin ein Sünder, Gott sei mir Sünder gnädig.“ Ich flehe Sie alle um Gnade an, die selbst Barmherzigkeit erhalten haben, auch diesen armen Unglücklichen die Barmherzigkeit nicht zu versagen, die Ihnen einst zuteil geworden ist.

Sind das nicht Gründe genug, um reichlich Barmherzigkeit zu geben, wenn Sie nun noch dazu rechnen den Segen des Wohltuns? Es ist schön, einem Hungernden Speise zu geben, aber es ist nicht minder schön, den Hunger des Geistes zu stillen und einem Menschen Hilfe zu geben. Es ist schön, einen Durstigen zu tränken, aber es ist nicht minder schön, einen Menschen so zu erheben, daß er sich wieder selbst beherrschen kann und in dieser Selbstbeherrschung sich immer mehr vervollkommnet. Es ist schön, einen Nackten zu bekleiden, aber es ist nicht minder schön, einem Menschen, den die öffentliche Schande gebrandmarkt hat, wenigstens etwas Mitleid zu geben und ihn aus der Schande herauszuführen. Es ist schön, einen Fremden zu beherbergen, aber es ist auch schön, diesen Ausgestoßenen der Menschheit eine barmherzige Hand, eine offene Tür, wenigstens die Tür des Herzens zu zeigen. Es ist schön, einen Kranken aufzusuchen, an seinem Krankenbett zu stehen und ihm Worte des Trostes zu spenden, einen Gefangenen zu besuchen und zu trösten, aber es ist nicht minder schön, den Wunden des Herzens nachzugehen und sie zu heilen, soviel wir nur können. Es ist schön, den Toten das letzte Geleit zu geben, aber es ist noch schöner, Tote wieder zum Leben aufzuerwecken durch die barmherzige Liebe, mit der ein Mensch zu einem Unglücklichen kommt, um ihn aus dem tiefen Schlafe der Sünde und des

Todes aufzuwecken zu einem neuen Leben in Christo Jesu, unserem Herrn. Ist das nicht eine Seligkeit? Das eine tut der Elisabethverein in der herrlichsten Weise. Das ist die Glorie seiner Geschichte. Ihm sei nichts genommen voll all den herrlichen Verdiensten, die er sich seit Jahren erworben hat. Es bleibt ihm auch noch Arbeit reichlich genug. Wir haben so viel Not in unserer Zeit, daß wir gar nicht Arbeiterinnen genug haben. Jede Arbeitsteilung kann nur willkommen begrüßt werden, nicht etwas soll weggenommen werden, was jeder bis jetzt zu tun hatte. Ich habe die leiblichen Werke der Barmherzigkeit genannt. Sie gehören in diesen so hochangesehenen und mit Recht gepriesenen Elisabethverein. Aber die geistigen Werke der Barmherzigkeit, die den Armen, den Unglücklichen der Menschheit gehören, lassen wir sie üben als eine neue Arbeit, zu der der Geist Gottes aufgerufen hat. Arbeiten wir zusammen an der Not unserer Mitmenschen. Beide Vereine haben die Seligkeit des Gebens, die Seligkeit des Wohltuns, die Seligkeit der Barmherzigkeit, die in jedem guten Werke liegt. Von einer edlen Dame wird erzählt, daß sie durch ihre Fürsprache einer armen Frau zur Freilassung aus dem Gefängnis verholfen habe. Die arme Frau war ins Gefängnis gekommen, weil sie nicht genug hatte, um ihre Kinder ernähren zu können. Sie bot ihre Arbeit an, fand aber nichts. Und als sie schließlich Arbeitsgelegenheit bekommen hatte, erhielt sie kaum Lohn; sie hatte nichts, womit sie den Hunger ihrer Kinder stillen konnte. Da griff sie zu dem letzten Mittel, zum Diebstahl. Aus einem kleinen Eigentumsvergehen wurde ein großes, bis die Frau auf mehrere Jahre ins Gefängnis kam und mit ihr der Mann, der in einem Streit mit einem Messer einen andern verletzt hatte. Eine

Dame besuchte nun diese arme, unglückliche Frau, die ganz verbittert war. Was hatte sie denn schließlich Unrechtes getan, als daß sie aus Not ihren Kindern etwas herbeizuschaffen suchte? Nach einiger Zeit wurde die Frau begnadigt und zwar zu derselben Zeit, als auch ihr Mann aus dem Gefängnis entlassen wurde. So kamen beide aus dem Gefängnis wieder heim. Aber das alte Heim war nicht mehr da. Sie suchten eine entfernt gelegene Gegend auf. Die Dame mietete ihnen einen Laden und versorgte sie mit dem Notwendigsten. Dem Mann gelang es außerdem, Arbeit zu finden. Die Leute waren mit ihren Kindern so glücklich, sie erwarben sich einen gewissen Wohlstand, und nichts kam irgendwie mehr vor, was sie mit dem Gesetz in Konflikt gebracht hätte. — Die Frau wurde krank. Als sie einsah, daß sie bald sterben mußte, ließ sie einen Priester rufen. Nach Empfang der heiligen Sakramente sagte sie ihm: „Ich habe noch eine Bitte: wollen Sie nicht der Dame", — es war eine sehr hochstehende Dame der Gesellschaft, — „einen Brief schreiben, worin ich sie bitte, sie möge rasch zu mir kommen, damit ich sie noch einmal sehe." „Aber meine gute Frau", antwortete der Priester, „diese Dame kann doch nicht die weite Reise machen, zumal Sie doch schon öfter Gelegenheit hatten, ihr die Hand zum Danke zu drücken." „Schreiben Sie nur", sagte die kranke Frau. Der Geistliche schrieb. Als diese Dame am folgenden Morgen den Brief erhielt, erbat sie sich sofort von ihrem Manne die Erlaubnis zur Reise. Noch am Abend kam sie in dem Orte an, wo sie damals der Frau den Laden gemietet hatte. Als die Tür sich öffnete, da richtete sich die Frau — die inzwischen noch schwächer geworden — empor und rief aus: „Ich habe es ja gewußt, daß Sie kommen würden.

Nun will ich ruhig sterben." Die Dame trat zu ihr hin und gab ihr die Hand. Die Kranke sprach: „Ich muß Ihnen noch einmal danken. All unser Glück verdanken wir Ihnen; hätten Sie damals nicht so barmherzig für uns gesorgt, was wäre aus uns beiden geworden, was aus unsern Kindern? O, bleiben Sie noch kurze Zeit bei mir, ich glaube, es geht nicht mehr lange; könnte ich doch in Ihrer Gegenwart sterben!" Die Dame blieb, und noch an demselben Abend, als die Frau ihre Hand in die Hand dieser edlen Dame gelegt hatte, starb sie.

Was mag diese hochherzige Dame empfunden haben an dem Sterbebette der Geretteten, deren Rettung sie unter dem Einfluß der Gnade Gottes bewirkt hatte? O, es ist in der Tat seliger, Rechte zu geben, als Rechte zu nehmen, seliger, Gnade zu geben, als Gnade zu empfangen, seliger, wohlzutun, als Wohltaten zu empfangen. Ich rufe sie alle auf im Namen dieser Seligkeit, die der Herr mit dem Wohltun verbunden, die mit seiner unendlichen Liebe unlösbar verbunden ist für alle Zeiten bis zum Himmel. Die Seligkeit im Wohltun möge Sie aufrichten. Sagen Sie heute abend, meine Verehrten; wir wollen alles das tun, was uns empfohlen worden ist für diese armen unglücklichen Menschen.

Sodann wollen Sie die Arbeit im christlichen, katholischen Sinne tun. Vor allen Dingen denken Sie an unsere heilige katholische Kirche und ihre Eigenschaften, die sie auszeichnen. Mit den Merkmalen der Einigkeit, Heiligkeit, Apostolizität und Katholizität, mit diesen Eigenschaften muß jedes gute Werk gezeichnet sein. Wer das große herrliche Werk der Karitas zu stören sucht durch Selbstsucht, wer seine eigene Persönlichkeit anlegen wollte

als Maßstab bei den großen Werken, die die Karitas übt, der ist nicht würdig, in unsern Reihen zu stehen. Wer nicht einer edlen Sache dienen will, der bleibe weg! Wir sind nicht gekommen, Personen zu dienen, nicht Personenkultus wird hierbei getrieben, sondern ernster, heiliger Kultus an der heiligen Sache, der wir alle in gleicher Weise dienen wollen. Nicht, daß wir Vorteile davon hätten. Nicht, daß wir glaubten, im Vordergrund stehen zu müssen, oder wenn wir im Hintergrund stehen, nicht mehr mitmachten. In diesem Dom der christlichen Karitas wird zwar jeder freudig und dankbar sein, wenn er wie die Kreuzblume droben in den Lüften das Sursum corda verkünden darf. Wir wollen uns aber auch bewußt sein, daß die Grundsteine, die in die Erde gelegt werden, wahrhaftig nicht minder wichtig sind, als die Kreuzblume, die in den Lüften thront. Wenn es uns beschieden wäre, in unserer Arbeit gar nicht hervorzutreten, gar nicht anerkannt zu werden von den Menschen, dann sehen wir auf Gott. Unter Gottes Augen wird uns die Arbeit nicht drücken, wir werden unermüdlich sein. Auch einig muß unsere Arbeit sein. Diese einigende, große Liebe verbannt alle Selbstsucht, stößt allen Neid und alle Eifersucht aus, die schon bei so vielen großen Werken den Giftzahn ansetzten, ehe sie zum Leben kommen können. Ja, stoßet sie heraus, diese Fremden, die nie in unsern heiligen Hallen etwas zu tun hätten; verbannet alles Niedrige und alles Selbstsüchtige! Erfüllet die Menschen alle miteinander mit diesem großen Geiste einigender, heiliger Liebe, mit der sie alle an der heiligen Sache Gottes arbeiten. So sollte es doch sein!

Meine Verehrten! Ich möchte Sie bitten, vergessen Sie dabei nicht, daß alle Arbeit für andere die Arbeit an sich

selbst voraussetzt. Gerade nach unserer katholischen Auffassung ist die Pflege der Persönlichkeit in einem solchen Maße Pflicht, daß uns das Streben nach Vervollkommnung als etwas Selbstverständliches vorkommt. Deswegen müssen auch die einzelnen sagen: Wenn sie ihre Persönlichkeit zu diesem Werke geben wollen, dann darf es nicht sein eine schwache, eine krankhafte Persönlichkeit, sondern die „edle Persönlichkeit", wie sie schon genannt worden ist. Dies gilt nicht nur vom Ordensleben, sondern auch von jeder edlen Persönlichkeit mitten in dem Weltenleben. Die „edle Persönlichkeit" in sittlicher Selbstvervollkommnung und die Annäherung an das Ideal sittlicher Vollendung, das muß man mitbringen, wenigstens mitzubringen suchen. Die Grade sind verschieden, die Stufen mannigfach, so mannigfach wie die Menschen. Eines aber muß jeder mitbringen, der mitzuarbeiten willens ist, — den Ernst, an sich zu arbeiten. Denn eine heilige Arbeit ist es, die wir tun, nicht eine Arbeit um der Nöten willen, nicht eine Arbeit, nur um die Armen niederzudrücken, die sich drohend erheben, deren Fäuste geballt sind gegen die oberen Kreise der Gesellschaft. Die Rücksicht auf Gott, der uns die Bruderliebe lehrt, heißt uns, an uns selber zu arbeiten, in dem Maße, wie wir an dem Werk anderer zu arbeiten suchen. Und ich glaube, das tun Sie auch hier. Münster ist vorbildlich geworden in mancher Hinsicht für die Katholiken Deutschlands. Wir wollen auch hoffen, daß uns besonders diejenigen, die durch ihre Stellung berufen sind, auf andere erziehend zu wirken, durch die Entfernung alles Kleinlichen und alles Niedrigen das Beispiel geben, wie man in katholischer Weise, d. h. in der echt christlichen Weise, karitativ denken und karitativ und sozial

arbeiten soll. Mögen Sie das tun, meine Verehrten. Sie haben eine schöne, große Lebensaufgabe. Mögen Sie bedenken, daß Sie apostolisch tätig sein müssen. Der Weg, den die Karitas nimmt, ist der Weg zur Persönlichkeit und zur Seele des Menschen.

Wir Menschen, und das ist das Schönste, dienen auch als Persönlichkeiten nicht einem abstrakten, einem verschwommenen „Guten". Persönlichkeiten können sich nur für eine Person opfern. Das Höchste, das wir leisten können, kann nicht für ein unpersönliches, nicht für ein verschwommenes „Gutes" geleistet werden, sondern es muß — das wäre allein ein Beweis für die Schönheit unseres Glaubens — das Persönliche dem Persönlichen gelten, dem höchsten, dem persönlichen, dem allheiligen Gott. So hat es seinen Sinn, so wird es leicht und groß hinweghelfen über die Gefahren des Weltlichen. Seien Sie apostolisch und katholisch zugleich, d. h.: nicht engherzig sein, nicht den Blick schließen vor dem Großen, was wir sonst auf andern Gebieten sehen, nicht engherzig auf dem Gebiete, auf dem diejenigen arbeiten, die mit uns Brüder sind in einem christlichen Bekenntnisse. Wir wollen mitarbeiten für Staat und Gesellschaft, zum Wohle und zur Hebung der arbeitenden und leidenden Stände. Wir wollen da, wo es geht, miteinander von Fall zu Fall arbeiten, um so möglichst wirksam der Not zu steuern und vielen Menschen zu helfen. Das schließt nicht aus, daß wir treu sind gegen unsere eigene Überzeugung. Wir wollen katholisch sein, d. h. allumfassend, alle umfassen, auch diejenigen, die nicht auf demselben Boden des Glaubens stehen. So lassen Sie uns zusammen arbeiten. Wenn uns nicht das Band derselben religiösen Überzeugung bindet, so binde uns wenigstens das innige

Band derselben heiligen Liebe, die alles überwindet, die „auch noch bleibt", nachdem alles andere wird vergangen sein: „die Liebe höret nimmer auf." —

Nun, meine Verehrten, möchte ich zum Schlusse eine Begebenheit erzählen, die der selige Weihbischof Dr. Schmitz, dieser große soziale Bischof, einmal in M.-Gladbach, am Ende eines sozialen Kursus, erzählte: sie wurde später auch von Msgr. Werthmann auf dem Karitastag in Dortmund wiederholt. An einer Küste ging ein Schiff zugrunde, nichts konnte gerettet werden. Die Passagiere und Mannschaften ertranken. Unter den Opfern, die ans Land gespült wurden, befand sich auch ein junges Mädchen. Die allgemeine Anteilnahme der Küstenbewohner wandte sich fast ausschließlich ihr zu, ihr, die mitten aus der Blüte des Lebens herausgerissen war und gewiß zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigte. Als sie die Leiche umstanden, trat plötzlich ein altes armes Mütterlein hinzu. Es kniete nieder neben dem toten Körper des jungen Mädchens, drückte ihm einen Kuß auf die Stirn und sagte zu ihm: „Im Namen deiner fernen Mutter." So sprach die Frau. Tun auch Sie das an dem Werke, das Ihnen heute abend empfohlen worden ist, was diese Mutter getan hat. Es gibt arme Menschen, die bei einem gefährlicheren Schiffbruch, als bei dem Schiffbruch auf hoher See, gestrandet sind; es sind diejenigen, die im Schiffbruch der Welt sittlich elend geworden, zugrunde gegangen sind.

Meine Verehrten! Sie haben vielleicht solche Mädchen einmal gesehen; es kommen solche Mädchen zu Ihnen, und Ihnen wird Gelegenheit gegeben, wenigstens Ihre Hand in die Hand eines solch armen Kindes zu legen. Wenn Sie das nicht tun wollen, was diese arme Mutter einst

getan hat, geben Sie der armen Unglücklichen die Hand und denken Sie dabei: „Im Namen deiner fernen Mutter." Und die Mütter, die selbst unglücklich sind, sie haben vielleicht einen verlorenen Sohn oder eine verlorene Tochter, sie werden es ewig Ihnen danken. Denn es ist etwas Tröstliches, wenn eine Mutter weiß, auch die Verlorene findet noch eine barmherzige Hand und einen barmherzigen Menschen, der ihm die Wege weist, die zu seiner Rettung führen können. Das ist das Werk der Fürsorge. —

Ein Recht habe ich gefordert. Ich tue es jetzt nicht mehr. Die Gnade allein, die Barmherzigkeit bleibt übrig. Diese beiden sind sich wunderbar begegnet: „Gerechtigkeit und Friede haben sich umarmt", wie die Psalmen beten, umarmt in diesem Werke der rettenden Fürsorge. Unterstützen Sie es denn in der Weise, wie ich es Ihnen heute abend empfohlen habe. Tragen Sie hinaus diesen Geist der heiligen Karitas, des sozialen Pflichtgefühls, der unerläßlichen sozialen Gerechtigkeit, den Geist der heiligen Liebe, tragen Sie ihn in Ihre Kreise hinein für fernere Jahre, bis einst das Werk glorreicher als heute dasteht. Und wenn Sie alle nicht mehr sind, dann wird das Werk noch davon reden, was Sie für dasselbe getan haben. Und wenn — um das schöne Wort einmal zu benutzen — „der große Karitastag am Ende der Welt" kommt, wenn Abrechnung gehalten wird für die Leistungen der einzelnen, dann möge auch der katholische Fürsorgeverein Münster mit einer großen Schar gottbegeisterter Frauen und Jungfrauen vor den Thron des Allerhöchsten treten können und sagen: „Wir haben unsere Arbeit getan, so gut wir es konnten. Dir zuliebe ist es geschehen. Immortali Regi saeculorum honor et gloria. Dem unsterblichen Könige

von Ewigkeit sei Ruhm und Dank in alle Ewigkeit." Gott gebe es!

20. Das Segenswerk des katholischen Gesellenvereins.

Eine Jubiläumsrede[1].

Am 4. Dezember 1865 starb in Köln am Rhein ein Priester, dessen Person und Werk eine der köstlichsten Gaben gewesen, welche die Vorsehung dem vergangenen Jahrhundert geschenkt hat, ein Mann, in dessen Bewunderung alle eins sind, wes Standes und welchen Bekenntnisses sie sein mögen, denen das Verständnis für echte Größe und das Mitleid mit dem gefährdetsten Teile des Volkes nicht fremd geworden ist, ein Vater des Volkes, der umgeben von der bewundernden Anerkennung des Vaterlandes und der Kirche keinen höheren Ruhm gekannt und gewollt hatte, als das Wohl und die Liebe junger, armer Handwerker, der Gesellenvater Adolf Kolping. In der Leichenrede, welche vor dem im großen Saale des Gesellenhospizes aufgebahrten Sarge ein langjähriger Freund des großen Mannes hielt, ward von der Innigkeit des Gebetes gesprochen, das für den Heimgegangenen zum Himmel steige, und gesagt: „Dieses Gebet wird sich fortsetzen weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus, jenseits des Weltmeeres; es wird nicht schweigen Tag und Nacht hindurch, wie das Licht der Sonne ununterbrochen um den Erdball geht. Denn soweit leuchtet das Licht dieses Mannes. . . ." Und es leuchtet auch uns. Meine Herren! Eine Bahn des Segens und Lichtes geht von dem Grabe Kolpings aus,

[1] Gehalten bei der fünfzigjährigen Jubelfeier zu Dortmund, am 3. August 1902.

und auf dieser Bahn wandeln Tausende und Tausende junger Männer, in ihrer Mitte viele Priester, Hand in Hand mit Tausenden treuer, sittenreiner, arbeitsamer, heiterer, liebevoller Söhne des Handwerks, und hinten am Zuge folgen frohen Antlitzes Väter und Mütter, das Andenken dessen segnend, der die langen Reihen führt und der ihnen das Beste bewahrt und weitergebildet, was sie aus dem Paradies der christlichen Familie ihren Söhnen mit auf den Weg durch die Welt gegeben. Auch an uns geht heute ein Stück der glorreichen Segensgeschichte des Kolpingschen Werkes vorüber. In dem an Gründungen so fruchtbaren Jahre 1852, als Wien, Berlin, Münster, Soest und andere Städte, dem mächtigen Worte Kolpings folgend, die jungen katholischen Handwerker um einen Priester sammelten, ist auch in Dortmund der Gesellenverein ins Leben getreten. Heute, wo wir in tiefer Dankbarkeit auf fünf Jahrzehnte segensreicher Arbeit zurückschauen, inmitten der großen Schar froher Gesellen und ihrer Freunde, umgeben von diesen Bannern, den beredten Symbolen ihres idealen Strebens, scheint es da nicht, als ob die Züge des Bildes, das vor Ihnen steht, Leben annähmen, als ob er selbst zu uns spräche von Religion und Tugend, von Arbeitsamkeit und Fleiß, von Eintracht und Liebe, von Frohsinn und Scherz? Und sein Auge leuchtet auf; denn aus den Bannern, aus seinem Banner zumal, das wir mit Ehrfurcht grüßen, rauscht der Ruhm, den die Söhne Kolpings an seine Fahne geheftet, weht's ihm entgegen wie Dankesflüstern der geretteten Jünglingsseelen, die längst heimgegangen, wie frohe und mutige Begeisterung derer, die heute hier sind, wie Glückwunsch und wie Treuversprechen klingen Brudergruß und Handschlag, die Priester und Gesellen wechseln, und mit heiligem Stolz und berechtigter

Zuversicht blicken aus den Büsten des Papstes und des Kaisers Vaterland und Kirche auf diese hier gegenwärtige Zukunft der Arbeiterwelt.

So lebe er denn, der Geist Kolpings, auch in dem, was ich heute sagen werde. Zwar seine ganz eigenartige, in die Tiefe der Volksseele greifende mächtige Beredsamkeit steht uns nicht zu Gebote; aber wie ein allerdings schwaches Echo seiner großen Liebe zur Sache der jungen Handwerker möge es klingen, wenn ich heute einige Worte an Sie, meine lieben jungen Freunde, richte. Und ein Dank sei es, den ich heute mit derselben Innigkeit wiederhole, wie ich ihn vor Jahren kurz vor meinem Eintritt in den Dominikanerorden, da ich selbst als Präses eines katholischen Gesellenvereins eine 25jährige Jubelfeier leitete, ausgesprochen, des Dankes für die Schule, die mir der Gesellenverein meiner Heimat gewesen, denn in ihm und nirgends anders habe ich als junger Student reden gelernt, des Dankes für die tiefen Freuden, die ich im Umgange mit den jungen Söhnen des Handwerkes Jahre hindurch genossen. Und was soll ich Ihnen sagen? Der Biograph und Nachfolger Kolpings, Generalpräses Schäffer, sagt gegen Ende seines bekannten Buches:

„Die Zeiten, die der Gesellenverein in den jetzigen Tagen durchlebt, sind ungleich schwieriger als die Zeiten Kolpings. Der Stifter unseres Vereins sah diese Zeiten allerdings kommen, aber er schaute sie nur von der Ferne und zeigte gleichsam mit dem Finger auf sie. Sie sind gekommen, sie sind da! Die Gefahren, die uns bedrohen, bestehen weniger in dem Verlassensein des jungen Handwerkers, im ächtenden Ausschluß des Mannes der schwieligen Hand und des bescheidenen Rockes aus der besseren Gesellschaft, in den

Wüsteneien des Herbergswesens und des blauen Montags, als vielmehr in dem offen proklamierten Krieg gegen Gott, die Religion und die bisherige Form der bürgerlichen Gesellschaft. Heute hat daher der Verein Kolpings seine Aufgabe tiefer und weiter zu fassen als früher; heute gilt es, den Geist der Auflehnung, der Gottesfeindschaft, des Materialismus und all seine traurigen Ausgeburten von uns fernzuhalten und im Gesellenverein Männer zu bilden, die vor dem Atheismus und dem Materialismus nicht den Hut ziehen."

Gilt dieses Wort von der Aufgabe der Gesellenvereine im allgemeinen, so gilt es für einen Gesellenverein, der im Kohlenrevier, also im Herzen der arbeitenden Bevölkerung Deutschlands lebt, ganz besonders. Lautet das Programm der glaubens- und gesellschaftsfeindlichen Partei: Atheismus auf religiösem, Republik auf politischem, Kommunismus auf sozialem Gebiet, so sei unser Stiftungsfest, sei dieser gegenwärtige Markstein in der Geschichte Ihres Vereins aufs neue eine friedliche Verkündigung unseres Programms, es heißt: Wir bekennen auf dem religiösen Gebiete den lebendigen Gottesglauben, auf dem politischen die Treue zu Fürst und Vaterland, auf dem sozialen den Kommunismus christlicher Liebestätigkeit. Möge diese heutige Jubelfeier dazu beitragen, uns aufs neue mit aller Begeisterung auf dieses Programm zu verpflichten."

I.

„Ein Mann, der sich mit den Forschungen und Resultaten der neuen Wissenschaft bekannt gemacht hat, kann unmöglich noch an religiöse Dogmen glauben." Dieses Wort

eines bekannten sozialistischen Führers ist die Wiederholung der bei einem großen Teil der Vertreter des Unglaubens zum unumstößlichen Glaubenssatz gewordenen Annahme, daß zwischen Wissenschaft und religiösem Glauben ein unversöhnlicher Gegensatz bestehe; daß also das Steigen der Wissenschaft das Sinken des Glaubens bedinge, daß die Zustimmung zu dem einen eine Absage an das andere, daß das Jahrhundert der Wissenschaft das Zeitalter des Atheismus sei.

Es stände schlecht um uns, wenn diese Behauptungen bewiesen werden könnten. Tatsache ist allerdings, daß eine erschreckend große Menge von Menschen praktische Atheisten sind, Tatsache auch, daß die meisten sich bei ihrem Unglauben auf die „Wissenschaft" berufen; daß aber zwischen Wissenschaft und Atheismus ein innerer ursächlicher Zusammenhang bestehe, das ist ein Dogma des Unglaubens, nicht aber Forderung eines vorurteilslosen Denkens.

Zugegeben und mit freudigem Danke anerkannt, daß auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und Kritik staunenswerte Erfolge errungen, ungeheure Reichtümer an Wissen gesammelt, beinahe ans Wunderbare grenzende Fortschritte im Umsatz und in der Verwertung des Wissens für das praktische Leben errungen worden sind, was hat das alles bewiesen? Das hat bewiesen, daß man mit einer Unsumme von Einzelwissen das „geistige Band" noch nicht hat, das alles zusammenhält; das hat gezeigt, daß je weiter die Naturwissenschaft vordringt, desto klarer der Beweis wird: die Welträtsel können von ihnen nicht gelöst, die sog. Ursprungsfragen nicht beantwortet werden; das alles hat die Tatsache nicht aus der Welt schaffen können, daß aller äußerer Kulturfortschritt den inneren Zerfall

nicht aufhalten kann, wenn man keinen andern Ersatz für den Geist hat, den diese Wissenschaft leugnet. Nicht eine Summe von Einzelwissen, das immer Stückwerk bleibt, kann uns genügen, eine Weltanschauung wollen wir, die uns ein Ganzes bietet und unser Denken befriedigt; nicht Wissen allein, nur Weisheit kann uns helfen, jene Weisheit, die für den einzelnen wie für die Gesellschaft Lebensauffassung und Lebensführung ermöglicht. Mögen andere zufrieden sein, wenn man ihnen Hypothesen, die selbst von seiten des Unglaubens ebenso bekämpft als verteidigt werden, in selbstherrischer, vermeintlicher Unfehlbarkeit als wissenschaftlich unanfechtbare Tatsachen erklärt und ihnen klingende Namen als Ersatz für fehlende Gründe bietet — uns genügt das nicht; mögen andere zufrieden sein, wenn man ihnen die Lüge ins Antlitz schleudert, die glaubenslose Wissenschaft habe alles erklärt, befriedigende Antwort auf die unabweisbaren, tiefsten Fragen des menschlichen Geistes gegeben — wir kennen die Antwort, und sie genügt uns nicht; mögen andere zufrieden sein, wenn statt Gründe Spott und Hohn, die Macht der Meinungen und der Massen angerufen werden — uns genügt und imponiert das nicht. Aber nicht bloß uns genügt das nicht. Auf den stolzen Taumel der angeblich grundstürzenden Wissenschaft ist eine Ernüchterung gefolgt. Man ist zunächst des blöden Materialismus gründlich satt geworden. Der Mann, der sein ganzes Leben der Verherrlichung von „Kraft und Stoff" gewidmet und in seinem „oberflächlichen" Buche — wie selbst Professor Ziegler in seinem Werke: „Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts" sagt, „allen Halbwissern und Dilettanten naturwissenschaftlich interessante Tatsachen und eine damit ver-

mischte kindlich rohe Metaphysik in leicht faßlicher Form darbot", mußte sterbend vom Sterbelager des vorigen Jahrhunderts aus bekennen, daß die Aufklärung keineswegs den gewünschten Erfolg gehabt. Auch von jener Seite aus muß man gestehen, daß das Gloria in excelsis — und das ist die gesamte religiös-gläubige Anschauung — „eine weltgeschichtliche Macht bleibt", daß es schallen wird durch die Jahrhunderte, solange noch der Nerv eines Menschen unter dem Schauer des Erhabenen zittern kann.

Nun denn, meine lieben Freunde! Wenn trotz der außerordentlichen Anstrengung, trotz des mit äußerster Erbitterung geführten Kampfes trotz der Aufbietung einer eminenten Summe geistiger Arbeit der erträumte Sieg der modernen Wissenschaft ausgeblieben ist, ja im Gegenteil, wie neuerdings noch Professor Eucken zugestanden —, in ungeahntem Umfange eine Rückkehr zum alten Glauben stattgefunden hat, haben wir nicht allen Grund, Gott zu danken für das Gut unseres Glaubens und mit freudiger Begeisterung das Banner zu umfassen, welches unseres Glaubens schönstes Symbol ist? Welches ist dies Zeichen?

Kurz vor seinem Tode, inmitten qualvoller Leiden, sah Kolping seinen Bruder trauernd an seinem Bette sitzen. Seiner eigenen Leiden vergessend, suchte er ein Kruzifix, das er von Rom einst heimgebracht hatte, ergriff es hastig, drückte es seinem Bruder in die Hand und sprach: „Dies schenk' ich dir. — Wehr' dich damit!" Meine lieben Freunde! Einst hat vielleicht beim Abschied aus dem Elternhaus ein treubesorgtes Mutterauge auf Ihnen geruht, als Ihre Hand zum letzten Male in der Ihrer Mutter lag, da mag sie unter Tränen gesagt haben: „Kind, vergiß Gott nicht und deine Mutter!" Es ist ein ähnlich feierlicher, ernster Augenblick

heute. Unter die Augen Ihres geistigen Vaters führe ich Sie und, Sie auf das Kreuz hinweisend, sage ich Ihnen Kolpings Wort: „Das schenk' ich dir, wehr' dich damit!" Ja, wehren Sie sich durch eine lebendige religiöse Überzeugung gegen die drohenden Gewalten des Unglaubens und Umsturzes; wie der Cherub an der Paradiesespforte, so stehe Ihr Mut an der Schwelle Ihres Heiligtums, Ihres Gewissens, allem den Einlaß wehrend, was den Grund und die Kraft Ihrer Überzeugung gefährden könnte. „Dies schenk' ich dir, wehr' dich damit." Als ein freies, unverdientes Geschenk haben Sie den Glauben empfangen, erwerben Sie ihn, um ihn zu besitzen, durch ein Leben in Tugend, durch die von der Religion geadelte tägliche Arbeit, durch den Ernst des Strebens nach sittlichem und beruflichem Fortschritt; „wehr' dich damit!" in Stunden der Not der Versuchung, in den Tagen harten Kampfes ums Dasein gegen jede Mutlosigkeit und in Tagen des Erfolges und Glücks gegen jeden Übermut.

II.

Iustitia fundamentum regnorum! „Die Gerechtigkeit ist das Fundament der staatlichen Ordnung." Der hl. Thomas faßt unter die aus der Gerechtigkeit folgernden Pflichten auch die Religion. Er hat recht. Denn, wenn die Gerechtigkeit jedem gibt, was ihm gebührt — suum cuique —, so ist der erste, der auf unsere Gaben Anspruch hat, der erste, demgegenüber wir als Einzel- wie als gesellschaftliche Wesen Pflichten haben, Gott. Die Anerkennung und Erfüllung dieser religiösen Pflichten ist Grundlage für alle andern. Nicht ein Vertrag, den der Nutzen und die Notwendigkeit geschaffen haben soll, nicht die Gewohnheit

und Tradition, nicht Macht und Gewalt verbürgen den Bestand der Reiche. Der Ursprung der Gewalt muß höher liegen als in dieser Welt. Nur der lebendige Glaube an Gottes heilige Weltordnung, nur die Anerkennung der Wahrheit: „Es gibt keine Gewalt außer von Gott, und die besteht, ist von Gott angeordnet", gibt für Fürsten und Staaten die genügende Legitimation. Wo der Glaube an eine höhere Welt schwindet, wo er verdrängt wird durch den Atheismus, da mögen eine Zeitlang die eisernen Klammern der Gewalt das morsche Gebäude zusammenhalten, aber kein auch noch so kluges Berechnen wird für die Dauer den Geist ersetzen, der die Ordnung belebt. Der Anarchie des Denkens, der völligen Zügellosigkeit auf dem Gebiete des Geistes, die manche „Gedankenfreiheit" nennen, folgt die Anarchie der Sitten und mit ihr die Anarchie auf dem sozialen Gebiete. Meine Herren! Noch ist der Eindruck der Rede in uns lebendig, die unser Kaiser kürzlich in Aachen gehalten. Dort sagte er u. a.: „So erwarte ich auch von Ihnen allen, daß Sie mir helfen werden, ob Geistliche oder Laien, die Religion im Volke aufrecht zu erhalten. Zusammen müssen wir arbeiten, um dem germanischen Stamme seine gesunde Kraft, seine sittliche Grundlage zu erhalten. Das geht aber nur, wenn man ihm die Religion erhält, und das gilt in gleicher Weise für beide Konfessionen." Und weiter: „Beide Konfessionen nebeneinander müssen das eine große Ziel im Auge behalten, die Gottesfurcht und die Ehrfurcht vor der Religion zu erhalten und zu stärken. Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, ist verloren. So will auch ich mein Gelöbnis hier aussprechen, daß ich das ganze Reich, das ganze Volk, mein Heer, symbolisch durch diesen Kommando-

stab vertreten, mich selbst und mein Haus unter das Kreuz stelle und unter den Schutz dessen, von dem der große Apostel Petrus gesagt hat: ‚Es ist in keinem andern Heil, es ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben worden, durch den sie sollen selig werden', und der von sich selbst gesagt hat: ‚Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte vergehen nicht!'"

Wahrlich, solange dieser Geist in unserem Volke herrscht, wird Deutschland groß und unüberwindlich bleiben; denn die größte Kraft schöpft ein Volk aus seinem Glauben, und wir unserseits können versichern: „Der Geist Kolpings, der Geist, der in den Gesellenvereinen herrscht, wird bleiben, was er bisher gewesen, der Geist ehrerbietiger Unterwerfung unter die gottgesetzte Autorität, eine Schule der Vaterlandsliebe, ein festes Bollwerk gegen alle Bestrebungen zum Sturz der gesellschaftlichen Ordnung!"

In diesem Zusammenhang kann ich nicht umhin, Ihnen die unvergleichlich schönen Worte zu sagen, welche ich kürzlich gelegentlich der Papstfeier zu Münster aus dem Munde eines unserer hervorragendsten Redner[1] vernommen habe. Sie sind sicher Ihnen wie aus der Seele gesprochen:

„Man hört bisweilen die Vermutung, wir deutsche Katholiken trauerten mit wehmütigen Gefühlen der Herrlichkeit des alten römischen Kaisertums nach, wir hätten uns nur schwer und nur halb ausgesöhnt mit der Tatsache des neuen Kaisertums, das an die Krone Preußens geknüpft ist. Aber nein! Auch für uns sind jene Bilder der Vergangenheit nichts anderes als Erinnerungen, kostbare, erhebende Erinnerungen; auch wir stehen mit unseren Hoffnungen und

[1] Prälat Dompropst Mausbach ist gemeint.

Zielen, mit unserem Streben und Arbeiten auf dem Boden des neuen Reiches!

Wir tun es aus dem Pflichtgefühl unseres Gewissens, das uns gebietet, dem Vaterlande und seiner gesetzmäßigen Obrigkeit Ehrfurcht, Hingabe und Treue zu erweisen. Wir tun es aus der Einsicht in die Gesetze der geschichtlichen Entwicklung und in die Forderungen der allgemeinen Wohlfahrt. Wir tun es mit vollem, ehrlichem Vertrauen, weil wir aus des Kaisers Munde und aus seiner Tat vernehmen, daß er mit gleicher Fürsorge aller Untertanen Wohlfahrt zu fördern, den deutschen Katholiken ihren gerechten Anteil an den Gütern des öffentlichen Lebens zu schaffen gewillt ist!"

Meine Herren! Mit dieser Gesinnung verträgt sich sehr wohl eigenes Denken und Wollen und Geltendmachung der Gründe dafür bei aller Ehrfurcht vor der Autorität, wenn es sich um die Mitarbeit für das Wohl des Vaterlandes in den durch die Verfassung garantierten Grenzen handelt. Nicht willenlose Räder in der Staatsmaschine sind wir, sondern denkende Menschen, denen die Aufgabe und heilige Pflicht obliegt, für das Vaterland zu sorgen, nicht in unwürdigem Menschendienst der Gunst des Mächtigen und der Macht der öffentlichen Meinung sich zu beugen. Das ist kein Eintrag unserer Vaterlandsliebe, sondern eine Bestätigung derselben, und wir glauben, daß es unendlich ehrenvoller sei für einen Fürsten, wenn man von ihm sagen könne, „er sei von Millionen Königen ein König", als seufzen zu müssen, „er sei von Millionen Sklaven der Zwingherr!"

III.

Noch einige Worte über den dritten Punkt unseres Programms. Wir stellen dem sozialistischen Kommunis-

mus den Kommunismus der christlichen Liebe entgegen. Meine Herren! Wir wissen wohl, daß es mit der Liebe, zumal mit der Liebe in Worten allein nicht getan ist. Auch wir sind dankbar für die unserer Zeit entsprechende, gesetzliche Hebung des Arbeiter- und des Handwerkerstandes, und wir erstreben, müssen erstreben in einheitlicher strammer Organisation den weiteren Ausbau der sozialen Gesetzgebung. Wir werden aber auch nie vergessen und die Freigeister weisen tagtäglich darauf hin, daß die gesetzgebende Macht, daß alle staatliche Fürsorge allein nicht ausreichend ist. Menschen, auch Arbeiter, bedürfen mehr als materieller Gaben, sie haben Geist und Herz und verlangen beides von andern. Auch auf diesem Gebiete gilt, daß „kein anderes Fundament gelegt werden kann, als das gelegt ist, Jesus Christus". Ohne die Liebe, die aus der größten sozialen Tat, die je auf dieser Welt gewesen, aus der Tat von Golgatha hervorgegangen, hat die soziale Arbeit wenig Erfolg. Aller sozialen Tätigkeit tiefster Grund und Kraft und Krone ist die christliche Karitas. Selbst die Sozialdemokratie muß mit ihren Ideen operieren, wenn sie deren Ursprung auch nicht in unserem Sinne anerkennt. In der Tat! Ich habe mich immer darüber gewundert, auf welchen Grund hin sozialistische Bestrebungen dem Kapitalismus den Krieg erklären. Im Namen der kämpfenden Gerechtigkeit, der Gleichheit der Menschen? Aber wer sagt denn, wenn es uns Gott, wenn es uns die Karitas nicht sagen, daß die Menschen ein Recht auf Gleichheit haben? Wir verlangen das im Namen der Menschlichkeit, sagen uns die Sozialisten. Aber — was könnten sie denn antworten, wenn ihnen ein moderner Mensch, ein Herren- und Übermensch im Sinne Nietzsches sagte: „Mit demselben Recht, mit welchem Sie die Ansichten

über Religion und religiöses Leben als veraltet und überwunden erklären, erkläre ich Ihre Ansicht von der Gleichheit der Menschen für veraltet. Sind jene menschlichen Ursprungs, also auch die Ihrige. Was Menschen geschaffen, können Menschen wieder verwerfen. Im Kampf ums Dasein hat nach Ihren eigenen Darwinistischen Anschauungen nur der ‚Tüchtigste' ein Recht auf Leben. Die Macht, die Gewalt allein ist entscheidend; das Glaubensbekenntnis der ungläubigen Zukunft wird nicht heißen: Gleiches Recht für alle!, sondern: Was du zu tun die Macht hast, dazu hast du auch das Recht. ‚Herdenmenschen' und ‚Herrenmenschen', das ist die Scheidung. Ein Volk ist nicht mehr als der Umschweif der Natur, um einen großen Mann hervorzubringen." Meine Herren! Darauf kann man, wenn man nicht auf gläubigem Standpunkt steht, nichts anderes antworten als: Gewalt gegen Gewalt, der Krieg aller gegen alle, das bliebe die Losung. — Nur wenn ein höherer Wille als menschlicher für mich bindend ist, nur wenn eine größere Macht als menschliche der Ordnung Sanktion gibt, nur wenn jenseits die letzte Entscheidung fällt, ob wir im Menschen einen gleichberechtigten Mitmenschen, ein Kind desselben Vaters, einen Bruder des gemeinsamen Erlösers, ein Werk des einen Heiligen Geistes gesehen haben, ob wir die Gottesliebe verstanden haben als Übung echter Menschenliebe, nur dann haben die Forderungen: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!" Sinn und Berechtigung. Wo immer christliche Gesinnung und christliches Leben herrscht, ist diese Liebe erwiesen worden. Die Geschichte des Christentums ist dafür ein unumstößliches Zeugnis. Man kann es leugnen, man kann die Augen davor verschließen, wegschaffen wird man es nicht. Wenn die Gesellschaft von heute so viele gerechte

Forderungen, welche Armut und Elend, welche die soziale Not erheben, unberücksichtigt läßt, so kommt das wahrlich nicht vom Christentum. Hätten es alle, übten es alle, es gäbe keine soziale Frage. „Ehe die Sozialdemokratie war, bin ich", kann die Kirche mit ihrer Sorge für die soziale Not ungläubigen Einwürfen gegenüber sagen. Diese in der Kirche nie erloschene Flamme heiliger Nächstenliebe glühte lang auch zum Wohle des Handwerkerstandes, ehe auf ungläubiger Seite daran gedacht ward. Sie glühte im Herzen eines Priesters. Es wird der ewige Ruhm Kolpings und des Gesellenvereins bleiben, der erste gewesen zu sein im vorigen Jahrhundert, der einem Teil der Arbeiterwelt Hilfe durch Organisation und Liebe brachte. Mit dem genialen Blicke, den die Vorsehung ihren außerordentlichen Männern gibt, sah er die Wurzel des Übels und legte dorthin die heilende Hand. Dem Handwerkerstand, „der breiten Unterlage des Volkes, auf dem der Wohlstand der Bürgerschaft ruht", zumal den jungen Handwerkern galt seine Kraft. „An eurem Lebensglücke mitzuarbeiten" — sagte er zu den Elberfelder Gesellen im Sturmjahr 1848 — „wird mit der Gnade Gottes mir ein wichtiges teures Amt bleiben mein Leben lang." Und so ist es geblieben. Und wie hat er mit seinem großen, edlen Priesterherzen, mit seiner reichen Erfahrung, mit seiner unermüdlichen Hirtensorge ihrem Glücke gedient! Hatte der Bruch mit den gläubigen Anschauungen und Verhältnissen vergangener Zeiten das enge Band zerrissen, welches ehemals die beim Meister arbeitenden Gesellen zu Hausgenossen und Familiengliedern machte, er gab ihnen die Familie; entbehrten die jungen Leute die Nähe des Mutterauges und Mutterseegens in den Gefahren der Welt, er gab ihnen einen

Ersatz dafür und machte den Verein zur Familie mit ihren süßen Freuden — er war ihnen Vater und Freund und nie müder Berater und Helfer in materiellen und geistigen Sorgen. „Tätige Liebe heilt alle Wunden, bloße Worte mehren nur den Schmerz." So lautet das Motto, welches seine Schrift über den Gesellenverein trägt. Damit hat er den ihm und seinem Werke eigentümlichen Charakter genannt. Er hat die äußere materielle Sorge nicht übersehen; was Organisation, Hebung der Arbeit, Schutz gegen und durch die Meister, kurz, was, um seinen eigenen Gedanken zu benutzen, zur Förderung der physischen und moralischen Kraft des jungen Handwerkerstandes dienen konnte, er gab es ihnen; aber es wäre wenig gewesen, hätte er ihnen nicht mehr gegeben. Er gab ihnen das Herz des Priesters. Es war eine wahrhaft gebenedeite Stunde, in welcher der Bund zwischen Priester und Handwerker in Kolping, der beides war und in seinem Werk beides zur Einheit verband, für die kommenden schweren Zeiten sozialer Bedrängnis geschlossen wurde. An den Priester hat er den Handwerker gewiesen, „den geborenen Volkserzieher", an den Priester vor allem deswegen, weil Priester Opfer und Opfer Liebe bedeutet, und weil, wenn irgend etwas neben der Weihe die Liebe den Priester macht. Nicht um die Arbeiter zu bevormunden und zu beherrschen, nicht um sie, nachdem sie der Schule und der Familie entwachsen waren, mit den Fesseln religiösen Zwanges der Freiheit und der Freude zu berauben, hat die Vorsehung den jungen Arbeiter zum Priester geführt, sondern um ihm zu sichern, was ihm vor allem nottat, einen uneigennützigen, opferfreudigen, erfahrenen Freund und Vater, der die junge Rebe bindet, daß sie, statt im Staub zu kriechen, frei sich in die Lüfte windet, der

ihm die Tugend bewahrt und ihn schützt, daß er nicht mit einem Herzen voll Scham und Reue am traurigen Grab des Besten stehe, was er besessen. Und das katholische Priestertum hat das heilige Erbe mit Freude übernommen und in Treue bewahrt. Die Blüte des Gesellenvereins ist der Ruhm des Priestertums. Sie rufe ich nun an, meine lieben jungen Freunde, ich weiß — denn ich kenne Sie lange genug, um es zu wissen —, daß Sie mir recht geben: stehen nicht in Ihrer Erinnerung Priester, die alles mit Ihnen geteilt: die paar Groschen ihres einfachen Gehaltes, die Freude der Erholung, die das Notwendigste oft weggegeben, um einem Gesellen zu helfen? Leben sie nicht fort, diese Abende, wo ein müder Kaplan, müde von der Tagesarbeit und von den Anstrengungen des Sonntags, am Abend zu Ihnen kam, um Sie zu belehren, Sie aufzumuntern, mit Ihnen sich zu freuen, zu spielen, nur damit Sie einige Stunden wenigstens die Wärme der Familie und einer edlen Freundschaft empfinden? Sind nicht zahlreiche Priester, die sich geopfert, die durch eine nie auf sich selbst Rücksicht nehmende Tätigkeit in jungen Jahren den Todeskeim in sich groß gezogen, die *für die Handwerker* gestorben sind!? O meine lieben Freunde! Es mögen andere uns in vielem voraus sein, an Macht der Mittel und der Rede, an Einfluß und Erfolg, — in einem können sie uns nicht übertreffen, ja es wird schwer sein, uns nur nahezukommen; und das ist in der starken, *selbstlosen, priesterlichen Liebe*. Mögen sie über uns lachen und spotten, jene, die unsere Sache bekämpfen; würdet ihr selbst zum Teil untreu werden und die Hand von euch weisen, die euch segnet, es wird ein Tag kommen, da ihr über eure *wahren* Freunde nicht mehr im Zweifel sein werdet. Doch nein —

was sage ich; ich tue euch unrecht, meine lieben Gesellen, ihr seid ja treu, ihr seid dankbar, und was mir begegnet ist zur Zeit, da ich Präses war, das hat gewiß mancher Präses erfahren, die Freudentränen junger dankbarer Handwerker, den Handdruck und tiefen Dank tüchtiger aus dem Gesellenverein hervorgegangener Meister und Familienväter! —

So stehen wir denn zusammen, wir Priester, Präsides, und Gesellen, und verpflichten uns mit heiligem Treuschwur auf unser Programm, zur Treue im Glauben, zur Treue gegen Kaiser und Vaterland, zur Treue in der Macht weltüberwindender Liebe. Möge dieses goldene Jubelfest das Gold unserer Treue läutern, es von allem befreien, was mit der großen Liebe des Erlösers und seines würdigen Jüngers, unseres Vaters Kolping, nicht verträglich ist. — Geist unseres großen herrlichen Vaters, schwebe über uns und bleib uns nahe! Sage uns noch einmal dein Vermächtnis: „Das schenk' ich euch — wehrt euch damit!" Wir halten's in Händen und tragen es im Herzen. So gib uns deinen Segen, und vereinige vor Gottes Thron deine Gebete mit dem deiner Söhne: „Gott segne das ehrsame Handwerk!" Ja, Gott segne es! Zum Wohl der Handwerker, zum Frieden des Vaterlandes, zur Ehre unserer Kirche und zum ewigen Heil unserer Seelen!

21. Deutsch-amerikanische Katholiken.

Rede, gehalten in Cincinnati am 10. September 1905.

Meine deutschen Brüder!

Ich danke zunächst für die freundliche Begrüßung und für die Ehre, hier sprechen zu dürfen. Sie grüßen in dem Gast das alte Vaterland. Deutsche Gäste bei Ihren

Versammlungen sind keine Seltenheit mehr. Sie sahen solche in Amerika, und ich brauche nur den Namen des Dr. Lieber zu nennen, und vor Ihrem Geiste steht das Bild eines Mannes, der auch in Amerika durch sein wuchtiges, sich tief in die Seele seiner Hörer grabendes Wort wie durch seine Verdienste um die katholische Sache wohlbekannt war. Ich wollte, ich hätte etwas von seinem Geist und seinen Verdiensten, um Ihnen würdig das Vertrauen zu lohnen, das Sie mir durch Ihre Einladung erwiesen. Ich habe nur zwei Momente, die für mich sprechen: Ich komme aus der Heimat. Mein Beruf als Prediger und Missionär hat mich in den letzten zehn Jahren in beinahe die meisten der bedeutendsten Städte Deutschlands und der Schweiz geführt, und indem ich nun hier die deutschen Stammesbrüder Amerikas sehe, so ist es mir, als sei von all den Orten, die ich berührt, etwas mit mir über den Ozean gezogen, das Sie grüßen möchte: Von der herrlichen Alpenwelt der Schweiz mit dem ewigen Schnee und den grünenden Matten, mit seinen lächelnden Seen, an deren Ufern so liebe Menschen wohnen, bis hinunter zur Nordsee, dort, wo die Söhne der Roten Erde, die träumerischen, grübelnden Westfalen, urdeutsche Art pflegen; vom Rheinlande her, wo der Geist so frisch, so froh und feurig ist, wie das Blut jener Erde, der herrliche Rheinwein, bis zu den Ufern der Ostsee und Weichsel, wo die heute nicht mehr katholischen Marienkirchen wie versteinertes Heimweh nach vergangenen Zeiten sich sehnen; von den Ufern der grünen Spree, unserem lieben schönen Berlin, bis hinauf zur blauen Donau und sie hinab bis in das Herz Österreichs hinein, überall bin ich gewesen und Tausende und Tausende von Grüßen sind mit mir herübergezogen zu Ihnen. Das werden Sie freundlich aufnehmen,

nicht um meinetwillen, sondern der Erinnerung wegen, die ich mitbringe. Und das andere Moment: Ich bin heute abend in der glücklichen Lage, daß nicht ich die Sache zu tragen habe, über die ich spreche, sondern die Sache trägt mich. Schon ehe ich zu Ihnen kam, und mehr noch seitdem ich bei Ihnen bin, kommt es mir aus den Worten: Deutsch-amerikanische Katholiken, wie ein Strom der Begeisterung entgegen, der einen ergreift und fortreißt. So kurz die Zeit ist, die ich unter dem Banner der Sterne und Streifen verlebe, Sie sind mir keine Fremdlinge mehr. Ich habe Ihr Land und Ihre Eigenart studiert und vom Atlantischen zum Pazifischen Ozean gesehen, und bin von Bewunderung erfüllt, und wenn man etwas lieben muß, um es ganz zu verstehen, so versichere ich: ich liebe Amerika, obwohl ich nicht aufhöre, ein Bürger der Alten Welt und ein begeisterter Deutscher zu sein.

Ich sehe auch zwischen deutsch, amerikanisch und katholisch keine Gegensätze, sondern Beziehungen. Das Bewußtsein davon zu wecken und zu stärken sei meine Aufgabe.

I.

Als die Vorsehung nach der Entdeckung dieser Neuen Welt die verschiedenartigsten Nationalitäten hierherführte, um aus den vielen ein Volk zu machen — ex pluribus unum —, da hat sie ihnen weder das Recht abgenommen noch sie der Pflicht enthoben, die ihrem Volkscharakter eigenen Vorzüge zum Besten der Allgemeinheit auch auf dem neuen Boden zu verwerten. Es wird beim Weltgericht, wo Gott Rechenschaft ablegen wird über seine Vorsehung, und die Völker vor den Völkern Rechenschaft ablegen müssen über die Aus-

führung der ihnen im Laufe der Geschichte anvertrauten Aufgaben, auch die Arbeit zur Prüfung kommen, die die einzelnen Nationalitäten innerhalb dieses Landes zu leisten hatten. Das gilt von allen, es gilt auch von den Deutsch-Amerikanern.

Es ist nicht zu fürchten, daß der Deutsche in Amerika dieses Recht und diese Pflicht auf Kosten anderer betone und lästig falle. Dem Deutschen ist es eigen, zurückzustehen; — ihm hat — im allgemeinen gesprochen — die Natur nicht jene glänzende Rednergabe verliehen, wie sie dem Irländer — Sie haben heute einen herrlichen Beweis davon gehört —, dem Franzosen und Italiener in die Wiege gelegt scheint. Der Deutsche folgt eher als daß er führt, und man hat es erlebt, daß in einem Orte $^9/_{10}$ der Einwohner Deutsche sind und doch kein einziger von ihnen ein öffentliches Amt bekleidet, nicht weil sie geistig oder wirtschaftlich rückständig wären, sondern weil sie zu bescheiden sind.

Es ist also nicht zu fürchten, daß er zu viel verlange oder besondere Aufmerksamkeit erwarte. Aber etwas allerdings darf und muß er verlangen, daß man ihm die Existenzberechtigung nicht abspricht und ihm nicht das Recht verkümmert, seine Muttersprache und gute deutsche Eigenart zu pflegen; er darf erwarten, daß jeder amerikanische Gentleman eins ist mit ihm in der vornehmen Ablehnung jener, die sich des Landes ihrer Väter schämen, und die ihren Patriotismus gegenüber dem politischen Amerika dadurch am besten meinen beweisen zu können, daß sie ihre Unwissenheit und Unreife zur Schau stellen. Er darf erwarten, daß kein künstlicher Gegensatz zwischen amerikanisch und deutsch aufgestellt und gezüchtet wird; er darf erwarten, daß jeder Amerikaner, dem das Wohl und die zukünftige Größe seines

Landes am Herzen liegt, einig ist mit ihm in der Verwerfung jenes unehrlichen, ja verbrecherischen Gebarens, das Amerika und Deutschland aneinander zu hetzen sucht[1].

Gewiß ist eines der wichtigsten Mittel zur Erhaltung des angestammten Volkstums die Pflege der Muttersprache. Es wird in dem Jahre, da man Schiller gefeiert hat, nicht mehr der Erinnerung an die Schönheit und den Reichtum der deutschen Sprache bedürfen, aber die Mahnung sei nicht vergessen, den Kindern in der Schule und im Hause das Beste der deutschen Sprache zu bieten, damit sie dieselbe in ihrer Reinheit und Anziehungskraft kennen lernen. Dabei bleibt voll und ungeschmälert die Liebe zur Landessprache bestehen und die strenge Pflicht, sie vollkommen zu beherrschen; denn ein einiges Volk bedarf einer einheitlichen Sprache. Übrigens ist mit der Pflege der Sprache die Aufgabe des Deutsch-Amerikaners nicht erschöpft. Wenn wirklich die Zeit kommen sollte, — und das ist nicht notwendig, aber auch nicht ganz ausgeschlossen, namentlich wenn die Einwanderung von Deutschland gar stockt, — daß heute noch deutsche Gemeinden das Deutsche als Übungssprache verloren haben, dann trügen doch die kommenden Generationen deutsches Erbe und deutsche Verpflichtung. Deutsches Erbe! Dem Volke entstammt, das man „das Volk der Denker und Dichter" genannt hat, dessen Ruhm der hohe Stand seines Geisteslebens und der Geistesarbeit ist, muß auch der Deutsch-Amerikaner sein Bestes daransetzen, um echten deutschen Idealismus und deutsche Begeisterung für wissenschaftliche Berufe zu pflegen und zu unterstützen. Deutsches Erbe bleibe dem Deutschen der Familiensinn, die absolute Reinheit

[1] Man beachte, daß dies schon 1905 gesprochen wurde. (D. H.)

des Familienlebens und der hohe Ernst der auf Ehrfurcht und Autorität gegründeten deutschen Erziehung, bleibe die Tiefe des Gemütslebens, deutsches Lied und deutsche Musik. Deutsches Erbe sei ihm die Verpflichtung, das Wappenschild der traditionellen Ehrlichkeit makellos rein zu halten. Das makkabäische Wort sei Ihre Losung: Moriamur in simplicitate nostra. — Wenn es nicht anders sein kann, so laßt uns zugrunde gehen, aber wir wollen ehrlich bleiben, — deutsches Erbe sei ihm die tiefe Religiosität, und er tue das Seine, um das Unberechtigte der Vorstellung zurückzuweisen, als sei deutsch und religiös gleichgültig oder ungläubig dasselbe, weil es manche Deutsche gegeben hat und noch gibt, die im Streben nach Reichtum den größten Reichtum, die Gottesfurcht, verloren haben. —

Je treuer der Deutsche dieses Erbe bewahrt, desto mehr wird er Vorurteile beseitigen, wo solche bestehen, Karikaturen verbessern und dem deutschen Namen jene Hochachtung wahren und mehren, die ihm nicht der deutsche „Spießbürger", wohl aber das Edeldeutschtum gebracht haben.

II.

Indem ich so das deutsche Erbe betone, vergesse ich nicht, daß Sie *Amerikaner* sind. Nochmals sei es gesagt: es besteht kein Gegensatz, sondern Beziehung. Je mehr Sie die gute deutsche Eigenart bewahren, desto bessere Amerikaner werden Sie sein, — denn zu ihr gehört auch die deutsche Treue, die Sie halten heißt, was Sie dem neuen Vaterland geschworen haben. Am Patriotismus der Deutsch-Amerikaner ist denn meines Wissens auch nie ernstlich gezweifelt worden. Im Gegenteil! Sie haben in den Stunden der Not den Ausschlag gegeben, daß die Geschicke der Nation

sich zum Besten wandten, und unter den klangvollsten Namen der großen Männer Amerikas fehlen auch die Deutschen nicht. Und heute, man kann in allen Gegenden der Union Deutsche treffen, aber ich habe noch keinen einzigen getroffen, der nicht mit ganzer Seele, ja mit Begeisterung Amerikaner wäre.

Und ich kann das verstehen. Drüben im alten Europa herrschen über Amerika allerlei Vorurteile, aus Kurzsichtigkeit und Unwissenheit; vor allem aber deswegen, weil in vielen Kreisen der Wahn herrscht, Amerika könne so leichthin mit europäischen Maßen gemessen werden.

Man muß es studiert und gesehen haben, um es einigermaßen zu begreifen. Eine Nation mit einer so unvergleichbaren, aus diesem neuen Volk so organisch herausgewachsenen Verfassung, ein Volk mit dieser nicht alten und doch so großen Geschichte, mit so ungeheuren Leistungen, ein Volk, das sich trotz der Riesendimensionen des Landes zu solch nationaler Einheit zusammengeschlossen, — ein solches Volk ist ein großes Volk und wird ein größeres werden. Und wenn man erst, von einem kundigen Geiste geführt, in die Tiefe dieser neuen Volksseele steigt und, entsprechend den vier Grundrichtungen des Lebens, der politischen, wirtschaftlichen, sozialen und geistigen, als Grundkräfte der amerikanischen Seele — wie Münsterberg[1] überzeugend nachgewiesen — den Geist der Selbstbestimmung, den Geist der Selbstbetätigung, den Geist der Selbstbehauptung und den Geist der Selbstvervollkommnung erkennt, dann wächst die Hochachtung zur Bewunderung, und man wird verstehen, wie ein von der Kraft und Größe seines Vaterlandes überzeugter Deutscher

[1] In seinem zweibändigen Werk: Der Amerikaner.

den einen heißen Wunsch mächtig in sich fühlt, daß diese beiden Völker innig verbunden sein möchten, und tief innerlich das Bewußtsein hat: diesem Bunde gehört die Zukunft. Allerdings ist es ein ideales Bild, das der Professor der ersten und bedeutendsten Universität der Union entworfen hat, und nicht immer mögen die konkreten Verhältnisse auf dieser Höhe sich bewegen. Aber es genügt zu wissen, daß dieser Geist die Seele der besten, der echten Amerikaner beherrscht, daß er diesem Volke eigentümlich ist, um es zu lieben. Wie fallen da die Vorurteile, und man sieht auf einmal in einem neuen Lichte. In Europa kann man so oft der Vorstellung begegnen, als ob an die Gestade der Neuen Welt nur die wirtschaftlich oder moralisch Schwachen und jene geworfen würden, die sich der Justiz und Schande in der Alten Welt zu entziehen suchten. Und doch kommen diese Wenigen, bei denen das zutrifft, gar nicht in Betracht gegenüber der ungeheuren Mehrzahl jener, die in der Auslese der Vorsehung schon die Aufnahmeprüfung in das Land der Selbstbestimmung bestanden haben durch den Mut, der sie kühn die fremden Wege gehen hieß, um das Glück zu suchen, durch den Kampf, den die Losschälung von heimatlichen Verhältnissen brachte, durch die Kraft und Ausdauer, mit der sie anfangs entgegentretende Hindernisse überwunden haben. Die so kamen und kommen, konnte das stolze Sinnbild der Größe und Kraft Amerikas, die fackeltragende Freiheitsstatue im Hafen New Yorks, besonders freudig grüßen, weil diese am leichtesten und schnellsten sich organisch einfügten in jene große Willensgemeinschaft, die von dem kraftvollen, alle Glieder durchströmenden Bewußtsein durchdrungen ist, vom Recht und von der Pflicht der Selbstbestimmung und Mitverantwortlichkeit für das eigene Leben,

wie für das Leben der Gemeinde, des Staates und der Nation. Sie wurden am schnellsten und vollkommensten die neuen Menschen eines neuen Volkes, echte Amerikaner, Bürger der Zukunft.

In der Alten Welt meint man vielfach: In Amerika regiert der allmächtige Dollar. Geld ist alles und die Gier darnach das einzige, was den Pulsschlag amerikanischen Lebens stärker und schneller gehen läßt. Und mit Erstaunen und mit Beschämung gewahrt der Deutsche, daß zwar in vielen Kreisen des alternden Europas das Geld und nur das Geld zu regieren scheint, das Geld das Maßgebende ist, maßgebend bei der Heirat, maßgebend für das Ansehen, maßgebend für die Macht, — während in der Neuen Welt unter diesem neuen Volke gewiß Menschen mit alten Anschauungen mitlaufen, der Zug, der die Allgemeinheit beherrscht, aber nicht die Gier nach Geld und Besitz und Genuß ist, sondern die Freude an der Arbeit, der Geist der Selbstbetätigung, dem das wertlos scheint, was nicht erarbeitet ist, und der den Reichtum zwar schätzt, aber als Ausdruck und Maßstab vorhergegangener gewöhnlicher Leistungen; gewahrt der tiefer Blickende mit einem wahren Hochgenuß, wie durch das gesamte, selbst das wirtschaftliche Leben ein geradezu leidenschaftlich starker idealistischer Zug geht, ein Zug, der sonst nur der Auslese der Menschheit, den auf den Höhen Wandelnden, den Künstlern eigen ist. Die Schaffensfreude durchdringt hier das Volksbewußtsein, und das wirtschaftliche Leben selbst treibt zu immer gewagteren, kostspieligeren Unternehmungen, weckt auch selbst in der anscheinend so geistlosen Teilarbeit der Fabrik den Erfindungsgeist, die Initiative, die Freude an der eigenen Kraft, den Optimismus und vor allem das grenzenlose Vertrauen an

die unbegrenzten Möglichkeiten, die sein Land und die Zukunft ihm bieten.

Oberflächlicher Betrachtung ist das immerwährende Beschäftigtsein des Amerikaners nur die nervöse Hast, in der die Gier nach Geld fiebert, und doch ist sie in Wahrheit nichts anderes als das Streben, die Kraft und die Zeit auszunützen, dasselbe Streben, das die strenge Sachlichkeit bei Geschäft und Arbeit verlangt, das jede Gelegenheit ausnützt, das manchmal rücksichtslos scheint, aber nur den verletzt, der nicht weiß, daß der Amerikaner jedem das gleiche Recht der Ausnutzung der Gelegenheit zuerkennt. Und wenn in diesem Volke an jeden von Jugend auf der Ruf ergeht: „Das Leben ist nicht um des Genusses willen, sondern der Pflicht wegen da", die möglichst vollkommene individuelle Ausbildung ist Pflicht, um des persönlichen Seelenheiles und um der allgemeinen Wohlfahrt willen, Pflicht, die jeden treibt, sein allerbestes einzusetzen, um in diesem großen allgemeinen Wettkampf, dem edelsten und erhabenen Sport, Sieger zu werden; wenn in diesem Volke jede Arbeit gewertet wird, gleichviel welcher Art sie sei, wenn sie nur keine gewöhnliche Erniedrigung, knechtische Preisgabe des eigenen Willens in sich schließt, wenn jeder das stark ausgeprägte Gefühl des sozialen Gleichwertes in sich trägt, dann fällt das Bittere der sozialen Unterschiede, die in Europa die Skala der Arbeitswertung eingeführt hat; es fällt der Klassenhaß. Dann gibt der Reiche in großen und größten Summen, weil er sich der Allgemeinheit verpflichtet weiß, und in diesem Lande, da kein König herrscht, fühlt jeder echte Amerikaner sich selbst als König. — —

Möge auch der Zentralverein der deutschen Katholiken der hohen Aufgabe dienen, das Verständnis zwischen beiden

Nationen zu fördern, und mögen seine Mitglieder vollkommen eingehend in den Geist des amerikanischen Volkes ein lebendiger Beweis dafür sein, daß man deutsche Art lieben und doch aus ganzer Seele Amerikaner sein kann.

III.

Meine Herren! Es gibt ein Reich Gottes, das nicht von dieser Welt ist und doch alle Reiche der Welt umfaßt; eine Union, die noch viel mehr und entgegengesetztere Nationalitäten vereinigt; ein Vaterland, das zwar nicht im Gegensatz steht zum irdischen Vaterland, aber unendlich höher ist als dieses, das uns zu Brüdern macht, indem es uns einen Vater gab, und dieses Reich ist die katholische Kirche. Deutschamerikanische Katholiken! Wir sind — in demütigem Dank sei es gesagt — Katholiken, d. h. wir bekennen eine Weltanschauung, die nach unserer festen Überzeugung in ihren Grundlagen die sicherste, in ihren Zielen die erhabenste und am weitesten gespannte und in ihrer Auswirkung die segensvollste ist. Wir sind Katholiken, d. h. wir folgen in religiöser Hinsicht einem Lebensideal, das alle Bedürfnisse unserer Seele und unseres Gemütes befriedigt, dessen Kraft aus der Fülle des Lebens, aus der Verbindung mit Christus kommt und in die Adern des geheimnisvollen Leibes strömt, den wir Kirche nennen. Wir sind Katholiken, d. h. für die Verwirklichung unseres Lebensideals sind uns die Grundsätze unserer heiligen Kirche maßgebend, der innige Anschluß an sie und an den Strom ihres Gedankenlebens notwendige Bedingung und zugleich Gradmesser der Höhe unserer Lebensführung. Meine Herren! Wenn jedes der drei Worte meines Themas eine Mahnung ist, dieses letzte ist die stärkste und muß am tiefsten in Ihre Seele dringen. Es soll Sie mahnen,

daß Sie Männer sind, beseelt von Grundsätzen und nicht von Stimmungen, von jenen Grundsätzen, die nicht von Menschen gemacht, über den Menschen stehend, erhaben über die Veränderungen bleiben, denen Menschliches unterworfen ist. Wohl haben Jahrhunderte an diesen Grundsätzen gerüttelt — aber sie stehen, eine ungläubige Wissenschaft hat allen Witz aufgeboten, um ihren Boden zu untergraben — sie stehen, die Mächte der Welt und die Pforten der Hölle haben gegen sie gewütet — sie stehen und sie werden stehen, denn Himmel und Erde werden vergehen, des Erlösers Worte werden nicht vergehen — die Pforten der Hölle überwältigen sie nicht. Je mehr man sie studiert, desto heller leuchtet ihre göttliche Größe. Dieses Jubelfest diene auch der Erneuerung und Begeisterung Ihrer katholischen Überzeugung. Lassen Sie mich Ihnen das Wort zurufen, das einst ein hervorragender Geist den österreichischen katholischen Studenten gewidmet hat:

„Erfüllet euch mit dieser Überzeugung
Und unbesiegbar seid ihr, ob
Auch Tausende von Gegnern euch umschreien, —
Sie folgen Schatten: — Mit euch die Wirklichkeit,
Die Kraft, das Leben, mit euch die Legionen der Ideen,
Mit euch der Weltgeschichte strenger Spruch,
Mit euch die Zukunft! — —"

Meine Herren! Sie sind deutsche Katholiken. Sie selbst oder Ihre Väter sind vielleicht im alten Vaterlande inmitten der Kämpfe gestanden, in denen deutsche Katholiken die Rechte ihrer Kirche verteidigten und zum Siege führten. Sie wissen, was das katholische deutsche Volk es sich kosten ließ. Damals, als die Bischöfe eingekerkert und Priester verbannt wurden, als der deutsche

Katholik geächtet schien, da sind viele in das Land der Freiheit geflohen, wo ihnen mehr Duldung ward als daheim. Aus jenem sog. Kulturkampf — es war in der Tat ein Kampf um die echte Kultur, den wir kämpften — hat auch die katholische Kirche Amerikas den Segen erfahren, der aus der Verfolgung erwächst. Ich grüße Sie heute, die Priester, Ordensleute und Laien, die den Namen der deutschen Katholiken in Amerika mit Ruhm bedeckt haben.

Sie sind deutsche Katholiken und wissen, daß eine der entschiedensten Forderungen deutschen Wesens, die Innerlichkeit, die Vertiefung des religiösen Lebens ist, jener mystische Zug, der im deutschen Mittelalter die Blüten deutscher Mystik getrieben. Sie wissen, daß, so notwendig und segensvoll die Form ist, dennoch der Geist es ist, der lebendig macht, daß es nicht genügt, äußerlich in den Formen zu bleiben, wenn man die Gewissenhaftigkeit, das Reich Gottes in der Seele nicht bewahrt.

Sie sind deutsche Katholiken. Und in Ihrer Erinnerung leben die großen Zeugen einer glaubensvollen Vergangenheit, die herrlichen deutschen Dome. Möge jene Begeisterung und jene Kraft auch in Ihnen wirksam bleiben, und mögen kommende Jahrhunderte von immer neuen Schöpfungen reden, von Kirchen, die Sie gebaut, von Schulen, die Sie gegründet, von Gemeinden, die Sie belebt, von den lebendigen Tempeln Gottes, deren Heiligtum Sie in den Kindern gerettet haben.

Sie sind auch amerikanische Katholiken! Wie muß gerade dem Amerikaner der Union jene größte Union Eindruck machen, jenes nach dem Zeugnisse eines protestantischen Gelehrten umfassendste und gewaltigste, jenes komplizierteste und doch am meisten einheitliche Gebilde, an welchem alle

Kräfte des menschlichen Geistes und alle elementaren Kräfte, über welche die Menschheit verfügt, gearbeitet haben. Wie gerade der Amerikaner, dessen organisatorisches Talent eine Eigentümlichkeit des amerikanischen Geistes ist, diese größte und segensreichste Organisation bewundern, mit ihren zentripetalen und zentrifugalen Kräften, die das Geheimnis ihrer Macht und ihres wunderbaren Erfolges sind. Wie muß gerade dem amerikanischen Katholiken und seinem Zug nach Selbstvervollkommnung der Geist einer Kirche entgegenströmen, der in der Verkündigung und Erklärung des göttlichen Wortes: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, zur höchsten individuellen Vollkommenheit ruft, nicht nur nach der ethisch-religiösen, sondern nach jeder Seite der menschlichen Veranlagung hin, und Gott nahe zu kommen sucht, nicht nur als dem Ideal sittlicher Vollendung, sondern auch als dem Ideal der eng schöpferischen Tätigkeit. Wie muß ihm die Kirche lieb sein, die zum Volke geht, die die Gleichheit der Menschen verkündigt, die in millionenfachen Wohltaten sich dem Volke nähert, nicht um ihm zu schmeicheln, sondern um es emporzuheben.

Meine Herren! Die Zeit reicht nicht mehr, um den Einwand zu beleuchten, daß zwischen der katholischen Kirche und Amerika ein unversöhnlicher Gegensatz bestehe: denn wer Amerika sage, nenne die Freiheit, wer katholische Kirche sage, spreche von Gebundenheit und Zwang. Genau betrachtet ist auch hier nicht eine Spur von Gegensatz. Die katholische Kirche kennt nur eine Gebundenheit und eine Schranke, die Wahrheit, und aus ihr folgend das Gesetz Gottes und die Gebote der Kirche. Aber diese Wahrheit wird uns frei machen, und diese Gebundenheit ist nicht Fessel, sondern Flügel. Der Geist der katholischen Seelsorge aber

ist nicht Zwang, sondern Liebe. Nur die Unfreien, die Rückständigen, in denen die Begeisterung und die Einsicht geschwächt oder geschwunden sind, fühlen die Autorität als Druck und Last. Das Ziel der Kirche sind selbständige freie Geister, bei den Führenden wie bei den Folgenden ist das Größte die Liebe, der der Apostel das hohe Lied gesungen.

22. Der katholische Student und seine Ideale.

Zum 60. Stiftungsfest der katholischen Studentenvereine „Askania" und „Burgundia" in Berlin.

Predigt beim Festgottesdienst am 25. Mai 1913 in der St.-Maria-Viktoria-Kapelle zu Berlin.

Im Jahre 1853 starb zu Marseille ein Mann, dessen Leben so bedeutend und segensreich war, daß mit allem Grund das Zentenarium seiner Geburt in diesem Jahre allgemein gefeiert wird: es ist Friedrich Ozanam. Das Werk, das ihn vor allem berühmt gemacht, die Gründung der Vinzenzvereine, hat er als Student an der Hochschule zu Paris vollbracht. Es wird der ewige Ruhm der katholischen Studenten bleiben, daß dieser heute über die ganze Welt gehende Segen von dem reinen, religiösen Idealismus nur weniger Studenten ausgegangen ist.

Das Todesjahr Ozanams ist das Geburtsjahr der beiden Vereine, deren kirchliche Feier uns heute um den Altar schart, der katholischen deutschen Studentenvereine „Askania" und „Burgundia". In diesem Jahre trat eine kleine Zahl begeisterter akademisch gebildeter katholischer Herren zu einer Vereinigung zusammen, die sich „Katholischer Leseverein" nannte. Dieser Verein ist die Quelle eines unermeßlichen

Segens geworden, denn er gab die Anregung zur Gründung des Werkes der katholischen Studentenkorporationen. Zusammen mit der „Alemannia" in Münster und der „Winfridia" in Breslau ist er das Fundament für jenen schönen, stolzen Bau geworden, in welchem seit einem halben Jahrhundert eine große Zahl studierender junger deutscher Katholiken auf dem Boden der Religion, Wissenschaft und Freundschaft sich zusammenschließen, und in den Jahren und Gefahren des Universitätslebens festen Halt und höchstes Streben und süße Heimat fanden. — Aus diesem „Katholischen Leseverein" ging der katholische Studentenverein „Askania" hervor, der später die an der Hochschule zu Charlottenburg studierenden Mitglieder zur „Burgundia" vereinigte, die mit gleichen Rechten, gleichen Farben, gleichen Gesinnungen an der technischen Hochschule lebten, welche „Askania" an der Universität verwirklichte. Sie feiern beide mit vollem Recht in der Gründung des „Lesevereins" ihren Stiftungstag.

Auf sechs Jahrzehnte schauen wir heute also zurück, am Tage der „diamantenen Hochzeit". Sechzig Jahre, eine lange Zeit, und gewiß ein Grund zum Jubel und Dank! Aber auch sicherlich ein Grund, stillzuhalten und rückwärtsblickend den Mut zum Vorwärtsschreiten zu stählen.

I.

Ein Wort des Dankes zunächst hier an heiliger Stätte Gott, der die Männer gerufen und gebildet, die die Väter dieses Vereins waren. Es sind glänzende Namen, die hier die Erinnerung aufleuchten läßt. Namen von Männern, die in der Geschichte des katholischen Lebens in Berlin

führende Namen waren; Männer, die treue, ganze Katholiken, im Berufsleben hochgebildet und verdient, in edler Freundschaft verklärt, Vorbilder für alle Zeiten sind. Ich nenne von den Toten nur neben Legationsrat v. Kehler den hochverdienten Geistlichen Rat Müller, Frhrn. v. Heeremann, den Prinzen Boguslaw Radziwill und von den Lebenden den jetzigen bayrischen Ministerpräsidenten Frhrn. v. Hertling, der als zwanzigjähriger Student und damals Senior der „Askania" auf dem Katholikentag zu Frankfurt a. M. im Jahre 1863 die erste große öffentliche Prinzipienrede der katholischen Korporationen hielt und damals das katholische und studentische Vereinsleben der Aufmerksamkeit und dem Wohlwollen der Katholiken Deutschlands so wirksam empfahl. — Mit, neben und nach diesen hat die sechzigjährige Geschichte des Vereins eine große, imponierende Zahl von Männern aus ihrer Reihe hervortreten sehen, die zu den Führern des katholischen Volkes in religiöser, sozialer und politischer Hinsicht gehören. Sie alle, die vielen, die heute schon längst die kalte Erde deckt, — ein Ave ihren edlen Seelen! — und die vielen, die heute hochgeachtet im Berufsleben stehen, bis hinein in die jüngste Zeit, sie haben den Erweis von der Notwendigkeit, von dem Geist und der Segensfülle des katholischen studentischen Korporationslebens erbracht. Gewiß hat auch dieser Verein das Los aller menschlichen Organisationen erfahren. Nicht alle ließen sich von dem Geist erfüllen, manche wurden untreu ihren einstigen Idealen; aber das sind verschwindend wenige gewesen. Wer heute die großen Namen der „Alten Herren", den Baum überblickt, aus dem der junge Zweig Kraft und Halt zieht, der steht bewundernd vor der Tatsache, daß die Korporation ihre Mitglieder nicht nur in den Jahren

des Studiums heilbringend verbindet, sondern auch den alten Grauegewordenen die jugendliche Begeisterung, ideales Streben, auch über alle Berufsverschiedenheiten festgehaltene, treue Freundschaft bewahrt hat.

Darum heißen Dank dem alten Gott, der den Bund gesegnet, und jene, die ihn geschlossen, nicht hat vergessen lassen: „Was Gott verbunden, soll der Mensch nicht trennen." Heil und Dank auch den „Alten Herren" und den alten Freunden und Wohltätern der großen Sache, deren treuer Begeisterung die Jungen es verdanken, daß sie ihnen nicht nur Väter waren, sondern auch Heimat und Haus gegeben haben, in dem Korporationsgeist und Familiengefühl seinen Ausdruck und seine Pflege finden. Ein Wort des Dankes aber auch Gott für die Zeit, in welche die Geschichte der Vereine fällt. Diese großen Abschnitte unserer nationalen und kirchlichen Vergangenheit während der letzten sechzig Jahre spiegeln sich in der Geschichte „Askanias" und „Burgundias".

Teilnehmend an dem Guten, das neben so viel Verheerungen und Wunden die achtundvierziger Sturmtage gebracht, in denen die Kirche Gottes nicht erschüttert, sondern nur gefestigt wurde, trug auch der „Leseverein" seinen Segen davon.

Laudemus viros gloriosos et parentes nostros in generatione sua — Lassen Sie uns aufschauen in Ehrfurcht und Dankbarkeit zu Ihren „Alten Herren", Ihren Vätern! Das Institut der „Alten Herren" ist die Garantie der Kontinuität in der Entwicklung, der Treue der Geister und des Vertrauens, die in einer Studentenkorporation herrschen. Das ist gerade einer der schönsten Vorzüge, die das Korporationsleben in sich schließt, daß es nicht nur den Zu-

sammenschluß der Jugend liebt, sondern ebenso den Rat, die Freundschaft und den Ernst der alterfahrenen Männer, die die gleiche Korporation ihre „Mutter" nennen, und denen es am ersten obliegt, die Ehre der Familie zu vertreten, zu erhalten und zu verteidigen.

Auch die blutigen Tage der sechsundsechziger Jahre haben ihren Schatten und ihren Glanz in die Vereinsgeschichte geworfen. Im Sturm auf die Düppeler Schanzen am 18. April 1864 ist ein hochbegabtes und eifriges Mitglied, Dr. phil. Karl Maria Rintelen, gefallen, und im glorreichen Kriege, aus dem unser neues Deutschland hervorging, hat „Askania" ihre auf den Schlachtfeldern von Wörth, von Epernay und Mars-la-Tour gefallenen Heldensöhne für die Ehre des Vaterlandes geopfert. Ein Beweis, daß echte Vaterlandsliebe in den katholischen Korporationen wohnt, die sich mit Stolz nicht nur katholische, sondern auch deutsche Studenten nennen.

Aber auch in friedlichen Tagen diente „Askania" dem Vaterlande, denn sie pflegten, wie v. Hertling in seiner Frankfurter Rede sagte, die Tugenden unserer Väter, deutschen Ernst und deutsche Treue, und sie spornten ihre Mitglieder an, in ihrem Berufe das Beste zu leisten aus Gewissenspflicht und aus der Erkenntnis heraus, die nun schmerzliche Erfahrung ihnen gebracht hat, daß ein Katholik ungleich mehr als andere leisten muß, um gleichwertig mit den andern geschätzt zu werden.

Deutsche Männer waren sie, voll des Gefühls der Verantwortlichkeit und voll deutscher Pflichttreue, und doch begeisterte Söhne ihrer Mutter, der katholischen Kirche.

Das ist der große Ruhm der katholischen Korporationen im allgemeinen, wie des feiernden Vereins im besondern,

daß sie die begeisterte Aufnahme, mit der das katholische Volk die junge Schar begrüßte, zu verdienen und zu erhalten gewußt haben. Das Vatikanische Konzil mit seiner Scheidung und Entscheidung, der erste „Kulturkampf" mit seinen Opfern, und der zweite „Kulturkampf", den wir heute zu führen haben, um die wahre „Kultur" gegen Scheinkultur und Verfall, die großen kirchlichen Aufgaben, der Piusverein, der Bonifatiusverein, der Vinzenzverein, der Kampf für die Rechte des katholischen Volkes und seine soziale Erhebung, sie alle haben auch die Männer Ihres Verbandes und Ihrer Vereine als diamantentreue Söhne der heiligen Kirche gesehen! Heil ihnen und Dank: Tu gloria Ierusalem, so rauscht es heute um Ihre Banner, die Ihre glorreiche Geschichte erzählen, tu laetitia Israel, tu honorificentia populi nostri.

II.

Die Geschichte ist die Prophetin der Zukunft. Sie ist auch eine ernste Prophetin, und heute an Ihrem sechzigsten Stiftungsfeste, da verkündet sie der lebenden Generation die große Aufgabe der Gegenwart, deren Erfüllung ihre Zukunft sichert.

Omne imperium iisdem artibus servatur, quibus conditum est, sagt Sallust. Nun wohlan. Sie feiern die diamantene Hochzeit. Die Tugenden der Vergangenheit sind die Bürgen für die Zukunft: Diamantene Hochzeit. Das erinnert an das schöne Wort P. Lacordaires, jenes Mannes, der aus dem Lande kommt, das den Namen „Burgundia" trägt, das uns St. Bernhard, den Adler von Meaux, Bossuet, geschenkt hat: Fort comme le diamant, plus tendre qu'une mère.

„Stark wie der Diamant." Dasselbe sagt Ihr Wahlspruch: Fortes in fide! „Stark und fest wie der Diamant" in Ihren Grundsätzen, die nicht aus den wechselnden Meinungen der Menschen kommen, sondern ewig und unverrückbar sind, — ohne Teilung, — ohne Kompromisse, — so wie Gott selber — „Stark wie der Diamant" in der mutigen Verteidigung Ihres Glaubens, in zähem Festhalten an Ihrer Überzeugung — in der Treue bis zum Ende.

Die diamantene Hochzeit: Leuchtend wie der Diamant, nicht wie unechte vom Phosphorleuchten, leuchtend mit klarem Licht in Ihrem Leben, Zeugnis gebend für Ihren Glauben, in Reinheit strahlend und in der Wissenschaft glänzend, in der großen, heiligen Gottes- und Menschenliebe glühend, leuchtend wie der Diamant.

Die diamantene Hochzeit: Geschliffen wie der Diamant, nicht nur mit dem äußeren Schliffe, der nur Dressur ist und schlecht die innere Hohlheit verbirgt; geschliffen in den Reibungen des Lebens und der Härte der Not, in den Stürmen, die der Verfolgung erwachsen, erprobt im Feuer der Versuchungen und im Widerstreit der Meinungen, in der Brandung der Leidenschaft, geschliffen wie der Diamant.

Die diamantene Hochzeit: Edel wie der Diamant. Hoch steht er im Wert, nicht gewöhnlich ist sein Preis, vom Edeln nur sollte er getragen sein, edel wie der Diamant in Ihren Gesinnungen, Edelpersönlichkeiten. Männer von sittlicher Freiheit und Kraft, voll Originalität und festgefügter Eigenart. Männer, groß im Geist, größer im Willen, am größten im Herzen: Fort comme le diamant — fortes in fide — plus tendre qu'une mère.

Diesen Diamant hinein in eine Krone: Crux Christi nostra corona — so lautet der Wahlspruch der „Burgundia": Der Diamant ist das Zeichen, das die Krone Ihres Wirkens bildet, und das Kreuz.

In der Siegesallee steht Albrecht der Bär, der Askanier, das Kreuz in der Hand hoch erhoben. Er hat das Christentum in der Mark ausgesät. Das ist Ihre Stellung. Wer Kreuz sagt, sagt Liebe, und wer Liebe sagt, nennt die schönste und stärkste und zärtlichste Liebe: die Liebe der Mutter.

Meine Herren! Es gibt Diamanten, die eine besondere Leuchtkraft haben, das sind Tränen von Unglücklichen, die man getrocknet, noch besser Tränen, die man verhindert hat, ehe sie geweint wurden. Sammeln Sie solche Diamanten, d. h. üben Sie die Karitas. Es ist von eigenartiger Bedeutung, daß und wie bei Ihnen das Nikolausfest gefeiert wird, ich habe nicht umsonst an Ozanam erinnert. Nehmen Sie die große Tradition auf auch dadurch, daß Sie an den Werken geistlicher und leiblicher Barmherzigkeit teilnehmen: im Bonifatiusverein, im Vinzenzverein.

Die Berliner katholischen Studenten waren die ersten, die dem Korporationsgedanken die Gasse gebahnt haben, sie sind die ersten in den großen Werken, die von Studenten ausgegangen sind. Der Studenten Ehre und Ruhm sind der akademische Bonifatius- und Vinzenzverein.

Crux Christi intra coronam: In der Not der Welt blickt Sie der leidende Heiland, das Kreuz an — Sit nostra corona.

Plus tendre qu'une mère: Alle Zartheit der Mutterliebe gilt dem ihr anvertrauten Gut des christlichen Elternhauses. Mit Angst und Liebe sehen die Mütter ihre Söhne zur Hochschule Berlins ziehen. Wer wird sie schützen?

Ihnen vertrauen sie sie an, der katholischen Korporation. Hüten Sie mit zärtlicher Sorgfalt alles, was gefährdet ist, und wie in der Familie lassen Sie in Ihrem Verein crux Christi Ihre Krone sein. Jede Korporation muß ein gutes Stück Mutterliebe besitzen. — Plus tendre qu'une mère: Volle, zarte Liebe dem Freunde. Es ist etwas Wunderbares um dies Band, das den Freund mit dem Freunde verbindet: reiner, geistiger, stärker, dauernder als die Liebe zur Braut selber — ist die Liebe der Freundschaft, über die der Frühling der Jugend seine erste, segnende Kraft spendet.

Plus tendre qu'une mère: Zartheit vornehmer Gesinnung auch gegenüber der Frauenehre, Frauenwürde und Frauengröße. Seien Sie Ritter, die den Spruch verstehen: Frauenehre ist Gottesehre.

Und noch eins, — seien Sie einig untereinander. Es hat mich tief ergriffen, als ich in dem Handbuch der Mitglieder des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands las, daß ursprünglich zwischen „Leseverein" — also „Askania" — und zwischen „Rhenania" und „Winfridia" ein gemeinsames Band der Zusammengehörigkeit bestand. Wenn es nicht so blieb, so sei doch dieser Zug der Geschichte eine Mahnung und ein Symbol des treuen Zusammenhaltens aller Korporationen und aller katholischen Studenten einer Farbe. —

Aber auch voll freudiger, zarter, ehrfürchtiger Liebe gegen Ihre geistige heilige Mutter, die heilige Kirche. In dieser Zeit der Kritiksucht, des angekränkelten Glaubens, brauchen wir Männer, die den Glauben der Kreuzfahrer haben: Nur dieser Glaube der Apostel, der Märtyrer, der Helden, nur dieser hat die Welt überwunden. Sie sind katholische

Studenten. Ihre Korporation sei, was sie war, oder sie sei nicht: Sit ut est, aut non sit. Das gilt auch hier. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Das ist die Mahnung, und, ihr Freunde, in der Zukunft „ziehet an die Waffenrüstung Gottes": den Schild des Glaubens, den Helm der Hoffnung, den Panzer der Gerechtigkeit, das Schwert des Geistes. Hoch ihr Banner: es rauscht eine große und ernste Geschichte durch euch hin! Ihre Väter haben Ihnen das Banner übergeben. Sie haben Großes hineingewoben, — auf den tiefsten Lebensernst die goldene Freiheit und die Treue, immer treu. Und nun verbindet sich uns das Wort des Dankes und der Mahnung mit dem heiligen Gelöbnis: „Wir wollen sein, wie unsere Väter waren, wir wollen würdig unserer Zukunft werden." Wenn hernach Ihre Fahne sich senkt, im Augenblick der heiligen Wandlung, da erhebe sich Ihr heiliges Gelöbnis: Wir wollen treue deutsche katholische Studenten sein in des Wortes ganzer Bedeutung und in allen Forderungen.

Du aber, o Herr und Gott, nimm mit dem Dank auch unsere Bitte: Segne diese jungen Männer! Sei getreu denen, die du lieb hattest! Segne den Kartellverband! Segne alle katholischen Korporationen und alle katholischen Studenten! Laß dieses diamantene Fest nicht nur ein Stiftungsfest einer glorreichen Geschichte sein, sondern auch ein Markstein neuer Kraft und neuer Treue, ein Eckstein alles Guten. Segne sie, erfülle sie mit dem Geiste der besten Männer, die sie je hervorgebracht, zur Freude des Herrn, zum Troste des Vaterlandes, zum Heil des Volkes. Amen.

IV. Die Erneuerung der Welt in Christus.

23. Die Erneuerung der christlichen Familie[1].

Hochverehrte Versammlung!

Das Testament des Mannes, dessen Todestag die Veranlassung zu dieser Versammlung bietet, war eine Einrichtung, der er, zumal in den letzten Jahren seines Lebens, das größte Interesse zugewandt hat, eine Einrichtung, die eine Zusammenfassung aller Bestrebungen, die den einzelnen Vereinen obliegen, sein und in ihrer Weise dazu beitragen sollte, die Gesellschaft im Geiste des Christentums und auf dem Grunde der bestehenden bürgerlichen Ordnung zu erneuern. Diese Einrichtung nennt sich „Volksverein". Wenn Sie die Ziele kennen wollen, die er verfolgt, dann sage ich sie Ihnen, indem ich das kaiserliche Wort zitiere: „Völker Europas, schützet eure heiligsten Güter!" Was uns das Größte und Heiligste ist, Religion, Sitte, Kirche und Staat, Bildung und Volkswohl, das soll der Volksverein zu schützen und gegen feindliche Eingriffe zu verteidigen suchen.

Zu den Gütern nun, die dem Volke und jedem Freund des Volkes besonders teuer sein müssen, gehört jenes Gut, das ich Ihnen heute abend empfehlen möchte, es ist dasjenige, aus welchem sich die Gesellschaft zusammensetzt, die christliche Familie. Von der Familie ging die Gesell-

[1] Gehalten zu Hannover, bei der Windthorst-Gedenkfeier, am 14. März 1902.

schaft aus, von ihr kam der Verfall, durch sie die Wiederherstellung, und von ihr muß alles ausgehen, was zum Segen und Heile der Gesellschaft auch von heute beitragen will. Sie haben soeben von der Hochwarte der Geschichte aus den Segen des Papsttums, insbesondere dessen Wohltaten für das deutsche Volk betrachtet. Von dieser Höhe herab führe ich Sie mitten in das Volk hinein, hinein in die Zelle, aus der die Gesellschaft sich bildet, in die Familie. Nicht alles werde ich sagen können, was hier zu sagen wäre; nur einige Züge aus dem idealen Bilde der christlichen Familie will ich herausgreifen, und Sie mögen selbst dasjenige, was daran mangeln wird, hinzufügen und sich heute abend im Gedächtnis des seligen Windthorst, in seinem Geiste erneuern zu Trägern christlicher Familien und damit zu Trägern des Wohles unserer Gesellschaft.

Von dem Ursprung der christlichen Familie will ich reden, von den Kräften, die sie bilden, und ihren wichtigsten Charakterzügen, und dann von der Aufgabe der Familie für unsere Zeit und die Gesellschaft.

I. Ursprung.

Hochverehrte Versammlung! Diejenigen unter Ihnen, welche bereits zu diesen Hauptstützen der Familie gehören, möchte ich hineinführen in einen der schönsten Augenblicke Ihres Lebens. Es ist der Tag, an welchem dasjenige, was eine lange Neigung Ihnen längst gesagt hatte, durch den Segen Gottes gehoben und als unauflöslich bestätigt werden sollte dadurch, daß Sie vor Gottes Altar niederknieten, um sich den Segen der Kirche im heiligen Sakramente der Ehe geben zu lassen. Eine heilige Stunde war es und ich hoffe, daß Sie, die diese Stunde selbst erlebt

haben, an dieselbe nicht denken können, ohne daß ein Zug der Freude, der Dankbarkeit und heiligen Rührung Ihre Seele durchbebt, indem Sie sich sagen können, was mir einmal eine edle Gattin gesagt im Hinblick auf ihren Hochzeitstag: „Ich kann an diesen Tag nicht denken, ohne zugleich Gott zu danken, daß er mir einen solch edlen Menschen zum Gefährten für meinen Lebensweg gegeben hat."

Sie gingen dorthin, um den Segen der Kirche, die Weihe der Gnade zu empfangen. Es bedarf dieser Weihe. Es ist tief in der Bestimmung der Menschheit begründet, daß Heil, Fortschritt und Vollendung im natürlichen Leben abhängig sind von dem Leben der Gnade, dem göttlichen Prinzip in der Seele des Menschen, der notwendigen Bedingung für die Erreichung des übernatürlichen Zieles. Gnade und Natur schließen einander nicht aus, sie suchen sich gegenseitig; die Gnade zerstört nicht, sie erhebt die Natur, verklärt und vollendet sie. Und umgekehrt, da, wo die Natur am reinsten und schönsten ist, da sucht sie die Gnade; wie sollte sie fehlen, wo das edelste Gefühl des Menschen seinen höchsten irdischen Ausdruck findet, bei dem, was sonst die Menschheit „ihr Höchstes" nennt, in dem Bunde zweier Herzen, die sich ganz und ewig lieben wollen? Es bedarf dieser Weihe; eine Trauungsstunde ist der Ausgangspunkt eines neuen Lebens, in welchem zwei Menschen in der innigsten Gemeinschaft der Seelen zu ernster Arbeit sich verbinden zur Erreichung des hohen Lebenszieles der irdischen Wohlfahrt und des ewigen Heiles. Arbeit aber setzt Tugend voraus, ist beständige Übung der Tugend. Tugend ist nur, wo ewige Prinzipien sind und wo die Gnade ist, die die Schwäche des Menschen hebt. Beides gibt nur die Religion.

Es bedarf dieser Weihe: Die Ehe ist nicht ein Bund zu flüchtiger Freude, nicht ein Spiel der Herzen, sondern ein feierlicher Eidschwur zu ewiger Treue, die bleibt, wenn auch die Leidenschaft schwindet, die feststeht auch in der größten Prüfung, die jede Stunde mit dem Ernste der männlichen Tat festhält, was in glücklicher Stunde die Begeisterung geschlossen. Treue aber und Schwur zu ihr haben nur Sinn und Festigkeit in dem ewigen Pole der Wahrheit und Gerechtigkeit und der heiligen Vergeltung: in Gott. Und es bedarf dieser Weihe, denn der Bund zweier Herzen ist nicht ein Bund zu eigenem Glück, kommendes Glück soll er schaffen, zum Heil der Menschheit will er beitragen, Quelle soll er sein für einen neuen Strom von Segnungen, Wurzel eines Baumes, dessen Äste schattend sich ausbreiten über fernere Geschlechter; der Quelle die Reinheit und der Wurzel die Kraft zum Segen des kommenden Geschlechtes, das gibt allein die Religion in der Gnade.

Darum sind Sie hingegangen zum Altare Gottes und haben sich den Segen der Kirche geben lassen. Wie herrlich und schön ist der Gedanke für zwei christliche Ehegatten, daß die ersten Augenblicke ihres Ehelebens verlebt wurden unter dem Anblick des Gekreuzigten, an den Stufen des Altars, im Heiligtum selbst, und welche ernste heilige Erinnerung und Mahnung gibt dieser Augenblick für die ganze Dauer der ehelichen Gemeinschaft. Hier ist die Wurzel der Familie gelegt worden.

II. Kräfte.

Nun lassen Sie mich die Hauptkräfte der Familie Ihnen vor die Augen führen, die wichtigsten charakteristischen Züge,

wie ich sie in dem idealen Bilde einer christlichen Familie erblicke.

Haben Sie jemals erfahren, was Heimweh ist? Jenes Weh, das den Menschen ergreifen kann, so daß er krank wird, ja stirbt, wo unser Wesen in zwei Teile geteilt ist, wo der Leib wohnt an einem Ort, an dem die Seele noch nicht ist, wo die Seele das Land ihrer Jugend sucht, wo sie ihre Kindheit verträumt und wo sie die schönste Zeit ihres Lebens genossen hat. Wenn Ihnen Gott das Glück gegeben hat, einer wirklich guten und edlen christlichen Familie anzugehören, dann möchten wohl auch Sie sagen das Wort, das uns in unserem späteren Alter das Heimweh nach der Kindheit auf die Lippen drängt, das Wort, das seinen Ausdruck gefunden hat in dem Refrain eines bekannten Liedes: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!" Und was macht denn die Erinnerung an die Familie so glücklich? Was ergreift uns in unserer tiefsten Seele, wenn wir an die Vergangenheit denken? Gebe Gott, daß Sie das sagen können: es ist zunächst für den Sohn die Erinnerung an einen Vater, der ist, was er sein soll.

Man hat oft gesagt, von denen, die sonst auf der Höhe der Menschheit wandeln und zu den Besitzenden gehören, zu jenen namentlich, welche den Vorzug der Standesprivilegien genießen, es sei nichts Großes, wenn jemand von sich sage: „er sei der Sohn seines Vaters". Und doch ist es etwas Eigenes, was darin liegt, es ist sogar unendlich viel, wenn einer in heiligem Stolze sagen kann: „Ich bin der Sohn meines Vaters"; wenn er als letztes Glied sich geschlossen sieht an eine Kette verdienstvoller Ahnen; wenn das Gewicht vergangener großer Taten auf ihm liegt, nicht um ihn niederzudrücken, sondern um ihn zu gleichem Tun

zu erheben, um ihn zu mahnen, daß er „erwerbe, was er besitzt", dann liegt eine hohe Lehre, nicht bloß Ehre, in dem Worte: „Ich bin der Sohn meines Vaters!"

Glauben Sie nicht, daß dieses Wort nur von den besonders Privilegierten, von einer bevorzugten Klasse, vom Adel allein gesagt werden kann; auch in dem „Volke", auch in dem Arbeiter ist dieser edle Zug. O, wie ich mir einen Arbeiter in einer christlichen Familie denke! Wie er alles aufbietet, um seiner Familie Glück und Wohlfahrt zu gründen, um seinen Söhnen einen hochachtbaren Namen zu hinterlassen. Wie nicht Orden an der Brust, aber Schwielen an der Hand von seiner rastlosen Arbeit zeugen, wie durch allen Kampf ums Dasein das heitere Licht jenseits liegender Hoffnungen leuchtet und eine starke männliche Ergebung in das gottgewollte Los Ruhe und Sicherheit um sich verbreitet, wie Gattin und Kinder den Abend ersehnen, da er heimkehrt zum stillen Glück der Hütte und stolz und freudig die Mutter und die Kinder sagen: „Er ist unser! Das ist unser Vater!" Ist das nicht etwas Großes?! Und wo ist der Arbeiter, wo der Mann, der nicht diesen berechtigten und notwendigen Ehrgeiz besäße, zu wünschen, daß die Seinen von ihm ein Gleiches sagen könnten?

Gebe Gott, daß Sie alle, die Familienväter sind, Ihren Kindern dieses Glück hinterlassen!

Und was gehört dazu, daß dem so werde?

Daß Sie Männer sind von klaren, festen Grundsätzen, von einer unerschütterlichen religiösen Überzeugung, und daß Sie Ernst machen mit der Umsetzung und Verwertung dieser Überzeugung im Leben.

Grundsätze also müssen Sie haben. In einer Zeit, da die Zerfahrenheit und Unsicherheit im geistigen Leben so groß ist, sind sie besonders nötig. Ein Mann, der keine Grundsätze hat, ist kein Mann, sondern ein Rohr, das im Winde hin- und hergetrieben wird. Ein Mann, dem das Ideal eines christlichen Mannes vorleuchtet, der muß inmitten der wogenden Kämpfe des Geisteslebens stehen so sicher und zielbewußt, wie einst Christoph Kolumbus auf dem Weltmeere stand. Er hatte berechnet, daß da drüben westwärts Land sein müsse; als sie Tage gefahren waren und das Land noch nicht erschien, da wollten die Matrosen meutern; er aber stand ruhig auf dem Verdecke des Schiffes und sprach: „Es muß ein Land westwärts geben." Und dann, eines Tages, ertönte der Ruf: „Land, Land!" und das neuentdeckte Land lag zu den Füßen des glücklichen Eroberers. —

Unsere Zeit leidet an einer Wunde, deren kranke Säfte eine große Gefahr für den Organismus des Einzel- und Gesamtlebens sind, das ist die Halbheit. Auch viele Christen und Katholiken leiden daran, unter ihnen vorab — leider! — die Männer. Der ganzen Menschen, die Gott fürchten und seine Gebote halten, alle und immer, sind nicht übermäßig viele. In diesem Stück bleiben die Männer oft weit hinter den Frauen zurück. Dieser Widerspruch zwischen Lebensauffassung und Lebensführung, zwischen Glauben und Leben, Wort und Werk, lähmt die freudige Arbeit, hindert die gesunde Entwicklung des religiösen und kirchlichen Lebens, gibt dem Manne und seiner Wirksamkeit etwas Unsicheres, Unentschiedenes, der Erziehung in der Familie etwas Zerfahrenes.

Meine lieben Freunde! Wenn wir nicht Ernst machen mit unsern Grundsätzen durch Umsetzung und Verwertung derselben im Leben, dann verraten wir unsere heilige Sache und geben unsern Glauben und unsere Kirche dem Gespötte ihrer Feinde preis. Wenn Sie Ihre Familien zu Pflanzstätten großer Tugenden, eines segensreichen Geschlechtes machen wollen, dann geben Sie ihnen das Beispiel des kraftvollen und entschiedenen, mit einem Worte des männlichen Handelns:

„Was sein du sollst, das mußt auch ganz du werden!
Weh aller Halbheit, die sich selber äfft,
Weh jedem Rohre, das im Winde schwankt!
Fort mit dem kranken Zwiespalt dieses Daseins,
Der mit dem Gegner stets noch unterhandelt
Und Klugheit nennt, was arme Schwäche ist. —
Was ich erkannt, muß ich im Leben sein;
Was auf das Banner groß ich mir geschrieben,
Dafür muß ich auch kämpfen in der Schlacht.
O wer da mit den Leidenschaften feilscht,
Liebäugend mit der Sünde gold'nem Apfel,
Wer wähnt, nur halbe Treue Gott zu schulden,
Um sich die Gunst der Welt nicht zu verscherzen, —
Fürwahr, der säet Wind, um Sturm zu ernten,
Der hascht nach Glück, um Elend zu gewinnen,
Nach Frieden sucht er, — ewig friedelos!" (Molitor.)

Machen Sie darum Ernst mit Ihren Grundsätzen, meine Herren, und haben Sie den Mut, das zu sein, was wir sein müssen. Was du bist, das wage auch zu scheinen, das gilt auch hier. Sie alle kennen das stolze Wort, das ein bekannter Staatsmann, als er noch auf der Höhe seiner Macht stand, ausgesprochen hat: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt." Wenn es so wäre, dann wäre es das schönste Wort, das man vom deutschen

Volke sagen könnte. Leider muß umgekehrt gesagt werden: Es gibt viele Deutsche, die fürchten Gott nicht, sonst aber so ziemlich alles auf der Welt. Sie fürchten ein Achselzucken, sie fürchten ein Lächeln, sie fürchten die Zurücksetzung, sie fürchten die öffentliche Meinung, sie fürchten sich selbst! Ja, wenn einer den Mut hätte, gegen sich selbst und seine Umgebung frei zu sein, er würde wahrhaftig dazu beitragen, daß der Katholizismus auch dem Gegner, indem er auf das Leben seiner Bekenner blickt, Bewunderung oder doch wenigstens Achtung abgewinne.

Daher ist es das Ernstmachen, was man weiter von einer Persönlichkeit verlangen muß: Ernstmachen mit den Grundsätzen im persönlichen Leben, im öffentlichen Leben und im politischen Leben, stets das zu tun, was man als gut und als recht erkannt hat. Zu einer charaktervollen Persönlichkeit gehört aber als drittes Element das Treuehalten. Treuehalten bis in den Tod, das ist das Siegel auf eine wahre Persönlichkeit. Erst nach dem Tode kann man sagen, das ist eine Persönlichkeit gewesen, wenn man erkannt hat, daß alle diese drei Kennzeichen bei ihr zusammentreffen. Andere haben sie genannt Geistesgröße, Geistesfreiheit und Geistesmacht. Nur in Jesus Christus sind diese Züge einer vollendeten Persönlichkeit in der höchsten Vollkommenheit gegeben. In einiger Vollkommenheit treffen wir sie auch mitunter bei einem auserlesenen Menschen, Treue zu seinem Gott und zu seiner Religion, seine Treue im öffentlichen und im privaten Leben bis zum letzten Atemzuge. Ich glaube wohl, daß ein jeder vornehm denkende Mensch, wenn er eine treue Überzeugung in einem andern vorfindet, selbst wenn er nicht eines Sinnes ist mit ihm, doch dieser Treue seine Hochachtung nicht versagen wird, besonders nicht, wenn die

Treue gehalten wird bis zum Schlusse des Lebens. Das ist nicht immer leicht. Es ist namentlich nicht leicht für einen Katholiken, und auch alle, die nicht auf katholischem Boden stehen, werden dieses nachempfinden können, daß es auch heute nicht leicht ist, und ebensowenig war es leicht in den schweren Jahren des vergangenen Jahrhunderts.

Man hat in der neuesten Zeit vielfach das Wort vom religiösen und politischen Katholizismus gehört. Sie wissen, daß man insbesondere den sogenannten religiösen Katholizismus gegen den politischen ausgespielt hat. Die Worte sind Schlagwörter geworden und haben, wie oft die Schlagwörter, etwas Ungenaues. Sie geben nie eine festumgrenzte Idee; sie enthalten aber ein Stück Wahrheit. Schälen Sie aus beiden Worten die wahren, berechtigten Momente heraus und vereinigen Sie dieselben, dann haben Sie den idealen Katholizismus.

Wenn der „politische Katholizismus" verlangt, daß ein Katholik, dem es Ernst ist mit seinem Glauben, auch die Rechte seiner Kirche verteidigt, wenn sie angegriffen und verletzt werden, dann muß jeder Katholizismus politisch sein. Selbst jene, die sich Gegner des politischen Katholizismus nennen, müssen zugeben, daß man der Kirche ihre gottgewollten Rechte zurückgeben muß, wenn ganzer Frieden werden soll. Jedem das, was ihm gehört, also auch der Kirche und ihrer Wirksamkeit das, was ihr von Gottes wegen zukommt, wie wir für den Staat die Rechte verteidigen, die er hat. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Wenn Sie unter „religiösem Katholizismus" das verstehen, daß einer nicht genug getan hat, wenn er nach außen hin die Rechte seiner Kirche vertritt, sei es selbst in den

Parlamenten, sondern daß dazu gehört, daß man es auch ernst nehme mit dem Suchen des Reiches Gottes, das in unserer Seele ist, daß man sich Mühe gebe, ein innerlicher, ein wahrhaft guter Mensch zu sein, und dasjenige auch an der eigenen Person zu tun, was der Wille Gottes von allen verlangt, dann muß jeder politische Katholizismus religiös sein, sonst ist er überhaupt kein Katholizismus. Die Vereinigung dieser beiden, d. h. das Leben für Gott in uns, das Handeln nach dem Gewissen, und die Umsetzung und Verteidigung des religiösen Lebens nach außen hin, bilden den ganzen echten, den wahrhaft idealen Katholizismus.

Suchen Sie, meine verehrten Herren, solche ideale katholische Männer zu werden, damit Sie, wie Sie die wichtigsten Grundpfeiler der Familie sind, auch eine starke Stütze sein können für die Kirche und die menschliche Gesellschaft selbst.

* * *

Was ich gesagt habe, galt dem Manne und Vater. Gestatten Sie mir nun auch einige Worte über die Frau und Mutter.

„Des Mannes Parze ist das Weib, sie ist's, die seinen Lebensfaden spinnt, dunkel oder golden!"

In die christliche Gedankenwelt übersetzt, will das sagen: Es ist nichts Großes geschehen, nichts, weder im Reiche des Guten noch auf dem Gebiete des Bösen, an dem nicht die Frau in irgendeiner Beziehung, sei es als Schwester, Braut, Mutter, Gattin oder als Freundin in des Wortes edelstem Sinne, hervorragenden Anteil gehabt hätte. Das Heil ist uns geworden durch eine Frau, wie das Verderben durch eine Frau gekommen war.

Es ist von tiefer Bedeutung für die Familie und die Gesellschaft, daß ihre Erneuerung mit der Heiligung der Frau begonnen hat. Das Herz muß vor allem gesund sein, wenn der Mensch gesund sein will. Das Herz der Familie und der Gesellschaft ist aber die Frau. Will sie zum Heile der Welt sein, dann muß sie, ähnlich wie die größte aller Frauen, ihren Preis und ihre Krone, Jesus, im Herzen tragen, d. h. sie muß durchdrungen sein von einem tiefen lebendigen Glauben, einer starken und innigen Religiosität. Nur wenn die heilige Flamme der Religion in ihrem Herzen brennt, ihr ganzes Wesen durchleuchtet und verklärt, kann der Mann und können die Kinder wärmer und reifer werden in dem Besten, was sie haben, nur dann erfüllt sie die Aufgabe, die die Gesellschaft von ihr erwarten kann.

Die Größe der Frau hängt ab von ihrer Stellung zur Religion. Die Religion hat die Frau erhoben, und nur in dem Maße, als die Frau daran arbeitet, die Religion zu erheben, bewahrt sie die Würde und sichert sich ein segensreiches Wirken.

Die Geschichte der Ehe ist dafür Beweis. Ein Blick auf so viele Ehen unserer Tage und ein Vergleich mit dem Glücke der Familien und der Stellung des Weibes in den Zeiten des alle Verhältnisse durchdringenden lebendigen Glaubens zeigt das mit erschreckender Deutlichkeit. Ja, schauen Sie auf die Geschichte der Ehe; sie bewegt sich seit den Tagen des ausgehenden Mittelalters nicht in aufsteigender Linie. Aus dem heiligen Bund, dem „großen Sakramente", dem als reinste Blüten die großen idealen Frauengestalten der katholischen Kirche entsprossen, das die Familien glücklich gemacht und der Gesellschaft jenen inneren

Halt gegeben, den sie heute so schmerzlich entbehrt, ward später das „rein weltliche Ding". Gewiß waren die Folgen der Lostrennung der Familie von der Gnade nicht sofort bei allen sichtbar. Die Einwirkung der Glaubensmacht war stärker und die Erinnerung an vergangene Zeiten noch lange zu wirksam, als daß man die Ehe des religiösen Charakters hätte völlig entkleiden können. Dort aber, wo der Verfall der Ehe keinen Aufenthalt fand durch eine glückliche Inkonsequenz, dort, wo die unchristlichen Theorien für längere Zeit und in größerem Umfange wirken konnten, sind die Ruinen groß und sichtbar genug. Aus dem „rein weltlichen Ding" wurde die Zivilehe, d. h. die völlige Aufgabe des religiösen Charakters der Ehe, aus der Zivilehe wurde — zum Beweise dafür, daß Altar und gesellschaftliche Ordnung miteinander stehen und fallen — die moderne freie Liebe und die freie Ehe.

Meine Herren! Wenn Sie den tiefgreifenden Gegensatz zweier Weltanschauungen und zugleich den tiefen Verfall sehen wollen, dem die Frau ohne Religion und Gnade preisgegeben ist, dann nehmen Sie die zwei kontrastierenden Bilder: die hl. Elisabeth — und die ungläubige moderne Frauenrechtlerin im sozialistischen Lager.

Meine verehrten Frauen! Es ist nicht zu bestreiten: Wenn sich an irgend jemand die heilige Rache der verkannten und beleidigten Religion gezeigt hat, dann ist es an der Frau geschehen. Die Religion hat ihr die Würde, die Größe mit der Freiheit gegeben; will sie von ihr los, so schlägt sie sich selbst in Fesseln und erniedrigt sich, sie geht an dieser „Emanzipation" zugrunde. Ich rufe Sie alle an, christliche Frauen, Sie, die Sie noch in sich tragen all das, was Ihrem Wesen die Schönheit und den Adel,

ihrem Wirken den Segen und die Dauer gibt: bewahren Sie eine tiefe Religiosität, als den Grund, auf welchem sich Ihre ganze Weiblichkeit und Ihr reiches inneres Leben entfalten kann. Bewahren Sie in Ihrem Herzen der so oft geschmähten Religion ein heiliges Asyl, zu welchem sich das gefährdete Glück der Familie, der von Stürmen umtobte Mann und die Unschuld und Tugend Ihrer Kinder flüchten können. Seien Sie ein sichtbarer Schutzengel für Ihren Mann durch die aufopfernde Liebe, die in der Religion ihren Grund, ihre Kraft und ihre Krone hat.

Ja, diese Liebe, dieses Größte von allem, diese Wärme des Familienlebens, dieses heilige Feuer, das die Härten schmilzt und das Heim so wohnlich und traulich macht, diese Liebe wünsche ich Ihnen!

Eine Frau, die nicht für ihren Mann lebt, deren höchstes Lebensziel im Dienste Gottes und auf Grund desselben nicht das Glück ihres Mannes ist, eine Frau, die hundert Nebendinge im Auge hat, nur nicht das eine notwendige, eine Frau, die alles glücklich machen will, nur nicht den, den sie zunächst glücklich machen soll, diese Frau hat ihren Beruf verfehlt. Weiß Gott, wenn viele Männer schlecht und unglücklich sind, dann sind auch oft die Frauen schuld. Es liegt nicht immer am Manne, wenn die Familie nicht gut ist.

Wenn der Volksverein das hohe Gut der Familie schützen will, muß er sich auch an die Frauen wenden und muß sie an die Pflicht erinnern, daß sie ihre Männer zu dem machen, was sie sein sollen.

Es hat mir einmal (es war eine ernste Abendstunde in einer Stadt des Rheinlandes,) ein Mann gesagt, der von sozialdemokratischen Bestrebungen zur katholischen Kirche

zurückgekommen war und mich sprach, um das Notwendige zu erfahren, was er zur vollständigen Aussöhnung mit dem Glauben seiner Kindheit und seiner Kirche zu tun hätte, — es hat mir dieser Mann unter Tränen gesagt, als ich ihn fragte, was eigentlich die Veranlassung zur Umkehr gewesen sei: „Es ist meine Frau gewesen, die mich so weit gebracht hat.“ Und was war es an ihr, das es ihm angetan? „Sie hat nicht viel gesprochen, jedenfalls kein hartes Wort; aber sie hat ihre Pflicht in einer so edlen und selbstverleugnenden Weise getan, sie hat gebetet und geopfert, sie war eine Gattin, an die man nicht denken konnte, ohne besser zu werden, deren stilles, freundliches Tugendleben unwillkürlich zu Gott hinführte, von dem es ausging.“ Und diese Gattin hat ihren Mann bekehrt zu einem Christen, zu einem überzeugten und praktischen Katholiken.

Meine Herren! Wir stehen hinter niemand zurück an freudiger, dankbarer Anerkennung des Großen und Schönen, was unsere Zeit bietet; aber bei aller Begeisterung für das, was in unserer modernen Kultur gesund ist, muß man manchmal sagen: „Es herrscht doch vielfach eine entsetzliche Verlogenheit!“

Der Niederschlag, den das moderne Kulturleben in der Literatur, insbesondere der dramatischen, gebildet hat, ist leider vielfach ein trauriger Beweis dafür. Hier brandmarkt man eine Frau, die ihre Pflicht vergessen, man „macht in sittlicher Entrüstung“ und tut jene, die sie trifft, eine Zeitlang in gesellschaftlichen Bann, und dann geht man ins Theater und beklatscht und belächelt und bewundert Stücke, in welchen dasselbe verbrochen, verherrlicht und die moderne Moral „Jenseits von Gut und Böse“ als Größe gepriesen wird. „Es lebe das Leben!“ Dieser Titel eines der neuesten

Erzeugnisse unserer Bühnenliteratur ist wie ein Kampfesruf gegen christliche Sitte und Frauentugend. Aber, meine verehrten Herren, mit Heldinnen wie „Beate" in dem genannten Stück, mit Frauengestalten à la Nora, wie sie die Ibsenschen Dramen vielfach aufweisen, sie mögen noch so vollendet geschildert und dargestellt sein, schafft man keine glücklichen Familien und keine gesunde Gesellschaft. Wenn das Gift durchsickert und den Organismus des Volkskörpers vergiftet, wenn Erscheinungen zutage treten, die in einen Abgrund von Niedrigkeit und Elend blicken lassen, dann entrüstet man sich und klagt. Über die Folgen entsetzt man sich, die Ursachen bewundert man. Man sieht, daß man zugrunde geht, und hat nur ein frivoles Lächeln. O, meine verehrten Frauen! Bewahre Sie der Himmel vor dieser Art moderner Kultur! Seien Sie Heldinnen der christlichen Pflicht!

Worin sie im einzelnen besteht, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; wir berühren noch einiges. Eine echte Religiosität, nicht eine falsch verstandene Frömmigkeit, sagt Ihnen, wie Sie das Glück der Ihrigen sein können.

Und hat Gott Ihnen das Glück gegeben, Mutter zu sein, welch eine Aufgabe, welch ein Leben! Mutter! Ich nenne dieses Wort, und ein Bild von unvergleichlicher Größe und Schönheit steht vor meiner Seele, das Ideal aller Mütter. Mutter! und ein Leben so selbstlos, so edel, so anziehend steigt aus der Erinnerung auf, und wie zwei leuchtende Sterne am Firmamente, so grüßen mich zwei treue Augen aus der Ewigkeit. Mutter! und eine Fülle von Wohltaten habe ich genannt, die mächtigste, umfassendste, größte menschliche Liebe. Mutter! und wie tiefe Wehmut, wohl auch wie stiller Vorwurf zieht's durch manche Seele.

Christliche Frauen, die Sie diesen gesegneten Namen tragen, seien Sie „Mutter"! Wissen Sie, was in diesem Worte liegt?

Als Sie Mutter wurden, da haben Sie mit der Pflicht, das leibliche Leben des Kindes zu pflegen, sich zu einer zweiten Mutterschaft verpflichtet, zur Mutterschaft der christlichen Erziehung, und noch mehr zur Mutterschaft des christlichen Opferlebens, welches die Kinder, die Sie der Welt geboren, auch der Gnade und Glorie sichern will. Seien Sie Mütter! Hinterlassen Sie Ihren Kindern als kostbarstes Erbe das Andenken an eine ausgezeichnete Mutter. Es bewahrt vor vielem Bösen, verbindet mit Gott, und ist ein immer wachender Schutzgeist im Leben der Kinder.

Ich erinnere mich immer gern eines rührenden Vorganges, der mir in meinem jugendlichen Priesterleben begegnet ist.

Es war ein herrlicher Maienmorgen. Ich hatte eine arme Frau zu beerdigen, die plötzlich gestorben war. Nur aus wenigen Menschen bestand der einsame Leichenzug: die Leichenträger, der Küster, der Priester und ein Mädchen von 16 Jahren. Wir waren an das Grab gekommen, und eben begann man, den Sarg vom Hügel zu erheben und ihn in die kühle Erde hinabzusenken. Da ertönte ein markdurchdringender Schrei: am Rande des Grabes stand, im Begriffe, dem sinkenden Sarge nachzuspringen, das Mädchen in krampfhaftem Schluchzen, und mit einer Stimme, die ich nie vergesse, rief sie: „Mutter, nimm mich mit!" Die Männer hatten Mühe, das arme Kind zurückzuhalten. —

„Mutter, nimm mich mit!" Ach ja, es geht so unendlich viel, wenn eine Mutter geht. Unser Bestes zog dahin, warum soll das minder Gute bleiben?! —

Mutter, nimm mich mit! Vielleicht ist es auch um Sie so unendlich einsam geworden, als Ihre Mutter starb.

Christliche Frauen! Nicht ein Übermaß des Schmerzes bei Ihrem Tode wünsche ich Ihren Kindern, wohl aber, daß ein tiefes Heimweh nach Ihnen bleibe, weil Sie so gut und edel gewesen, daß die Erinnerung an Sie wie ein Gebet sei, das erhebt, stärkt und tröstet. — Seien Sie ein Vorbild für Ihre Kinder, wie ein Heiligenleben sei Ihr Leben, und gedenken Sie des Wortes:

„Es spiegeln in deiner Kinder Gebrechen
Sich deine eigenen Charakterschwächen.
Drum laß es zur ernsten Mahnung dir dienen:
Erzieh dich noch einmal zugleich mit ihnen!"

Arbeiten Sie gemeinsam und einheitlich mit dem Vater Ihrer Kinder mit starker Milde und maßvoller Strenge und mit Selbstbeherrschung an dem großen Werke Ihrer Liebe. Selbst ein Bild des Friedens und des Glückes, gedeihe im Frieden der Familie Ihre Saat Ihnen und der Menschheit zum Heil!

Und wenn Sie so gemeinsam am Ausbau der Familie gearbeitet haben durch ein langes, an Prüfungen reiches und doch glückliches Leben, und der Augenblick kommt, von dem es heißt: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden"; wenn ein Unfall oder eine tückische Krankheit den Mann, den starken, niederwirft, dann ist es ein schmerzliches und doch friedvolles und feierliches Auseinandergehen. Daß sie sich opfern darf in treuer Sorge, ist der Gattin Freude, nur daß er leidet, tut ihr weh. Und er wird weich, da er die letzte Stunde kommen fühlt. In einem feierlichen Augenblick des Alleinseins sagt er zu ihr: „Komm, laß mich meine

Hand noch einmal in die deine legen und das Zeichen an meine Lippen drücken, das du mit soviel Liebe und Treue getragen hast. Laß mich dir danken für deine reiche Liebe, die mich so glücklich gemacht, und für das Vertrauen, das du mir immer geschenkt hast —."

Denn, christliche Frauen, was einen edlen Mann hält in der wilden Stunde einer schrecklichen Versuchung, ist das rückhaltlose, nie wankende Vertrauen einer Frau; das ist eine Macht, die ihn unfähig macht einer Tat, die seiner Frau nicht würdig wäre — „sei stark und groß; sieh, du hast ja die Kinder; es sind auch meine Kinder; bewahr' sie gut und komm bald nach — wir sehen uns wieder!" —

So geht er dahin. Sein Leben ist aus für diese Welt. Nicht aus ist die Liebe.

Über einer Frau, die Witwe geworden, liegt ein großer, erhabener Ernst. Ein belgischer Dichter hat einmal das schöne Wort gesagt: „Ist es nicht schwer, dem Meere und der Nacht gegenüber an gleichgültige Dinge zu denken?" Es ist in der Tat schwer, der Nacht des Todes und dem Meere der Ewigkeit gegenüber. Eine Gattin, die zur Hälfte in der Ewigkeit lebt, hat mit dieser Erde abgeschlossen. Nur des Mannes heilig' Vermächtnis, ihre Kinder, bilden noch Gegenstand ihres Interesses. Nicht nur am Allerseelentage kommt sie, oft kniet sie an dem teuren Grabe, dort kühlt sie den brennenden Schmerz, und aus dieser heiligen Tiefe trinkt sie sich Kraft. Die Liebe hört nicht auf, sie kann kein Tod zerstören; er läßt ihr vielmehr erst die ganze Freiheit.

Es gibt Frauen, die Witwen sind, obgleich ihre Gatten noch leben. Das, was sie einst geliebt, was so sonnenhaft die Knospe ihrer Jugend überschienen, woran sie ihr Bestes

gesetzt und was sie zu veredeln gehofft haben, das ist nicht mehr. Vielleicht war es nie. Vielleicht hat die Illusion alles in einem schöneren Lichte gezeigt, als die Wirklichkeit war. Das ist ein schreckliches Erwachen! Vielleicht war es da, und böse Menschen, eine schlechte Gesellschaft, eine heimtückische Verführung hat es weggenommen. Arme Frauen! Geben Sie die Hoffnung und den Mut nicht auf! Ich meine, was man einmal ganz und tief geliebt hat, das kann man nicht ganz aufgeben, auch wenn es schlecht geworden, das kann man nicht ganz und für immer hassen. Beten Sie und seien Sie stark im Opfer! Vielleicht, daß es Ihnen gelingt, das Tote zu erwecken. Wunderbar ist die Macht einer liebenden Frau! Dann sind Sie die Erweckerin und Retterin des Besten an Ihrem Manne geworden!

III. Aufgaben.

Meine lieben Freunde! Wenn wir auf die Gesellschaft von heute blicken, so ist gewiß vieles, was uns mit einer großen und heiligen Freude erfüllen muß; denn jede Kultur, jede echte Kultur, d. h. die Verkörperung desjenigen, was eine Zeit an sittlichen und sozialen Kräften in sich birgt, ist eine Freude für die Menschen, denn es ist eine Annäherung an Gott, an das größte und einzige Kulturideal, und jede Annäherung an Gott bringt auch Freude, Frieden und Glück für die Menschheit. Wenn man aber daneben hineinsieht in die Tiefen der Gesellschaft, aus der heraus der Schrei der Verzweiflung und der Armut gellt, und man schaut hinein in einen bodenlosen Abgrund der Verkommenheit, dann, meine lieben Freunde, meint man wirklich, man müßte, wenn die moderne ungläubige Kultur uns die Frage vorlegte, die einst Libanius an einen Christen stellte: „Was

macht der Sohn des Zimmermanns von Nazareth?" die Antwort geben: „Ich meine, er macht einen Sarg!" Ja, vielleicht macht er einen Sarg, in dem diese Art von Gesellschaft begraben wird! Es hat in der Kulturgeschichte Zeiten gegeben, die hoch gepriesen waren: ich nenne die Zeiten der französischen Könige. Das große Jahrhundert hat vieles zutage gebracht, wovon die französische Nation zum Teil jetzt noch lebt. Aber jene Tage und die Zeit, die folgte, haben auch den Keim gelegt zum Verderben und zum Unglück jener Nation. Damals, als an dem französischen Hofe selbst die Unsittlichkeit ihre Triumphe feierte, damals hatte es weniger Zeit und Schritte bedurft, bis die Macht des Unglaubens und der Sittenlosigkeit, die Voltaire, der Gottesleugner, und andere aussäten, jenes entsetzliche Schauspiel in der Notre-Dame-Kirche hervorgerufen hatte, wo die rasenden Menschen — ich will nicht sagen, was — auf den Altar erhoben und jubelten: „Diese gotischen Hallen haben heute zum ersten Male die Stimme der Vernunft gehört." Und als dann später aus diesem Abgrund die französische Revolution heraus- und jenes Schafott emporstieg, da war auf diesem Schafott der letzte der Könige, der hier für die Sünden seiner Väter und für die Sünden seines Volkes büßte. Das war auch ein Sarg, der damals gemacht worden war, und in diesem Sarg sank die damalige Gesellschaft in den Abgrund des Elends. Gott möge verhüten, daß solche Zeiten wiederkehren! Sie abzuwenden, dazu reichen die Kräfte dieser Welt nicht aus. Eine Gesellschaft ohne Religion, ohne Ideale, ohne sittliches Leben kann wohl zerstören, aber nicht aufbauen. Ein Volk ohne Gott, ist ein armes, ein verlorenes Volk!

„Ein Volk" — so sagte ein bedeutender Mann unserer Tage[1] — „ist im Verfall, wenn die drei Elemente seiner Zivilisation: Religion, Freiheit und Bildung, zurücktreten vor dem Streben nach Gewinn und Genuß." Wer einen Teil der heutigen Menschheit auf dieses Wort hin prüft, der kann sich ernster Bedenken und schwerer Befürchtungen nicht erwehren.

„Völker Europas, schützet eure heiligsten Güter!" dieses bekannte Wort nennt die Gefahr und unsere Pflicht. So stehen wir denn zusammen im Verteidigungskampfe um unser Höchstes, was wir besitzen. Sichern wir uns die Macht, mit der allein der Sieg errungen, die Welt überwunden und erneuert werden kann, jene Kraft, die am Pfingsttage aus der Höhe gekommen ist: lebendiger, übernatürlicher Glaube, christliche Sitte, christliche Liebe, christliche Selbstverleugnung, christlicher Mut. Holen und hüten Sie diese Kraft besonders in der Familie! In ihr muß die Erneuerung der Gesellschaft im Geiste und in der Kraft Christi beginnen. Hören Sie das Wort, christliche **Frauen**, das einst Schiller den Künstlern zugerufen hat, es gilt auch Ihnen:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben.
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!"

Und zu den **Männern** sage ich das Wort eines französischen Schriftstellers: „Ein Mann, in dessen Lebensweg die Vorsehung ein weibliches Wesen geführt, und der es nicht versteht, dieses Wesen besser und edler zu machen, das in der Seele liegende Gute zu wecken, zu stärken und zu voll-

[1] Fr. Xav. Kraus.

enden, ein solcher Mann ist entweder ein beschränkter oder ein schlechter Mann."

Sie versichern mich Ihrer Zustimmung, meine Herren, und Sie tun gut daran, wenn Sie sich im Gedanken an den großen Mann, dessen Bild heute vor Ihrer Seele und dessen Büste vor dieser Versammlung steht, Ludwig Windthorst, den Vorsatz machen, niemals in Ihrem Leben irgendeinem Menschen zum Verderben oder zum Unglück zu sein. So arbeiten Sie mit an der Rettung der Gesellschaft.

Wenn Sie heute aus dieser Versammlung diesen Vorsatz in die Familie und in die Gesellschaft als Richtschnur für Ihr späteres Leben tragen, dann ist der Abend nicht verloren gewesen. Dann wird dasjenige, was Sie gehört haben über die Familie und ihren Segen, durch mein armes Wort Ihnen nützen für Ihre Seele, und der Volksverein hat seinen Zweck erreicht, wenn Sie treue Väter, tiefreligiöse Mütter werden, Gründer von Familien, die Zellen abgeben können, lebenskräftig und stark genug, um an dem Ausbau der Gesellschaft heilkräftig mitzuarbeiten. Das gebe der liebe Gott!

Meine Herren! Wir wollen uns erinnern, daß wir alle eine Familie bilden. Wir Katholiken insbesondere, die Familie eines großen Vaters im Himmel, eine Familie, vereint unter dem sichtbaren Stellvertreter Jesu Christi, dem Heiligen Vater zu Rom. Und wir wollen als Glieder dieser einen Familie aus der Gruft der Marienkirche heraus die Mahnung Windthorsts vernehmen, daß wir einig und treu zu dem Größten stehen, was Menschen kennen, zu unserer heiligen Religion, und so Stützen sein für unser Vaterland und die Gesellschaft.

24. Die Erneuerung der Welt durch Christus im heiligen Sakramente[1].

I.

Instaurare omnia in Christo (Eph. 1, 10) ist die wunderbar tiefe paulinische Formel des großen Geheimnisses der Erlösung — aus unendlicher Güte Gottes in der Fülle der Zeiten die Erneuerung der Welt durch Christus.

Instaurare omnia in Christo ist das kurze Programm der Kirche in allen Zeiten, insbesondere des Papstes, der in der Fülle der Zeiten, da wir leben, die Menschheit auf ihren Heiland hinweist, Pius' X.

Instaurare omnia in Christo ist die tiefste Bedeutung dieses Kongresses, der mit der Huldigung an Christus die Erneuerung der Welt durch die Eucharistie bezweckt. Unter allen Organisationen, Ständen und Menschen, die diese Tagung erleben, nimmt niemand mehr Anteil als jener Stand, der keinen andern Zweck hat, als instaurare omnia in Christo Eucharistico, das Priestertum der katholischen Kirche.

Meine Herren! Hoch gehen die Wogen der Begeisterung auf dieser „Hochzeit" des eucharistischen Erlösers, und auf den Wogen wandelt Christus segnend über den Wassern, und wer ihm zuerst begegnet auf diesen Wogen, mit ihm wandelnd, das ist das so vielfach geschmähte, so oft verleumdete, so viel verkannte, über der Last der Arbeit und der Enttäuschungen des Mißerfolges so manchmal zaghafte Priestertum. „Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?"

---

[1] Rede, gehalten am 14. September 1912 in der Rotunde zu Wien, auf dem internationalen eucharistischen Kongreß.

„Steh auf, Tochter Sions, Tage des Lichtes sind über dich gekommen, laß dich durchleuchten von dem Glanz der Herrlichkeit Gottes, die über dir aufgegangen. — Wohl bedeckt die Finsternis die Erde — und im Dunkel des Wahns und Wehes liegen so viele Völker; aber über dir ist die Herrlichkeit des Herrn aufgegangen, und in dir wird sie am hellsten gesehen" (Is. 60, 1 ff.).

„Ecce nunc benedicite Dominum omnes servi Domini." — Ja, alle sind erfüllt vom Licht und Feuer dieser Tage, aber niemand mehr als jene „qui habitant in domo Domini".

Niemand mehr als die Priester der Herde. Laß deine Seele weit werden, Priester, um recht viel zu fassen von der Flut der Begeisterung, die uns umgibt, und neues Licht, neues Leben, neue Liebe aufzunehmen in deine Arbeit der Seelsorge, die nichts anderes ist als: Instaurare omnia in Christo ... Erneuerung dieser Arbeit durch Christus in der Eucharistie, der das Prinzip, das Vorbild und die Vollendung der Erneuerung der seelsorgerlichen Arbeit ist.

Meine Herren! Was will der Priester? Was will er, dieser Mann, so geehrt und so verachtet, so geliebt und so gehaßt, so bekämpft und so verteidigt — was will er? Nicht in Herrschgelüsten die Seelen zu knechten, nicht in Gewinnsucht sich an ihnen zu bereichern, nicht in Selbstsucht sie an sich zu ketten, nicht dazu lebt er. Was will er denn? Christus den Seelen und die Seelen Christus gewinnen, das ist sein Ehrgeiz, das seine Aufgabe, das sein Ruhm — und das seine Seligkeit.

Wissen Sie, meine Herren, welches der schönste Augenblick im Leben des Priesters und in allem priesterlichen Ar-

heiten ist? Es werden solche da sein, die mir sagen: in der Schule bei den Kindern stehen und aus ihren leuchtenden Augen den Eindruck lesen, den die Botschaft des Kindes von Bethlehem auf die Seele macht. Es werden andere des Augenblicks nicht ohne Rührung gedenken, da sie in der Verwaltung des Bußsakramentes mit einer verwundeten Seele weinen durften, die den Frieden wieder gefunden, oder am Krankenbette wunden Körpern und noch wunderen Seelen Worte des Trostes sagten. Man mag mit Recht die Erhabenheit des Predigtamtes preisen, in dem der Priester im Kontakt mit den Seelen diesen das Brot der Wahrheit bricht. Es werden wieder andere mit noch mehr Recht des Tages sich erinnern, an dem sie zum ersten Male die Stufen des Altares emporgestiegen sind als junge Priester. Und viele werden jener Schauer der Ehrfurcht gedenken, da sie die Machtworte sprechen dürfen, die kein Mensch sprechen kann als nur der Priester: „Das ist mein Leib", „Das ist mein Blut". . . . Gewiß, groß und herrlich sind diese Momente: aber der schönste dünkt mich der, wo der Priester nach seiner Kommunion *den Menschen den Leib Jesu Christi reichen* darf, das scheint mir der Höhepunkt seines seelsorglichen Wirkens zu sein, — denn wie alle Sakramente hingeordnet sind zur Eucharistie, und wie die Eucharistie hingeordnet ist zur Kommunion, so stellen alle Priestertaten Funktionen dafür dar, Christus im heiligen Sakramente den Menschen zu geben. O gebenedeiter Augenblick, wo Christus und der Priester und die Seelen, miteinander verbunden, das große Geheimnis der Liebe gebend und nehmend feiern.

Darum geht alle Erneuerung der seelsorgerlichen Arbeit von der Erkenntnis und dem Durchdrungensein des Ge-

dankens aus: Omnia et in omnibus Christus in S. Sacramento.

Darum ist der Ausgangspunkt, Mittel, Garantie, Ziel alles priesterlichen Wirkens: die Verbindung der Gemeinde mit Christus in der heiligen Kommunion. Das ist der große Gedanke des Hohenpriesters, den Gott unserer Zeit gegeben hat, Pius' X., und dessen Ausführung eine völlige Erneuerung der seelsorglichen Wirksamkeit bedeutete: denn nieder mit den Schranken, die bisher Meinung, Herkommen, falsch verstandene Ehrfurcht oder jansenistische Strenge und irrige Meinungen zwischen der Gemeinde und dem heiligen Sakramente errichtet haben: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!" Lasset die Jungfrauen und die Frauen und die Mütter zu mir kommen, weit öfter als es bisher geschah! Lasset die Männer zu mir kommen — ja, auch die Männer — und wehret es ihnen nicht . . . denn wahrhaftig auch sie gehören ins Himmelreich!

Meine Herren! Das große Rätsel und das große Kreuz, aber auch das schönste Ziel aller Pastorationsarbeit, die Männerseelsorge war, ist gelöst, gehoben, erreicht — eine völlige Erneuerung der Männerseelsorge hat begonnen, und zwar durch die feste Verbindung der Männerwelt mit der Eucharistie.

Was viele als das Ziel ihrer priesterlichen Sehnsucht erstrebt, was so manche Priester heiß erbetet, was schier unmöglich schien, es ist erreicht. Was Sie hier in Wien in dem einzigartigen Schauspiel der Männerwallfahrten, geleitet von einem begeisterten Jesusjünger[1], der Welt als Beispiel gaben, es beginnt in weitem Umfang Wirklichkeit

[1] Gemeint war P. Abel S. J. (D. H.)

zu werden: die öfteren Kommunionen der Männer. Ich will Ihnen ein Beispiel erzählen aus meiner Erfahrung: Als ich vor sechs Jahren zur Seelsorge an die Kuratie St. Paulus in Berlin berufen wurde, war meine erste und größte Sorge, die Zahl der Männerkommunionen zu heben. Wir haben alles Mögliche dafür versucht. Soviel Eifer sonst in der großen Gemeinde auch ist, ein so erhebendes Beispiel die Mütter- und Jungfrauen- und auch Männervereine geben, im Verhältnis zu der Größe der Pfarrei entsprach der Erfolg nicht den Bemühungen. Da ließ der Pater Prior eine Mission halten. P. Elpidius, der bekannte kraftvolle Franziskanermissionär, kam, und mit der Mission ein ganzer Umschwung der seelsorglichen Lage. Es war ergreifend zu sehen, wie selbst an Wochentagen eine große Anzahl von Männern täglich zur heiligen Kommunion ging — und heute, nach drei Jahren, lebt der Eifer fort. Festgehalten wurde er durch die Einführung des sog. „Männerapostolates", jener so durchaus zeitgemäßen, segensvollen Einrichtung, die, vom Rheinland ausgehend, eine ganze Erneuerung der Männerseelsorge bedeutet. Meine Herren! Wenn meine heutige Rede nichts anderes wäre als nur ein Hinweis (der Empfehlung meinerseits bedarf es nicht) auf das kluge und inhaltsreiche Büchlein des Krefelder Pfarrers Dr. Sträter, „Männerapostolat", — ich hätte nicht umsonst hier gesprochen. Heute haben wir in unserer Gemeinde einen Kommunionverein von wenigstens 400 Männern, die sich verpflichtet haben, monatlich zur heiligen Kommunion zu gehen. Und die Zahl wächst, sie muß wachsen, bis alle Männer in Verbindung stehen mit Christus im heiligen Sakramente. Es ist Ihnen allen wie mir aus der Seele gesprochen, wenn der begeisterte Apostel des

Männerapostolates am Schluß seiner Schrift mahnt: „Man verzweifle doch nirgendwo an der Männerseelsorge. Im Innern der Männerwelt liegen noch herrliche Reichtümer, die gefunden und gehoben werden müssen. Nirgends verzagt! Auch nicht in großen Weltstädten, auch nicht dort, wo man bisher soviel über Lauheit geklagt hat, wo die öffentlichen Verhältnisse für die katholische Sache sehr ungünstig zu sein scheinen, wo die Todfeinde des Christentums ihre Stütz- und Mittelpunkte haben. Nirgends verzagt! Frisch ans Werk! Nur kühn das prächtige Ziel in seiner ganzen Lauterkeit und Reinheit ins Auge gefaßt: die Männerwelt instaurare in Christo! Alle Begeisterung eines Seelsorgers, alle Schaffenslust eines Arbeiters im Weinberge des Herrn, alle Berufsfreude eines apostolischen Mannes, alle Hingebung, deren ein die Kirche liebendes Herz fähig ist, alle am Beispiel des Gottmenschen sich entzündende Heilandsliebe für die Menschen um ihre geistige Not muß mächtig aufflammen im Gedanken: es gibt etwas wunderbar Herrliches, es ist eine Lebensfrage unserer heiligen Kirche von höchster Wichtigkeit: Wir wollen Männer schaffen, welche für Christus im heiligsten Sakramente begeistert sind!"

Der Weg zum Tabernakel aber führt durch das Presbyterium zum Hochaltar. Der Eucharistie wegen ist das Priestertum da. Wollen wir durch die Eucharistie die Seelsorge erneuern, so müssen wir die Gemeinde in enge Verbindung mit ihrem Hirten bringen. In einer Zeit, wo das Persönliche so sehr betont wird, wo man nach Persönlichkeiten verlangt, wo die Gegenströmung gegen Mechanismus und Massenhaftigkeit immer stärker wird, wo man auf allen Gebieten der Kunst, der Literatur die Persönlichkeit des Künstlers verlangt, in der Kunst aller Kunst, in

der Seelenkultur, die höchste Karitas, das Persönliche von Mensch zu Mensch, von Person zu Person, von Seele zu Seele, echt und recht, wo man auf dem Gebiete der Karitas nicht die Gabe zuerst, sondern die Person verlangt, — da muß im göttlichsten aller göttlichen und größten Werke, in der Seelenkultur und der höchsten Karitas das Persönliche, d. h. die Verbindung von Person zu Person, erst recht Beachtung und Verwendung finden.

II.

Christus ist uns hier zuerst das Prinzip aller Seelsorge-Erneuerung, und sodann ihr Lehrer und Ideal. Auf dem Grundgesetz des persönlichen Kontaktes zwischen Gott und Menschen beruht der Heilsplan der Erlösung. Die Zuwendung der allgemeinen Heilstat ist persönlich. Als guter Hirt kam er und bildete sich seine Herde, die er liebte, für die er litt, die er kannte, jeden einzelnen mit Namen, und um des einen Verlorenen willen ließ er die andern, um das eine Schäfchen zu suchen, scheute er keinen Weg, und seine Seele überquillt vor Freude, da er es wiedergefunden. Das ist der Seelsorger für alle Zeiten; denn diese Sonne leuchtet allen Jahrhunderten und allen Menschen. Er ist auch das Ideal für den Seelsorger des 20. Jahrhunderts. Und er bleibe es! Wohlan denn: „Wie mich der Vater gesandt hat, also sende ich euch!“ Keine Seelsorge ist modern, die sich nicht nach ihm bildet. Wie der große gute Hirt, so muß auch der Seelsorger zu den einzelnen gehen, von Seele zu Seele, in Haus und Hof, von Familie zu Familie. Seine Herde ist selbst eine Familie, er ihr Vater. — „Vater“, welch herrlicher Ehrentitel, den die Verehrung und Liebe des katholischen Volkes dem Priester gegeben. Vater:

das bedeutet die starke, männliche Liebe, die frei ist von jeder Sentimentalität, aber auch frei von jeder Härte. Vater: das sagt die große, hingebende Sorge, mit der der Vater jedes seiner Kinder trägt. Vater: das spricht die Sehnsucht aus, die nicht ruht, bis alle geborgen sind. Vater: das ist der Seelsorger am vollkommensten in jenen Gemeinden des Landes oder kleiner Städte, wo die Zahl seiner Kinder nicht größer ist, als er sie übersehen und persönlich pastorieren kann. Glückliche Hirten, denen es vergönnt ist, die Kinder, die sie getauft, unterrichten zu können, sie beschützen zu dürfen in den Jahren der Jugend, ihren Ehebund segnen zu können und Leid und Freud' auf allen Gebieten mit ihnen zu teilen. Liebliches Bild, das große Männer des Priestertums in ihren jungen und alten Priesterjahren geträumt und zu erleben ersehnt haben. Ist auch nicht allen Priestern dieses Glück beschieden, die seelsorgerlichen Verhältnisse des Landes sind grundlegend und vorbildlich auch für die Stadt- und Großstadtseelsorge, — wenigstens dann, wenn sie sind, was sie sein sollen. Darum gilt für jene Gemeinden, daß sie erziehend und vorbildlich wirken. Wenn irgendwo die Verbindung mit Christus im heiligsten Sakramente gesteigert werden muß, dann auf dem Lande. Darum heraus aus den Gleisen des Herkommens und der Bequemlichkeit! Ein neuer göttlicher eucharistischer Zug gehe durch alle Gemeinden auf dem Lande, — in der Kenntnis der Religion, in der praktischen Einführung und dem Erleben derselben, in der Liebe zum heiligsten Sakramente und zur Kirche müssen die Landgemeinden an erster Stelle stehen.

Meine Herren! Es ist soviel von Großstadtseelsorge, ihren Nöten, ihren Bedürfnissen und den Methoden der

Hilfe für sie die Rede. Man kann nicht laut und nicht eindringlich genug in die Welt hinaus und besonders in jedes Pfarrhaus auf dem Lande die nicht genug zu beherzigende Wahrheit rufen: Der größte Teil der Großstadtseelsorge liegt nicht in der Großstadt, sondern auf dem Lande. Einst kam in zentrifugaler Kraft die Religion von der Stadt aufs Land; heute muß sie, der zentripetalen Strömung der Zeit folgend, von dem Lande in die Stadt kommen. So sicher ein Volk zugrunde geht, das keinen gesunden Bauernstand besitzt, so sicher arbeitet die Großstadtseelsorge vergeblich, wenn das Land nicht vor- und mitarbeitet. Die Verbindung zwischen Land- und Stadtseelsorge muß eine viel innigere werden. Eine großzügige Organisation muß Stadt und Land in enge Fühlung bringen, und jeder Seelsorger auf dem Lande sollte einen heiligen Ehrgeiz betätigen, daß kein Glied seiner Gemeinde zur Stadt entlassen werde, das nicht gründlich unterrichtet, sittlich erprobt und dem Pfarrer der Stadt gemeldet worden ist. Eine ungeheure Entlastung für die Großstadtseelsorge würde damit gegeben, eine grundlegende Erneuerung des seelsorgerlichen Wirkens.

Wo ist der Pfarrer der Großstadt, der es nicht mit Schmerz erlebt hätte, wie viele im Sumpf oder im Dunkel der Großstadt, in Indifferentismus und Glaubenslosigkeit verkommen sind, eben weil sie ohne gründlichen Unterricht in das steinerne Meer der Großstadt geworfen und, weil ohne Anschluß und Hilfe, elend zerschellt sind? Die Statistik würde hier grausam hohe Zahlen anführen können.

Solange hier nicht gründliche Erneuerung der seelsorgerlichen Arbeit einsetzt, ist alles Planen und Reden und Versuchen vergebens: denn während wir einen retten, stürzen

fünf andere, die der Großbetrieb und die Städtesucht herangeführt, in den Abgrund hinein.

„Land", so möchte ich rufen, „höre des Herrn Wort", und sei Hilfe und Vorbild der Stadt!

Der innige Kontakt zwischen Hirt und Herde und darum auch der Kontakt zwischen Seele und Sakrament, der auf dem Lande möglich ist und erstrebt werden muß, wird in Städten und Großstädten nur in seltenen Fällen ganz zu erreichen sein. Die großen und größten und Riesenpfarreien machen das unmöglich. Wir stehen ja erschreckt vor der schreckenvollen Tatsache, die Professor Beck aus Freiburg im Anschluß an das grundlegende Werk Professor Swobodas über „Großstadtseelsorge" auf der Katholikenversammlung in Augsburg ausgesprochen hat: „Dem ungeahnt raschen, alle Voraussicht überflügelnden Wachstum unserer Städte hat die Entfaltung der städtischen Seelsorge nicht Schritt gehalten!" Das Übel ist da — und riesengroß. Was ist zu tun?

Vor allem kein Pessimismus! Das Übel ist da, ja, Gott sei's geklagt. Und die Ausblicke in die Zukunft wären schrecklich, wenn nicht ein anderes auch noch da wäre. Zwar sind wir versucht, im Anblick des Unglaubens, der Gleichgültigkeit und Sittenlosigkeit, die ins erschreckend Riesenhafte gewachsen sind, mutlos wie die Jünger auf dem Wege nach Emmaus zu meinen, alle unsere Hoffnungen seien zerschlagen. „Herr, bleib bei uns! denn es will Abend werden", und es scheint, als ob die Tage der christlichen Zivilisation sich neigten. Aber: — Er ist da. Er geht mit uns, und beim Brotbrechen werden unsere Augen aufgehen, und wir werden ihn erkennen. Noch ist Christus da im heiligen Sakramente. Solange wir in seiner Nähe sind und einig zusammen am

Felsen Petri stehen, kann keine Gewalt des Bösen und keine Macht der Hölle uns überwinden! Noch ist er da, der Heroismus der Priester und des katholischen Volkes. Und darum alle Mann an Bord und an die ausdauernde Arbeit. Nun zuerst: Organisation und Teilung der Arbeit. Der Gedanke an die Zahl der Kommunikanten im Verhältnis zur Zahl der Pfarrangehörigen muß jedem Seelsorger den Gedanken, den Wunsch und die Tat aufdrängen: Weg mit den Riesenpfarreien, und entweder mehr Seelsorger in die großen Pfarreien oder Teilung der Pfarrei selbst. Das ist unabweisbare, gebieterische Notwendigkeit. Ob eine Zentralisation der gesamten Großstadtseelsorge und ihre Besorgung durch möglichst viele Hilfsgeistliche oder möglichst kleine Kreise mit einzelnen Pfarrern, — diese Frage ist viel beraten worden, und es sind bedeutende Männer, die dem ersten Gedanken geneigt waren. Die meisten werden mit Professor Swoboda der andern Ansicht sein. In jedem Falle mehr Priester! Die Ernte ist groß. Diesen Teil der seelsorgerlichen Arbeit kann niemand anders übernehmen als mit der Gnade Gottes du, teures, katholisches Volk!

Aus diesem eucharistischen Kongreß, aus dieser glanzvollen Versammlung erhebt sich der Ruf des eucharistischen Heilandes: „Mich erbarmet des Volkes!“ „Was ist die Zahl der Priester für so viele? Gebt mir eure besten Söhne für den Altar und für das arme hungernde Volk!“ Die schönsten Früchte dieses Kongresses wären möglichst zahlreiche Priesterberufe. Katholisches Volk! Nimm die Gottessaat, die hier ausgestreut wird, hinaus in die Heimat und lege sie in die Herzen deiner besten Söhne und gib den Tau deiner Opfer und Gebete und den Sonnenschein echt

katholischen Lebens dazu, und du hast einen großen Teil der Erneuerung der seelsorgerlichen Arbeit getan.

Aber es ist nicht der ganze Teil, der dir zukommt. So wie die Verhältnisse einmal liegen, sind die großen Pfarreien nicht mit einem Schlage geteilt. Und die guten Priester werden zwar von Gott berufen und gesandt, aber sie fallen nicht vom Himmel. Die Seelsorger allein können die Riesenarbeit nicht vollenden. Die Laienhilfe in der Seelsorge muß ihnen zur Seite und zur Verfügung stehen. Es ist ein großes Verdienst des Karitasverbandes, gerade auf diese Seite der Karitas — und es gibt keine schönere — mit Nachdruck hingewiesen zu haben. Wie war das erhebend an diesem Vormittag (der ganze Tag steht unter dem Zeichen der Seelsorge), als der Bischof von Speyer vom Frauenapostolat sprach.

Es ist schön, einen Hungernden zu speisen, aber es ist nicht minder schön, einer hungernden Seele das Brot des Lebens zu brechen und zu vermitteln. Es ist schön, einen Durstenden zu tränken, aber es ist nicht minder schön, ein durstendes Herz zur Liebe des Herzens Jesu zu führen. Es ist schön, einen Nackten zu kleiden, aber es ist nicht minder schön, einem armen Menschenkinde zum Gewande der heiligmachenden Gnade zu verhelfen. Es ist schön, einem, der ohne Obdach ist, Wohnung zu verschaffen, aber es ist nicht minder schön, die heimatlosen Seelen zur Heimat des heiligsten Sakramentes zu führen. Es ist schön, einen Kranken zu besuchen, aber es ist nicht minder schön, wehe und wunde Seelen zu heilen. Es ist schön, einem Toten das letzte Geleit zu geben, aber es ist unendlich viel schöner, einen geistig Toten zum Leben zu erwecken. — In dieser großen Karitas an den Seelen kannst du, darfst du mit-

arbeiten, treues katholisches Volk! Willst du? Ja! So gehe hin und „zeige dich dem Priester", und er wird dir sagen, was du zu tun hast. Und noch eines: Wenn du mitarbeiten willst, so mußt du selbst in innigster Verbindung stehen mit dem, der der Grund, die Kraft und die Krone deiner Arbeit ist, mit dem guten Hirten im heiligsten Sakramente.

Ich darf in diesem Zusammenhange ein Mittel nicht unerwähnt lassen, das vielleicht manchem als außerordentlich und nicht allgemein durchführbar erscheint, und doch nimmt es in der Erneuerung der Seelsorge einen ersten Platz ein: Das ist die Verbindung des Welt- und Ordensklerus, soweit letzterer an der Seelsorge beteiligt ist. Jeder Seelsorger wird die Unterstützung, die Gebet, Opfer und Mitarbeit der Ordensleute ihm sichern, dankbar begrüßen. — Ich sage: die Unterstützung. Und jeder Ordensgeistliche, der weiß, was Seelsorge bedeutet, wird mit allen Mitteln, die er hat, und durch allen Einfluß, den er ausübt, die Autorität des Pfarrers zu stärken suchen. Wenn irgendwer in Eintracht und Liebe und in heiliger Selbstlosigkeit zusammenarbeiten muß, dann ist es der Welt- und Ordensklerus. Wer unter der Sonne so großer Gedanken lebt, wie sie dem katholischen Priester eigen sein sollen, der kann wohl Versuchungen haben, — denn wir sind Menschen — aber alle Nebel des Mißtrauens und der Eifersucht müssen verschwinden, die Ehre Gottes und das Heil der Seelen — das ist für uns das oberste Gesetz.

Der Ordensmann gräbt den Boden durch Missionen, Exerzitien, durch Beichtstuhl und Predigt. Der Pfarrer pflanzt und überwacht, und wir sehen es gern, wenn der Pfarrer sich der Ernte freuen kann. Aber diese Art der

Hilfe ist außerordentlich, und sie wirkt nur dann, wenn sie außerordentlich bleibt.

Ein Mittel sollte in der Pfarrseelsorge nie vergessen werden, das sind die Exerzitien. Mir sagte einmal ein Herr, nachdem ich eine Woche lang Vorträge in einer Stadt gehalten hatte: „Solche Veranstaltungen sind gut; aber das Wichtigste sind doch Exerzitien", und er meinte damit Einzelexerzitien. Bereits hat man in Spanien und Südamerika damit herrliche Erfolge erzielt. In allen Städten und auf dem Lande müßten Exerzitien wieder begonnen werden. Die aus diesen hervorgehen, sind die besten Männerapostel.

III.

„Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen." Der Erfolg liegt bei Gott. Aber ein Erfolg ist sicher zu hoffen, wenn wir möglichst viel von Christus hineinlegen in unsere Arbeit. Das Geheimnis des Erfolges ist die Liebe, die Liebe zu den Seelen. „Wissen ist Macht." — Wir brauchen hochgebildete Priester. Können ist Macht, aber die größte Macht ist doch die Liebe. „Selig die Sanftmütigen; denn sie werden Herren der Erde sein." „O Priesterherz, weit wie das All, glühend wie Apostelliebe." Nur der hat die Menschen gewonnen, der ihr Herz gewonnen hat. „Hätte ich die Liebe nicht, ich wäre nichts." Nicht jede Liebe ist heilig und groß und stark, — heilig, um rein, — stark, um selbstlos, — groß, um umfassend zu sein. Es ist nur die Liebe, die aus Gott geboren ist, jene Liebe, die glaubt, hofft und geduldig ist, die nie aufhört, auch nicht bei Enttäuschungen und Mißerfolgen.

Der großen Seelennot unserer Tage müssen wir die große Priesterliebe gegenüberstellen. Und sie muß sich erneuern in dem, der unsere ganze große Liebe sein soll. Wenn wir ihn recht lieben, werden wir auch das Volk lieben. Dann wird das Band zwischen Priestertum und Volk wieder stärker werden. Ja, katholisches Volk, Volk der Arbeiter, es gibt doch keinen, der dich mehr lieben kann, als der Priester. Sie mögen draußen in der Welt es uns voraustun in vielem Andern, aber keiner soll uns übertreffen in der Liebe zu dir! — Ein Beispiel nur für den innigen Bund zwischen Priester und Volk: der Bürgermeister Lueger und P. Abel S. J.

Instaurare omnia in Christo. Das ist Seelsorgearbeit. Wer aber zu dieser Instauratio den tiefsten Grund und an ihr den vornehmsten Anteil haben soll, das ist der Seelsorger selbst. Erneuerung der seelsorgerlichen Arbeit hängt von der Erneuerung des Seelsorgers ab. Was hier zu sagen wäre, gehört nicht hierher und steht nicht mir zu. Es wäre Prophetengeist und Prophetenmacht notwendig, um das recht zu sagen, und Prophetenmut, um des Propheten Los recht zu tragen. Ich will statt dessen etwas von drei Priestern erzählen:

Ein Priester wurde — so erzählte uns im Priesterseminar St. Peter auf dem Schwarzwald — (ich grüße dich aus weiter Ferne, du mein geliebtes, unvergeßliches St. Peter!) — unser hochverehrter damaliger Regens, der heutige Domkapitular und Prälat Jakob Schmitt in Freiburg — auf eine abgelegene Gemeinde in einsamer Höhe des Schwarzwaldes versetzt. Auf die Frage eines Besuchers, ob er sich nicht zu einsam fühle und ob die Stelle nicht zu schwer sei, ant-

wortete er: „Jesus ist ja auch da, Jesus im heiligsten Sakramente.“ —

Und eine andere Geschichte: Einst predigte — so hörte ich von einem Religionslehrer erzählen — der frühere Pfarrer von Genf und spätere Bischof und Kardinal Mermillod über das heiligste Sakrament. Ein Andersgläubiger war zugegen und hatte für Predigt und Prediger nur Zweifel: „Ob er selbst wohl an das Sakrament glaubt?“ Er beschloß, zu prüfen. Er hatte gehört, daß der Pfarrer des Nachts oft allein in der Kirche zu sein pflegte. Nun wollte er sehen, ob sein Benehmen seinen Glauben beweise. Er ließ sich, dem Priester verborgen, in die Kirche einschließen und wartete. Es war sehr spät, Mitternacht schon, als der Riegel der Sakristeitür knarrte und bald darauf der Pfarrer, sichtbar im Schein des Ewigen Lichtes, im Chor der Kirche erschien. Und der Kalvinist sah, wie sich der Pfarrer in tiefer Ehrfurcht vor dem Altare verneigte, und wie er dann sich niederwarf und auf dem Boden des Presbyteriums lange Zeit in tiefer Andacht betete; er hörte seine Stimme und vernahm wie Schluchzen. Lange, lange blieb er so. In dieser Nacht ward dem andern die Gnade des Glaubens. —

Und endlich: Ein Priesterkandidat, den Gottes unerforschliche Barmherzigkeit aus Irrtum, Unglück und Elend zum Priestertum gerufen, lag in der Mitternachtsstunde vor seiner Priesterweihe vor dem heiligsten Sakramente: der Rückblick auf die Vergangenheit gab ihm Grund, mit Zittern an die Zukunft zu denken. Aber er wollte um jeden Preis ein guter Priester werden. Da kam unter Tränen das heiße Gebet aus seiner Seele über seine Lippen: „O Herr und Heiland! Vor dir liegt meine Zukunft. Solltest du sehen, daß ich eines Tages das Unglück hätte, das Priestertum in

meiner Person zu entehren, so laß mich sterben, sterben in dieser Nacht noch!" —

Meine Herren! In diesen drei Geschichten liegen, — ich glaube im Namen meiner Mitbrüder sprechen zu dürfen, — drei Gelöbnisse ausgesprochen, und sie sind das Siegel auf die Erneuerung unserer seelsorgerlichen Arbeit:

Jesus ist da! Ich will also vertrauen! Ja, er ist da! O, meine Freunde, wir wissen ja gar nicht, welch ein Reichtum an Kraft, an Macht, an Gnade und Frieden im heiligsten Sakramente ruht. Mag uns Gott nehmen, was er will, wenn er nur diesen Lebensbaum im Paradiese unserer Kirche läßt! Von diesem Paradiese gehen Lebensströme aus auf alle seelsorgerliche Arbeit und durch sie auf alle Gebiete des Kulturlebens. Wenn die letzte Messe gefeiert, die letzte Kommunion erteilt und das letzte Ewige Licht erloschen ist, dann ist die Welt reif zum großen Tage des Gerichtes.

Jesus ist da! Ich will beten, viel beten für die unserer Sorge anvertrauten Seelen. Tausende und Tausende von Priestern tun es dem Genfer Pfarrer nach und halten ihre Anbetungsstunde vor dem heiligsten Sakramente. Hier, wo des ewigen Lebens Quellen fließen, strömt auch der Sakramentssegen auf alle Arbeit am Heil der Seelen. Und er geht nie aus.

Jesus ist da! Ich will opfern! Und ein heiliges Gelöbnis steigt auf zum Himmel vor dem Angesicht der Vertreter unserer heiligen Kirche und vor dir, katholisches Volk! Getragen von deinem Vertrauen, gehalten von den starken Liebesarmen des eucharistischen Erlösers, wollen wir treu sein in Gebet und Arbeit und Sorge und Opfer für dich bis um Tode!

So nimm es hin, unser Gelöbnis, katholisches Volk! Nimm es auf, o großer Gott, und gib deiner Kirche Hirten nach dem Herzen Jesu! Hirten voll Weisheit und Kraft, voll Mut und Opfersinn, — dir zur Ehre, der Kirche zum Heil, der Menschheit zum Segen.

Instaurare omnia in Christo.

25. Der Kreuzzug des 20. Jahrhunderts[1].

Hochwürdigste Herren Bischöfe!

Hochverehrte Versammlung!

In hoc signo vinces! Im Zeichen des Kreuzes steht dieser Katholikentag. Zwar jeder der 59 vorausgegangenen stand in ihm. Denn es ist kein Heil als in dem Kreuz zu finden! Aller Segen geht von ihm aus. Aber in dem Jubeljahre der kirchlichen Freiheit erstrahlt das Kreuz über Rom und der Kirche in besonderer Pracht. Auch für die Menschen unserer Tage gilt: In hoc vinces. Und wie Konstantin das Zeichen am Himmel zum Bundeszeichen der christlichen Banner machte, die ihn zum Sieg und die Kirche zur Freiheit führten, so will diese Katholikenversammlung den Segen des Kreuzes in jedem einzelnen und in den vielen neu aufleuchten lassen und alle zu jener Freiheit rufen, die den Sieg des Kreuzes verbürgt.

Ich möchte, da mir die Aufgabe zugefallen, über die Entchristlichung des öffentlichen Lebens zu sprechen, in diesem Zeichen bleiben und ausführen, was ich, als mir zum erstenmal auf einem Katholikentag zu reden der hohe

[1] Rede, gehalten auf der Katholikenversammlung zu Metz, 1913.

Auftrag geworden war, angedeutet hatte: ich bin damals in nichtkatholischen Kreisen vielfach mißverstanden worden. Schon deswegen möchte ich an dieser Stätte, von wo aus das Wort viel weiter reicht als auf irgendeiner Kanzel, an das früher Gesagte anknüpfen und in dieser wohl letzten Rede[1], die mir bei einer solchen Gelegenheit zu halten obliegt, aussprechen, was da und dort bei verschiedenen Anlässen ausgesprochen wurde, als Andenken für jene, zu denen mich mein Apostolat führte, und zur Erinnerung an diese Stunde: ich möchte das Kreuz in die Seelen leuchten lassen und möchte auch heute und hier zu einem Kreuzzug aufrufen — zu dem Kreuzzug des 20. Jahrhunderts. Die Idee ist nicht neu, aber es kommt nicht darauf an, um jeden Preis Neues zu sagen, sondern zu nützen; die Idee ist anspruchslos, aber es kommt nicht darauf an zu glänzen, sondern Gutes zu tun. Die Idee erinnert an das Mittelalter, aber sie ist heute noch so modern wie nichts anderes — so modern, als das Kreuz modern bleibt und der an ihm verblutete Christus: „gestern und heute und derselbe in alle Ewigkeit" — modern wie nichts anderes, weil das am meisten modern ist — nicht was den Fehlern und Irrtümern einer Zeit schmeichelt, sondern was sie hält und vor Übel bewahrt. Die Idee klingt so kampfeslustig und kriegerisch, und doch dient sie nichts anderem als dem Frieden. Einst zogen sie durch unsere Lande, Peter von Amiens, der heilige Bernhard und Johannes Capistran —

[1] Dies vielfach nach seinem baldigen Tode als auffällig vermerkte Wort sollte in Metz nichts anderes besagen, als den festen Entschluß des Redners, fortan nicht mehr in großen öffentlichen Versammlungen zu reden, sondern nur noch in Kirchen zu predigen. (D. H.)

das Heilige Land galt's zurückzuerobern. Nicht um Jerusalem, das alte, handelt es sich jetzt, nicht um Palästina, so teuer es uns auch ist, sondern um das neue Jerusalem, um den Boden, aus dem das Beste wächst, was wir haben: das Volkswohl und der Menschheitsfrieden, Menschenehre und Seelenglück. Das Heilige Land der christlichen Gesellschaftsordnung wiederzuerobern, das, was noch unser ist, zu schützen, es zu verteidigen, bedarf es eines von den höchsten Idealen und der stärksten Begeisterung erfüllten, organisierten, geschlossenen, zielbewußten, opferfreudigen, tapfern Heeres, bedarf es der Männer und Frauen, die zur Fahne schwören, die Kreuz Christi heißt: In hoc signo vinces! In diesem Zeichen ist uns der Sieg sicher.

Wir müssen zunächst uns den Umfang des Unternehmens und die Größe der Gefahr vergegenwärtigen, die in der Entchristlichung des öffentlichen Lebens vor uns liegt, wir müssen unsere Aufgabe erkennen und unsere Waffen bereithalten zum Kampf gegen die Entchristlichung, und wir müssen alle, jeder an der ihm zugewiesenen Stelle, das Kreuz aufrichten und unser Bestes leisten bis zum Ende: In hoc signo vinces! Zum Kreuzzug also im 20. Jahrhundert, gegen die Entchristlichung des öffentlichen Lebens![1]

I. Die Gefahren.

Ein bekannter Professor der Philosophie hat in der Einleitung zu seinem Werk „System der Ethik" eine lebhafte Schilderung des Gegensatzes gegeben, den mittelalterliche und moderne Weltanschauung schon in der äußeren Er-

[1] Vgl. hierzu P. J. M. Monsabré O. Pr., Discours III (Paris 1897) 177 f.

scheinung des Stadtbildes bieten. Seien ehedem die religiösen Gebäude die beherrschenden gewesen, so seien es heute die großen, weltlichen Zwecken dienenden Bauten. Diese architektonische Säkularisation sei wiederum nur ein Bild der Säkularisation des Wissens und Lebens. Wie ehedem alles aufs Jenseits, so weise heute alles aufs Diesseits hin. Das Bild, und was es sagen will, ist, Gott Dank, nicht ganz berechtigt. Noch ragen die alten mächtigen Dome des Mittelalters zum Himmel auf, noch ist Stadt- und Dorfbild zumeist von den Kirchen beherrscht, und wohl in keiner Periode der christlichen Zeitrechnung sind innerhalb eines engen Zeitraumes so viele neue Gotteshäuser entstanden, als in den letzten Jahrzehnten. Noch ist das Christentum in der Welt, noch lebt sein Einfluß in Hunderten von Institutionen und in Millionen Menschen, selbst in solchen, die für ihre Person keinen Gebrauch mehr vom Christentum machen. Erst wenn es ganz ausgeschaltet werden könnte, würde die Welt erkennen, daß sie nicht Bestand hat ohne den Grund- und Eckstein, der Christus heißt.

Und doch, meine Verehrtesten, ist das Bild anderweit nicht unberechtigt.

Wenn die Kreuzzugsprediger des Mittelalters durch die Lande zogen, um im Auftrag der Päpste ein Kreuzheer aufzurufen, schilderten sie die Greuel der Verwüstungen in dem Heiligen, den Herzen durch Christus so teuren Land — zerstörte und besudelte Tempel, geschändete Kruzifixe, mißhandelte Frauen und Kinder — und ein Wehruf ging durch die christlichen Lande, ein Wehruf, der nach Hilfe schrie, zu der Gott sie rief: „Deus le volt — Gott will es!"

Die Wirklichkeit, das Bild von ehedem, bleibt hinter dem zurück, was moderne Kreuzzugsprediger zu schildern haben.

Der Ruf, der zum erstenmal erscholl, als das Böse in die Welt trat: „Nolumus hunc regnare super nos — wir wollen nicht, daß Christus über uns herrsche", ist zu keiner Zeit ganz verstummt. Er ward zum Wutgeheul, als Christus erschien und der Segen des Christentums begann, über die Erde zu gehen. Aber das Kreuz siegte über den äußeren und auch über den inneren Feind, und als ein Jahrtausend zu Ende ging, *da strahlte in wunderbarer Pracht das Kreuz in der Mittagssonne der christlichen Welt.*

Jahrhunderte dauerte dieser Mittag. Aber unheimliche Mächte waren am Werk. Das *Heidentum erwachte* wieder und pochte an die Christenheit. Es mußte seine glänzendste Seite, die Kunst, zeigen, um Aufnahme zu finden. Erst einmal eingedrungen, begann der Feind seine zersetzende Arbeit. Nicht immer zeigte er sein wahres Gesicht, bis er Fuß gefaßt hatte: da ging der schrille Ton durch die Welt: Ecrasez l'infâme. Die Revolution kam, und als die Welt aus der Betäubung erwachte, in die sie die Schrecken versetzt hatten, erkannte sie, daß sie nicht mehr christlich war. Zwar stand und steht die Kirche, und in ihrer Kuppel leuchtet das Wort, das im Petersdom zu Rom die göttliche Verheißung kündet — und das einst in der Kuppel des Doms leuchten wird, den wir Weltgeschichte nennen: — non praevalebunt, sie werden sie nicht überwältigen — und in ihrem Allerheiligsten steht lehrend, opfernd, segnend Christus, und über ihr strahlt das Kreuz. Noch waren und *sind* Millionen Christen, auch außerhalb der Kirche, und es war eine hocherfreuliche Kundgebung, die vor Jahren in Berlin 10000 evangelische Christen in der Bekundung des Glaubens an Christus einte und bewies, daß auch dort

noch Christentum lebt. Wollte Gott, daß alle jene von dem Geiste erfüllt wären, der aus dem Worte Kaiser Wilhelms I. spricht, der einmal im Gespräch mit Bismarck über Orthodoxie im protestantischen Sinne auf die von dem Fürsten gegebene Definition, orthodox seien jene, die an Christus als den Sohn Gottes glauben, der für die Sünden der Welt am Kreuz gestorben ist, geantwortet hat: „Ja, ist denn jemand so von Gott verlassen, daß er daran nicht mehr glaubt?"

Und doch, das Leben der gegenwärtigen Menschheit, wie es sich nach außen kundgibt, trägt unverkennbare unchristliche, wenn auch nicht antichristliche Züge — wenn man unter Christentum versteht, was Christus von sich bekannte, was die Apostel von ihm ausgesagt und die christlichen Jahrhunderte verkündet haben: den Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes, den Erlöser und Heiland der Welt, und das Leben nach diesem Glauben. — Zwar verlangt man noch vielfach den Taufschein und den dekorativen christlichen Einschlag bei gewissen Anlässen. Daß noch viele Kreise in Militär und Beamtenschaft christlich erscheinen, liegt zu einem großen Teil an dem Beispiel unseres Kaisers, dem Deutschland nicht genug danken kann für sein mannhaftes Bekenntnis zum Christentum. Bei vielen ist aber ihr Christentum das, was Nordau die religiöse Lüge, eine von den Kulturlügen der Menschheit, nennt. Aber die das öffentliche Leben bestimmenden und führenden Größen, Mächte und Strömungen sind zum größten Teil unchristlich. Der Zustand von heute ist Jahrhunderte hindurch langsam und sicher vorbereitet. Vergegenwärtigen Sie sich die Theorien über die Grundlagen des öffentlichen Lebens im rechtlichen und politischen Sinne, über Staats-

und Völkerleben von der Renaissance angefangen bis zur Gegenwart, von Machiavellis Buch De principe, der die Politik zur Domäne des brutalsten Egoismus macht, zu Hugo Grotius, Kant und Fichte, die das Recht von der Moral loslösen, bis Hobbes und Rousseau, die den Staat und die Staatsgewalt von Gott trennen, an dessen Stelle Hegel den Staat selbst als den präsenten Gott setzt; alle diese Theorien bedeuten eine fortlaufende Arbeit zur Entgöttlichung und Entchristlichung des öffentlichen Lebens. Nun sehen Sie die modernen Großmächte des öffentlichen Lebens, — ich meine auch hier nicht die Großmächte im politischen Sinne, wiewohl auch in dem sogenannten Konzert der Mächte das Kreuz und das Christentum auch nicht einmal eine einzige Note zu spielen haben, und wiewohl die Wirren auf dem Balkan das Hohnlachen der nichtchristlichen Nationen auf die christlichen Völker geradezu herausgefordert haben. — Ja wenn ein Funken jener großen Gedanken und jener edlen Begeisterung in diesen sogenannten christlichen Völkern geglüht, wenn etwas von jenem Wehruf nachgezittert hätte, der im Jahre 1453 durch Europa ging, als Konstantinopel — die Stadt Konstantins wohlgemerkt, in der ein Jahrtausend das Christentum geherrscht, in diesem Heiligtum das heilige Opfer gefeiert und über dessen Spitzen das Kreuz gefunkelt hatte, wenn sie durch Schonung und Milde sich des christlichen Namens würdig gemacht hätten — doch still davon, es ist gut, daß das Spiel zu Ende ist — nur schade um das Menschenblut, das dafür vergossen ward — nur schade um den christlichen Namen; ich will auch nicht reden von der eisernen Notwendigkeit, die christliche Völker bis zu den Zähnen in Waffen starren läßt, um sich voreinander zu schützen — ich weiß wohl, es ist

leider notwendig — aber daß all das dem Ideal des Christentums entspreche, wird doch im Ernst kein Mensch behaupten — aber das alles meine ich nicht, ich meine jene Großmächte, die die öffentliche Meinung bilden und das öffentliche Leben in weitem Sinne, die Großmacht Wissenschaft, die Großmacht Presse, die Großmacht Kunst und Literatur.

All diese Mächte, in deren Heerbann der große Menschenhaufe unserer Tage geht, selbst wieder eine aber Tausende mit sich fortreißende Macht — alle die Götzen unserer Tage, die an Stelle des einen Gottes und seines Christus getreten sind, haben ausgesprochen antichristliche Tendenzen. Die Großmacht Wissenschaft, die die meisten ihrer Anhänger in den Wahn geschlagen hat, als sei sie die Wahrheit, während sie — wie Faulhaber in seiner herrlichen Rede so schön gesagt hat — ja nur ein Weg zur Wahrheit sein soll, hat längst die Tempel des Glaubens im öffentlichen Leben niederzureißen versucht.

Der Monismus, der moderne Buddhismus, das Freidenkertum, die Freimaurerei, die Sozialdemokratie bedeuten, wie viele atheistische oder antichristliche Bekenntnisse, so viele Organisationen und Verbände, deren Arbeit und Ziel die Entchristlichung des öffentlichen Lebens ist. Vom liberalen Theologen angefangen durch alle Nuancen, in allen Schichten der Gesellschaft, in allen Tonarten, vom leisen, zaghaften Geständnis noch mit christlichen Traditionen verwachsener Kreise bis zum offenen und fanatischen Sturm gegen alles Christentum geht der Ruf: Nolumus hunc regnare super nos — Christus hat uns nichts mehr zu sagen! Hinaus mit dem Kruzifix aus allem öffentlichen Leben, aus allen Straßen und Plätzen, aus Gerichtssaal und Parlament,

aus Schule und öffentlichen Gebäuden — die antichristliche Wissenschaft hat sich der Universitäten — auch Gymnasien gibt es, die nicht ganz frei davon sind — bemächtigt und empfindet, da wo sie sie dulden muß, die theologischen Fakultäten als einen unerträglichen Anachronismus; sie schließt den Bund mit der andern modernen Großmacht, der Presse, um durch die Macht des Kapitalismus ihre antichristlichen Tendenzen zu popularisieren. Und diese Presse, das Sprachrohr und die Schule der öffentlichen Meinung, steht zum weitaus größten und einflußreichsten Teil nicht im Dienste ewiger Ideen, sondern im Dienste des Kapitals, insbesondere des jüdischen, mit Vernachlässigung, Nichtbeachtung oder nur zu offener aggressiver Haltung gegen alles Christentum. Die Literatur singt von Schillers „Götter Griechenlands" an mit seiner blasphemischen Klage: „Einen zu bereichern von uns allen, mußte diese Götterwelt vergehn", einen dithyrambischen Hymnus auf das unchristliche Leben, und noch neuerdings hat Gerhard Hauptmann, der Dichter Norddeutschlands, den traurigen Mut gehabt, seine Pythia orakeln zu lassen:

„Europa, du, dem Christengotte untertan!
Du, seit der Griechengötter Flucht mit Nacht bedeckt."

„Noch nicht geboren ist Europas Friedensfürst,
Nicht der Erlöser, ob man viele Tempel auch
Ihm schon geweiht; wer anders sagt, spricht lügenhaft."

„Nein, dieser Friedensfürst, dem Lob sie singen, er
Hat immer nur des Krieges wilden Brand entfacht.
Und seine Diener sinnen solche Martern aus,
Wie sie kein Teufel je erdacht in Fleisch und Blut."

Das alles ist auf das Leitmotiv gestimmt: Nolumus hunc regnare super nos. Ich habe die Bühne genannt, wenn ich Hauptmann nenne. Auch die Kunst, „die Enkelin Gottes", wie Dante sie nennt, die Tochter der Religion, mit ihr aufs innigste in ihrem Wesen und ihrer Geschichte verbunden: die Himmelstochter Kunst ist unter dem Einfluß dieses antichristlichen Geistes vielfach zur Dirne geworden die den Stoff kredenzt, aus dem die Menschen den Rausch des Lebens und das Gift des Todes trinken. Das gilt von der Kunst insbesondere, die am meisten den Geist der Zeiten widerspiegelt, der dramatischen. Das Theater, eine Großmacht ersten Ranges im öffentlichen Leben, ist dem Christentum nahezu verschlossen. Ehedem gehörten gerade die dramatische Kunst und die Religion innig zusammen. Das menschliche Genie steht hier in seiner höchsten Höhe in engster Verbindung mit dem Grundgeheimnis des Christentums, der Erlösung. Die am tiefsten den Menschen erfassende, die hinreißendste Kunst, die der Bühne, sollte nach Schillers Wort und Willen eine Verstärkung der Religion und Gesetze werden, und sie untergräbt dieselben; sie sollte eine Schule der höchsten Tugend sein, und sie ist vielfach eine Schule des Lasters geworden; sie sollte ein Spiegel der Geschichte sein, und sie ist ein Zerrbild derselben; sie sollte eine Schule der Bildung sein, und „wer erzählt uns — um mit Molitor zu reden — das ganze Elend so vieler Herzen, welche, geblendet von dem falschen Zauber unserer Bühne, berauscht von den Leidenschaften, die sie verherrlicht, verlockt von der Sünde, deren glänzenden Erfolg sie vorspiegelt, mit der Religion, die dort verspottet wurde, auch den Halt und Ernst verloren, um einem geistigen Verderben anheimzufallen, aus welchem es für sie kein Auferstehen gibt!"

Und erst das Leben! Ja, „es lebe das Leben!“ Als ob der Zustand des Rausches eine Erhöhung der wahren Lebensfreude bedeutete! Das Erwachen und die Ernüchterung konnten nicht ausbleiben. Und was sie sahen, ist namenloses Elend. — Sie haben uns eine Moral ohne Gott und ohne Christus verheißen. Das sagt sich leicht, solange man nicht die Probe machen muß. Aber: an den Früchten werdet ihr sie erkennen! Und das Erkennen ist grauenvoll. Wie die Pest dem Krieg, so folgt dem Kampf gegen alles Heilige, gegen das Christentum und die Kirche, die sittliche Fäulnis. Ein Gift geht durch den Organismus des Volkes, dessen zersetzende Arbeit uns dem Verfall entgegenführt. Ein entsetzlich langer Zug vom Laster gezeichneter Menschen, aber Tausende geschändeter Mädchen, das unablässig sinkende sittliche Niveau, trotz aller Erfolge technischer Kultur. Man lacht über den Begriff „Sünde“; wenn nichts mehr absolut wahr ist, ist auch nichts mehr heilig. Alles ist erlaubt, die größten Verbrechen finden Verherrlichung oder doch Interesse, eine Sittenlosigkeit frechster Art, die ungescheut in die Öffentlichkeit dringt, das Gewand der Kunst stiehlt, um zur Not ihre Scheußlichkeit zu decken, eine durch die ganze Skala der Raffiniertheit getriebene Genußsucht, oft bis zu Dingen, die an die Orgien der sinkenden römischen Welt erinnern — wahrlich, es bedarf keines Peters von Amiens, um diese Greuel zu schildern; sie sind so handgreiflich, daß nicht nur Theologen und Pädagogen, sondern weite Kreise einsichtiger Männer die Größe des Übels zur Abwehr zwingt. — Aber kein kategorischer Imperativ, keine ethische Kultur, keine selbstgegebene Moral werden hier zum Erfolg führen. Es bedarf höherer Macht, als Menschen haben, um diesem Verderben

Einhalt zu tun. Unendlich viel edle Kraft ist schon zerstört.

In einem der letzten Kriege wurde der Sproß einer altadeligen Familie, ein junger Offizier, der einzige Sohn seiner Mutter, die Witwe war, von feindlichen Kugeln durchbohrt und starb mit vielen Soldaten seines Regiments den Heldentod. Der Kommandeur gab der Mutter davon telegraphische Nachricht. Ihres Alters und ihres Schmerzes nicht achtend, reiste sie auf das Schlachtfeld. Sie wollte ihren Sohn wenigstens als Leiche noch einmal sehen. Von einem Offizier begleitet, durchwanderte sie die Reihen der Gefallenen, ihren Einzigen zu suchen. Da endlich! Und sie kniet nieder, die Seite ihres Sohnes in den Armen, und mit einer vom schwersten Leid durchzitterten Stimme ruft sie aus: „O Feind, was hast du mir geraubt, o Krieg, was hast du mir genommen!“ — Ich kenne eine Mutter mit ähnlichen Schmerzen, die zu den das öffentliche Leben heute beherrschenden antichristlichen Mächten sagt: „O Feind, was hast du mir geraubt! O was habt ihr uns genommen!“ Ihr fragt nichts danach, was kommen wird: Après nous le déluge, wenn nur wir noch unser Vergnügen haben! Warum habt ihr unsern Glauben zerstört, ohne einen Ersatz dafür geben zu können? Warum habt ihr die Ideale zertrümmert, um uns mit euren ohnmächtigen Idolen zu betrügen, warum uns den christlichen Boden zerstampft, auf dem unsere Geistesnahrung wuchs, warum den Brunnen vergiftet, aus dem wir tranken, warum unsere Kraft gebrochen, warum ins Mark des Volkes dieses entsetzliche Gift träufeln lassen? Warum? Warum habt ihr das Elend vergrößert, das Leid vermehrt und dem armen Volke den Heiland und Erlöser genommen? Ach! Ihr glaubt, die

soziale Gerechtigkeit und die wirtschaftliche Höhenlage werde erlösende Kraft bringen, und ihr vergeßt, daß in der Fülle irdischer Gaben die Sehnsucht nach dem Unendlichen stärker wird, ihr vergeßt, daß alle Gerechtigkeit nur Sinn hat, wenn sie in dem ewigen Fundamente Gottes verankert ist. Ihr gebt uns eine verfeinernde „Seifenkultur" und wißt doch, daß sie die Seele nicht rein machen kann, ihr weiset uns an die Stärkung der Muskeln und die Pflege des Körpers und tut alles, um uns eine vollendete öffentliche Hygiene zu geben — und wir danken euch — aber wir brauchen auch moralische Kraft zum Entsagen und Opfern. Ihr beruft euch auf die Erfolge der modernen Kultur — und wir bewundern daran alles, was in ihr gesund, groß, frei macht, — aber ihr vergeßt, daß wir eine Seele haben, und daß die Seele aller Kultur Christus ist — gestern, heute und in Zukunft. Die Jahrhunderte verkünden ihn, den Schlüssel für das Verständnis der Weltgeschichte, den Einzigartigen, nie Erreichten und Unerreichbaren für alle Zeiten, den, der die Welt auf allen Gebieten erneuert, der uns eine neue unersetzlich segensreiche Welt gegeben, neue Kräfte erschlossen, neue Ziele gewiesen hat, ihn, der gesetzt ist zur Auferstehung und zum Falle, je nachdem man zu ihm steht. — Wenn ihr ihn nicht wieder sucht, werdet ihr erfahren, daß das sittliche und soziale Elend größer, das Unrecht schreienber, der Egoismus begehrlicher werden, daß Unzufriedenheit und Groll wachsen und deuten, wie ferner Donner des Himmels auf die kommende Katastrophe deutet.

Wahrlich, die Zeiten sind schwer und ernst, die Gefahr groß und drohend. Ihnen zu begegnen und der großen Stunde, in der wir leben, uns wert zu erweisen, ist unsere

heilige Pflicht. Es gilt vor allem, Stellung zu nehmen: Entscheidung und Scheidung! ruft die Stunde — das alte Bild von den zwei Bannern bezeichnet am besten die Situation. Das alte große Thema der Weltgeschichte, Kampf zwischen Glauben und Unglauben, zwischen Gottesrecht und Menschensatzung, zwischen Tugend und Laster, zwischen Egoismus und Liebe, zwischen Gut und Bös, zwischen Christentum und Heidentum steht vor uns: hie Christ — hie Antichrist! Für Christus gegen die Mächte der Finsternis — das ist der Kreuzzug im 20. Jahrhundert, zu dem ich aufrufen möchte.

II. Die Aufgaben.

Wir kämpfen nicht gegen Personen! Menschen, die ausharren, lieben wir, Personen, die uns fluchen, segnen wir; für die Personen, die uns bekämpfen, beten wir. Wir kämpfen für unsern heiligen Glauben gegen den Unglauben, indem wir eine Bedrohung und Vernichtung der wertvollsten Errungenschaften abendländischer Kultur und unseres zeitlichen und ewigen Glückes bekämpfen.

Wir kämpfen nicht gegen andersgläubige Christen. Begeisterte Söhne unserer heiligen Kirche, in unerschütterlichem Glauben an Jesus Christus, den Sohn Gottes und Heiland der Welt, begrüßen wir freudig alle jene, die, wenn sie auch nicht in unsern Reihen stehen, doch an den Flanken den gemeinsamen Feind bekämpfen.

Wir kämpfen mit allen Mitteln, die uns Gott in die Hand gegeben. Wir bekämpfen vor allem in uns selber den Feind. Das ist das Glorreiche in jedem Menschenleben, daß es die Entscheidung in sich selber trägt, daß ein jeder an sich zuerst den Sieg des Guten sehen

kann gegen alles, was dem Geist Christi zuwider ist. Und von der Walstatt im eigenen Herzen zur Aufrichtung des Reiches Gottes in der Familie und von da hinaus ins öffentliche Leben! Auf zum heiligen Kampf!

Laßt uns die Reihen bilden! Ich rufe zuerst die jungen Männer und unter ihnen mit dem Wort Karl Bachems die Studenten: „In die Front mit euch!" Auch das Vaterland wendet sich zuerst an euch im Ernstfalle. In der ernstesten Stunde, die diese Erde erlebt hat, seid ihr in Johannes, dem jungen Manne, zunächst am Kreuze gestanden. Ihr seid am meisten begeisterungsfähig, ihr müßt Ideale haben, daß eure Herzen höher schlagen und eure junge Seele nur vom reinsten Feuer erglüht! Erfüllt vom Geiste hoher Ritterlichkeit, kämpft für Gottesehre und Frauenehre! In die Kreise junger Männer hat der Feind, den wir bekämpfen, die schrecklichsten Verheerungen gebracht. Er hat sie gebracht im Namen der Freiheit, Freiheit allem Bösen und Fesseln allem Guten, und so viele sind aus freien Menschen Knechte geworden: Sinnenknechte, Gewohnheitsknechte, Menschenknechte, Meinungsknechte und Massenknechte — aber „der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte". Und nie ist die Welt zu einer stolzeren und schöneren Freiheit aufgerufen worden, als durch das Christentum.

Studenten, Gymnasiasten, Kaufleute, Arbeiter, Soldaten, schützt unsere heiligsten Güter und rettet sie hinüber in die Zukunft. Laßt sie lachen, die euer spotten; wer kein Lächeln des Spottes vertragen kann, des billigen Spottes der allzuvielen, ist nicht tauglich für den Zug des Kreuzes, das den Heiden eine Torheit ist; wir sind doch die Retter der Welt, unser ist die Zukunft, — denn sie ist Gottes.

Nehmt das Kreuz, ihr Männer und Väter! Den Aufruf an Sie, meine Herren, will ich in die Worte kleiden, die ein gottbegnadeter Dichter den Männern gewidmet hat. Man kann es nicht schöner und eindringlicher sagen, und ich freue mich, wenn das Gedicht, das wahrlich einen Preis verdiente, zum Teil wenigstens, in weiten Kreisen bekannt wird. Es ist von dem Tiroler Dichter Bruder Willram und trägt die Überschrift: „Was wir wollen?" Und er antwortet:

„Wir wollen Männer, mutig, ohne Wanken,
Nicht Schwächlinge, die gleich dem Schilfrohr schwanken,
Das jeder Windhauch rasch zu Boden fällt;
Wir wollen Eichen und nicht Efeuranken,
Die alles nur dem hohen Titel danken,
An welchem klammernd sich ihr Dasein hält!

Wir wollen Männer wie von Stahl und Eisen —
Und Memmen nicht, die nur mit Worten gleißen,
Um fremde Gunst und eignen Ruhm besorgt.
Wir wollen Männer, die sich tauglich weisen,
Dem Feind des Volkes vom Gesicht zu reißen
Die Lügenmaske, die man frech geborgt.

Wir wollen Männer und nicht Wetterfahnen,
Die bei des Sturmes erstem, dumpfem Mahnen
Sich ächzend schon um ihre Achse drehen:
Wir wollen Männer, die mit Siegesahnen
Durchs Kampfgewühl uns stolz die Pfade bahnen,
Auf denen jauchzend wir zum Ziele gehn!

Wir wollen Männer heut in trüben Tagen,
Die hoch des Kreuzes heilig Banner tragen,
Trotz Haß und Hohn in starker, kühner Hand;
Wir wollen Männer ohne Furcht und Zagen,
Die glaubenstreu die Schlachten Gottes schlagen,
Für unser Volk, für unser Vaterland!"

Meine Verehrten! Wenn die Kreuzzugsprediger die Männer für die große Sache gewonnen hatten, war ihre Aufgabe getan. Sie hatten nur Frauen und Kinder zu trösten, deren Männer und Väter Abschied nahmen, und sie zum Gebete aufzufordern für Sieg und Heimkehr. Nicht so hier! In diesem Kreuzzug müssen alle kämpfen, auch die Frauen. Ja, gerade die Frauen! Wenn irgend etwas, dann ist gerade die Geschichte der Frau ein Beweis für den Segen und die Notwendigkeit des Christentums. Nicht ein Theologe, sondern ein ganz moderner Gelehrter, Paulsen, hat den Ausspruch getan: „Erst das Christentum hat den Sinn für den Reichtum und die Schönheit der weiblichen Natur erschlossen; durch das Christentum ist die Frau geworden, was sie ist." Wenn irgend wer, dann sollte die Frau dem Christentum dankbar sein. Anschauungen, wie die Kants, der die Frau nur als Hausfrau wollte, deren einzige Wissenschaft der Mann sei, oder Schopenhauers, der von der Dame als dem Produkt europäischer Zivilisation und christlich-germanischer Dummheit sprach, oder Nietzsches, der über die Frau nur orientalisch denken konnte, und die große Vernunft Anicus pries, die der Frau die gebührende Stellung zugewiesen habe, und Mißhandlungen der Frauenehre, wie sie in geradezu schmachvoller Weise die Prostitution aufweist, sind wahrlich nicht auf dem Boden des Christentums gewachsen. Man kann die Frau nicht höher stellen, als es Christus getan. Und wenn es dem Unglauben gelingen sollte, das Christentum einmal ganz auszuschalten aus dem Leben unseres Volkes, dann würde, auch wenn die Frau politisch und rechtlich dem Manne völlig gleichgestellt wäre, niemand die heilige Rache der beleidigten und vertriebenen Religion mehr erfahren als die Frau. Darum nehmt das

Kreuz, ihr christlichen, ihr katholischen Frauen. Um der immer weiter um sich greifenden Entchristlichung des öffentlichen Lebens zu begegnen, um zu verteidigen, was noch nicht verloren ist, bedarf es der Organisation der gläubigen Frauen. Darum heißt am Kreuzzug im 20. Jahrhundert teilnehmen für die katholischen Frauen: sich der gesegneten und segensreichen Organisation des katholischen Frauenbundes anschließen. Durch ihn vor allem spricht auch die katholische Frau ein Wort mit im öffentlichen Leben der Gegenwart. Oder soll, wenn antireligiöse oder religiös gleichgültige Frauen sich zu Verbänden einigen, um im Namen der Frauen für die Frau in Gegenwart und Zukunft Entscheidungen zu treffen, das Wort der christlichen Frau fehlen? Das wäre eine ungeheure Verantwortung vor Gott und der Zukunft. „Auf wessen Seite die Frau steht, da ist der Sieg", hat einst Bebel gesagt. Wohlan denn, Sie müssen mit in das Kreuzheer. Was Schiller den Künstlern zugerufen, das gilt auch Ihnen: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben; bewahret sie, sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!"

Wahrlich, es ist höchste Not! In einer Zeit, wo ein erschreckend großer Teil auch deutscher Frauen — einst so hochgerühmt in der Welt — in geistloser Oberflächlichkeit, vergessend die Tiefen und den Reichtum ihrer Seelen, mit Flirt und Tand ihre Tage füllen; in einer Zeit, wo deutsche Frauen die Auswüchse der Frauenmode nachäffen, die ausländische Koketten und Kokotten erfunden haben, in einer Zeit, die jener gleicht, die Tacitus geschildert: Corrumpere et corrumpi saeculum vocatur — verführen und sich verführen lassen, das ist die Signatur der Zeit; in Tagen, wo die freie Liebe gepredigt und Jungfräulichkeit,

für die selbst das sinkende Rom noch Verständnis hatte, als Erdrosselung der weiblichen Natur verhöhnt wird; in einer Zeit, wo der Liebespöbel, wie Förster sagt, zur Herrschaft gekommen ist; in einer Zeit, wo die eheliche Treue als langweilige Borniertheit verspottet, wo selbst die Mutterwürde profaniert und herabgewürdigt wird; in einer solchen Zeit bedarf es wahrlich einer Acies ordinata — eines Kreuzheeres von Frauen, die mit den Männern verteidigen und zurückerobern das heilige Land der Frauentugend und der Frauenehre, des Frauensegens und des Frauenglücks. Unter den Frauen sind viele, die ich mit einer Art heiliger Ehrfurcht grüßen möchte! Es sind die Mütter. Den Müttern die Gasse frei — sie gehören zum Kreuz — denn Mutter heißt Opfer, Mutterleben — Opferleben.

Das Jahrhundert, das man bekanntlich das Jahrhundert des Kindes genannt hat, ist auch das Jahrhundert der Mutter. Es geht ein Zug sorgender Mütterlichkeit durch die Welt, und seit dem Wiedererwachen des sozialen Verständnisses steht wohl kein Gebiet so sehr im Vordergrund des Interesses, als das der Sorge für Kindheit und Jugend. Wem läge sie mehr am Herzen als der Mutter? Aber gerade von der großen Mutterliebe erwarten wir, daß sie sich in den Pflichten gegen das Kind nicht nur durch die Sorge um jene Daseinsbedingungen erfüllt, in denen das körperliche und geistige Wohl des Kindes am sichersten gewährleistet wird, durch den Kampf um das christliche Eheideal, sondern neben der leiblichen Mutterschaft und der geistigen der Erziehung auch die übernatürliche nicht vergesse und seiner Seele ewiges Heil suche. Geist vom Geist der makkabäischen Mutter muß jede christliche Mutter unserer Tage haben. Wie die Mutter des Klemens von Ancyra, der

später Märtyrer wurde, sage auch die Mutter von heute: Negotium, pro quo contendimus, vita aeterna est — um das ewige Leben handelt es sich! Und das Ewige ist nicht Hindernis, sondern Hebel des zeitlichen Fortschrittes. In den Kreuzzug also mit euern Kindern und zu ihm, der wie niemand die Kindheit geliebt und erhoben hat, zu Jesus Christus!

III. Die Waffen.

Und nun, meine Verehrten, zu den Waffen! Die Notwendigkeit des Kampfes zur Rückeroberung und Verteidigung des Christentums haben wir erkannt: wir sind willens, unsere Pflicht zu tun. Nun lassen Sie uns die Waffen nehmen! Wir stehen, wenn wir dieses Bild gebrauchen, ganz auf biblischem Boden. „Brüder, seid stark im Herrn, in der Macht seiner Kraft. Ziehet an die Waffenrüstung Gottes, damit ihr Widerstand leisten könnt in schlimmer Zeit und unerschütterlich steht. Wappnet eure Lenden mit der Wahrheit, nehmt den Panzer der Gerechtigkeit und beschuht eure Füße mit Bereitwilligkeit für das Evangelium des Friedens. Vor allem aber ergreift den Schild des Glaubens, mit welchem ihr alle feurigen Pfeile des Bösen abwehren könnt, nehmt den Helm der Hoffnung des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes!“ Das sind unsere Waffen! Lassen Sie uns die drei zuletzt genannten besonders beachten.

Nehmt vor allem den Schild des Glaubens! Was uns nottut, ist lebendiger, opferbereiter, übernatürlicher Glaube. Katholikentage sind Hochfeste des Glaubens, hier wird man aufs neue seiner Kraft bewußt. Unser heiliger, christlicher, katholischer Glaube, der Glaube unserer Väter,

der Glaube der Kreuzfahrer, der Glaube der Märtyrer, fest in seinem Fundament, das Höchste erstrebend in seinen Zielen, wunderbar segensreich in seiner Auswirkung! Aber nicht nur dem Inhalt nach muß unser Glaube der der Märtyrer sein, auch ihre Begeisterung und Hingabe brauchen wir so notwendig wie damals. Und nur diesem Glauben gehört, soweit unsere Tat dabei in Frage kommt, der Sieg. Nur dieser Glaube hat fortreißende, weltüberwindende Kraft. Scheint es nicht, als ob wir, dem Zug der Zeit hier zu Unrecht folgend, zuviel Vernünftelei in das Gebiet des Glaubens tragen, als ob wir die Zustimmung zu den einzelnen Glaubensartikeln und Geheimnissen erst von der Einsicht in die Gründe abhängig machten, die man uns vorlegt? Gewiß, wir lehnen die Ansicht ab, die den Glauben nur in das Gefühl verlegt und von dem Menschen verlangt, die Werte der jenseitigen Welt mit der Empfindung und dem Willen zu bejahen, auch wenn die Zweifel, die aus der Erkenntnis kommen, zentnerschwer auf unsere Seele fallen, wir können nicht mit dem Herzen Christen und mit dem Kopf Atheisten sein; gewiß, wir verlangen, daß eine Religion, die soviel Opfer fordert, auch ihre Berechtigung ausweisen könne vor dem Forum der Vernunft; die Wahrheitsmacht unseres Glaubens ist es ja, die uns so froh macht. Aber wir dürfen doch nicht vergessen, und die Wahrhaftigkeit verlangt dies Bekenntnis, daß insbesondere dem Laien, auch bei ernster Vertiefung seines religiösen Wissens, doch die ganze Fülle des theologischen Wissens aufzunehmen nicht möglich ist, daß wir, wie auf natürlichem Gebiet, so im Glauben auf die Autorität angewiesen sind, daß unser Glaube ein übernatürlicher ist, der sich auf das Wunder des Bestehens, der Ausbreitung, der Eigenschaften

und der Wirkungen der katholischen Kirche gründet, deren Sein und Dauer auf übernatürlichen Ursprung und übernatürliche Macht zurückgeführt werden muß. Was wir brauchen, ist die Erkenntnis von der Berechtigung und der göttlichen Stiftung unserer Kirche, von dem übernatürlichen Schutz der Wahrheit in ihr durch Jesus Christus. Darum müssen wir heute, wenn irgendeine Lehre, die von der Kirche studieren, je gründlicher, desto besser, dann werden wir uns auch von ihr führen lassen. Je hingebender wir das tun, desto mehr hinreißende Kraft hat unser Glaube. Je treuer wir zur Kirche stehen, desto treuer stehen wir zu Christus.

Darum hat der geniale P. Lacordaire das von Frédéric Ozanam geschaffene Werk der Konferenzen von Notre-Dame mit der Lehre von der Kirche begonnen. Das hinderte ihn so wenig, als es die Gebildeten unserer Tage hindert, alles Rüstzeug aus dem Arsenal der Apologetik zu benutzen; denn die Vertiefung und Vermehrung des religiösen Wissens ist, den Glauben vorausgesetzt, nur eine Vermehrung seines Verdienstes. Wissen ist Macht, auch das religiöse Wissen. Aber nur keinen blassen, von Zweifeln angekränkelten halben Glauben. Er ist eines Kreuzfahrers von ehedem und heute unwürdig und ohne alle Kraft. Wer den Glauben der Märtyrer hat, der wird von selbst zum Apostel, zum Missionär in Laienkreisen, nicht aus Fanatismus, sondern aus der Leucht- und Feuerkraft seines Glaubens heraus und aus Liebe zu den Brüdern. Im Reiche der Presse, des Buches und der Bühne wird er sein Bestes tun, dem Einfluß des Bösen zu wehren und das Gute zu fördern. Und wenn die Stunde kommt, wo er seine Stimme für das öffentliche Wohl in die Wagschale der Entscheidung legen kann, ge-

bietet ihm sein Glaube, nach bestem Wissen und Gewissen, nur durch die Rücksicht auf das Wohl des Ganzen sich leiten zu lassen. Das ist Kreuzfahrertat und Kreuzfahrerpflicht. Den Erfolg überläßt er Gott, er vertraut auf ihn.

Und das ist das zweite wichtige Stück der Rüstung: Das Vertrauen. Ergreifet den Helm der Hoffnung. Wenn wir die Zahl, den Einfluß und die Macht der Mittel unserer Gegner übersehen, dann kann nur begeistertes Vertrauen uns vor Kleinmut und Niederlage bewahren. — Vertrauen, wunderbare Macht, die aus den Tiefen der Menschenseele schlummernde Kräfte hebt, Vertrauen, das den Schwachen zum Helden macht, das dem Mut Flügel leiht, Vertrauen, heiliges Vertrauen, dir sei eine Huldigung gebracht in einer Zeit, wo vielfach das Vertrauen fehlt. Feldherr und Soldaten müssen Vertrauen haben, sonst wird die Sache geschädigt, der sie dienen möchten. Vertrauen ist im eminenten Sinn eine moderne Tugend — sie ist modern in Zeiten der Verfolgung und des Abfalls. Wir brauchen Märtyrer des Vertrauens. Das ist der heilige Optimismus, ohne den nichts Großes, Vorwärtstreibendes erreicht wird. Vertrauen auf Gott, dessen weisheitsvolle Pläne zu übersehen uns Kürze des Blickes, Kürze des Lebens und Kürze der Geduld hindert. Vertrauen auf unsere Führer, die der Heilige Geist gesetzt hat, die Kirche Gottes zu regieren; Vertrauen vor allem zu den obersten Hirten, Vertrauen zum Papst, zu Bischöfen und Priestern! Wir müssen eine enggeschlossene Phalanx bilden und jeder an seiner Stelle seine ganze Pflicht tun. Wir müssen das Führen den Führern überlassen und wir müssen der Autorität ihres Amtes und ihrer Erfahrung vertrauen. Ein disziplinloses Heer ist verloren. Lieber einen Irrtum

begehen, aber die Disziplin gewahrt, als einen augenblicklichen Erfolg, der das Ganze für lange gefährdet. Habt Vertrauen! So ist kein Soldat je seinem Führer zu folgen berechtigt gewesen, so konnte Napoleons Garde nicht durch das Auge des großen Feldherrn begeistert werden, wie wir unserem Führer, dem Heiligen Vater, begeistert zu folgen alle Gründe haben.

Das Vertrauen auf unsere Führer, auf die Heiligkeit und Gerechtigkeit unserer Sache wird uns vor einem verhängnisvollen Fehler bewahren: wir werden uns durch die Macht der Redner nicht imponieren, nicht verblüffen und nicht verwirren lassen.

Nicht die Macht der Massen entscheidet, auch nicht die Macht der sogenannten gebildeten Massen, sondern die Macht der Gründe und der Wahrheit. Wir leben in einer Zeit, wo trotz des Persönlichkeitskultus die Massen und die öffentliche Meinung regieren. Aber das Heil in der Gesellschaft ist noch immer von Einzelnen ausgegangen, von den Männern und Frauen voll großer Gedanken, unerschütterlichen Vertrauens und rückhaltloser Hingabe an ihre Aufgabe, mit dem Willen zu jedem Opfer, selbst des Lebens, wenn es sein muß. „Darum fürchte nichts, du kleine Schar, denn es hat dem Herrn gefallen, euch das Reich zu geben!"

Nun die letzte Waffe, das Schwert des Geistes, das Wort Gottes. Und nicht sein Wort allein, ihn selbst, das verbum incarnatum et crucifixum. In hoc signo vinces! Das Kreuz als Zeichen der Liebe, das ist das Größte von allem. Die stärkste Waffe, die Waffe, die überwindet, ohne zu verwunden. Mit dieser Waffe ist die Welt besiegt worden. Nicht durch Gewalt, nicht durch das Schwert, sondern durch den Geist der Liebe. Imperium eis artibus

retinetur, quibus initio partum est, sagt Sallust. Die Liebe hat die Welt für Christus erobert. Ohne die Liebe kann der Glaube zum Fanatismus, das Vertrauen zur Vermessenheit und Härte werden. Ohne die Liebe sind wir nichts. Grund, Kraft und Krone dieser großen Liebe ist Christus. Er ist immer derselbe, und darum bleibt die Liebe gleich, die in ihm gegründet ist. Ob Enttäuschungen und Bitterkeiten, oder Erfolg und Bewunderung, ob Haß und Hohn, oder Hilfe und Hochachtung ihr wird, — sie bleibt da — und sie bleibt Siegerin. „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden die Herren der Erde sein!"

Lassen Sie uns die große Liebe hinaustragen in die Welt, den heiligen Feuerbrand, der die Gegensätze schmilzt, der uns selbst läutert und das große Licht, das große Verstehen gibt. Denn um die Menschen zu verstehen, muß man sie lieben! Ja, man muß sie lieben — meine Brüder, wenn irgend wann und wo, so ist hier und jetzt gerechtfertigt, es zu sagen: „Könnte die Beredsamkeit von all den Tausenden, die dieser großen Stunde teilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben, den Strahl, den ich in Ihren Augen merke, zur Flamme zu erheben"[1]: — es wird keine rechte Einigkeit und kein ganzer Friede werden, wenn nicht zuerst die Liebe kommt, den Weg zu bahnen. Wir müssen auch unter uns die Liebe haben. Wenn die Stunde kommen wird, da die Ideen sich ausgewirkt, und sie müssen sich auswirken, um so sichtbarer, je länger ihre Dauer und je größer ihr Umfang sein wird, wenn die Stunde kommt, wo wir die Resultate der Erfahrungsprobe vor uns haben, ob Wahrheit oder Irrtum, Heil oder Unheil, — wir wissen

[1] Schiller, Don Karlos III 10.

es nicht. Eines aber wissen wir: Wenn die Liebe herrscht, dann wird es in jener Stunde weder Sieger noch Besiegte geben, sondern Siegerin wird die Wahrheit durch die Liebe sein!

* * *

Nur noch ein Wort! Einer der bedeutendsten Männer Frankreichs im vorigen Jahrhundert, der Mann, der wie Bossuet auch in dieser Stadt mit seinem wunderbaren Wort Tausende hinriß, P. Lacordaire, hat einst vom Priester das schöne Wort geprägt, er solle sein: Hart wie der Diamant, zarter als eine Mutter!

Wir feiern an diesem Katholikentag neben andern Jubiläen auch das diamantene Fest, das 60jährige Bestehen der Katholikenversammlungen Deutschlands. Darum darf ich das schöne Wort auch auf uns anwenden. Gehen wir aus diesen gesegneten Tagen weg und hinein in den modernen Kreuzzug:

Hart wie der Diamant in der Unzerstörbarkeit unserer Überzeugung, ohne Teilung und ohne Kompromiß.

Fest wie der Diamant in unsern Grundsätzen, die nicht aus wechselnden Menschenmeinungen, sondern aus der ewigen und unveränderlichen Wahrheit kommen, die Gott selber ist.

Stark wie der Diamant in unserem Bekenntnis gegenüber allen Angriffen und allem Abfall.

Geschliffen wie der Diamant, in den Reibungen des Lebens, durch die Härten der Not, durch die Steine der Verfolgung.

Leuchtend wie der Diamant, im Lichte des Lebens, Kinder des Lichts.

Feurig wie der Diamant, voll heiligen Feuers, glühend für Gottes Ehre und der Menschen Heil.

Edel wie der Diamant, voll vornehmer Gesinnung, Edelpersönlichkeiten.

Voll zarter Gottesliebe, mit zartem Gewissen, voll zarter Rücksicht für die Personen.

Zarter als eine Mutter — in der Liebe zu den Menschen, zu den Armen, zu den Unglücklichen, zu den Fremden.

Zarter als eine Mutter — in der Liebe zu unserer Kirche, unserer Mutter, in der Sorge um ihre Ehre und ihre Freiheit.

Zart wie Mutterliebe in der ehrfürchtigen Liebe, im zarten Gehorsam gegen unsern Heiligen Vater, unsere Bischöfe und Priester.

Stark und zart zugleich in der Liebe zu unserem Vaterlande.

Das seien unsere Gesinnungen! Auf nun zur Fahrt, zum Kampf, deutsche Kreuzfahrer des 20. Jahrhunderts! Wenn irgendein Kampf, gilt dieser dem Frieden. Wie ein heiliges Gelöbnis steige es in dieser Stunde zum Himmel: Gott will es, Gott will es! Komm, du heiliges Kreuz, komm, du geliebtes Zeichen unseres Heils, komm in unsere Hände, regiere unser Leben, sei bei uns im Kampfe und stärke uns im Tod, steig mit uns ins Grab und erhebe dich über unserem Haupt und verkünde der Welt: Hier liegt einer, der im Kreuze gesiegt hat. Und wenn die letzte Kreuzfahrt kommt, wenn du am Himmel erscheinst zur letzten Scheidung und Entscheidung, dann laß uns auf der Seite derer stehen, die preisen dürfen für immer den Sieg des Kreuzes! In hoc signo vinces!

FATHERS' LIBRARY

CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
BX1756.K71 C001
DAS EWIGE LICHT FREIBURG IM BREISGAU
3 0311 00043 8239
53650

BX
1756
.K71

53650

Krotz, B.

AUTHOR

DAS EWIGE...

17,110

WHEN taking out this book, please write name and date on card and place card in CARD-DROP.

PLEASE see that this book is returned ON TIME: others may be waiting for it.

KINDLY refrain from defacing this book in any way, and also from leaving MARKERS of any kind between the pages.

[redacted]
3 [redacted]